Roger Steer

Hudson Taylor

Im Herzen Chinas

dlv

Wenn nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen. Hervorhebungen in den Bibelzitaten sind in der Regel hinzugefügt worden. Es ist außerdem zu beachten, dass geografische und andere Bezeichnungen (z. B. Personennamen) gewöhnlich in der Form erscheinen, die in der 1. Auflage der Lizenzausgabe 2000 verwendet wurden, wobei mitunter notwendige Vereinheitlichungen bzw. Anpassungen erfolgten. Gelegentlich ist eine Namensvariante (z. B. »Xiamen« statt bisher »Amoy«) oder eine andere Schreibweise in Klammern hinzugefügt worden. Allgemein gängige Namensformen (wie »Peking«) wurden weitgehend beibehalten.

1. überarbeitete Auflage der Lizenzausgabe 2025

© 1990 by OMF Singapur
Originaltitel: A Man in Christ
© der deutschen Ausgabe 1994 by Brunnen Verlag Gießen

© der Lizenzausgabe 2000 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

© Fotos: OMF International
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256679
ISBN 978-3-86699-679-3

Inhalt

	Vorwort	7
1	Ein Gebet mit Folgen	9
2	Das Reich der Mitte	19
3	Auf eigenen Füßen	30
4	Eine gute Investition	36
5	Von Wasser und Brot zu Steak und Portwein	43
6	Vielversprechende Nachrichten	51
7	Eine lange Reise	59
8	Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens	69
9	Kein leichter Anfang	74
10	Ein Lied kann Leben retten!	82
11	Eure Worte sind die Wahrheit	88
12	Zum Tee beim ehrwürdigen Chen	95
13	Neue Strategien?	105
14	Den magischen Ring durchbrechen	113
15	»Ein Stückchen Himmel«	121
16	Unruhige Nächte	129
17	Die Tragödie auf dem Kanal	139
18	Finstere Pläne	146
19	Eine wichtige Botschaft	155
20	Ein Weg mit Hindernissen!	162
21	Eine sanfte Hand auf seiner Stirn	168
22	Ein kostbarer Schatz	175
23	Neue Weichen werden gestellt	186

24 Brighton wirkt Wunder 195
25 Einen kühlen Kopf bewahren 205
26 Am Ufer des Westsees 218
27 Neues Leben in der New Lane 227
28 Der Gärtner pflückt eine Rose 235
29 »Ich muss weitergehen!« 244
30 Aufruhr in Yangzhou 252
31 Mission mit Kriegsschiffen? 261
32 Ein neuer Anfang 269
33 Gott versammelt im Himmel die Menschen, die wir lieben 277
34 Liebe ohne Eifersucht 284
35 Höhen und Tiefen 293
36 Uns hat niemals etwas gefehlt! 302
37 Ein Traum wird wahr 310
38 Hudson Taylor wird berühmt 319
39 Um einiges besser als Kricket 329
40 Was Gott macht, das macht er schön 340
41 Mr Moody wird überstimmt 348
42 Was Jesus wirklich meinte 358
43 Die Kraft des Heiligen Geistes 370
44 Mit der Familie unterwegs 379
45 Vorurteile überwinden 387
46 »Was wenig kostet, ist wenig wert« 396
47 Eine unvergängliche Krone 404
48 Auf dem Weg in den Himmel 411
Nachwort 420
Dank 426
Abkürzungen 428

Vorwort

Den Namen Hudson Taylor verbinden die meisten Christen, die ein Herz für Mission haben, mit der »China-Inland-Mission«, die viele Jahrzehnte Pionierarbeit in diesem riesigen Land geleistet hat.

Manche haben Hudson Taylor als einen Mann des Glaubens und des Gebets in Erinnerung, der für seine ständig wachsende Arbeit mit Hunderten von Mitarbeitern nie um Spenden bat, sondern alle Mittel von Gott erwartete nach dem Grundsatz: »Gottes Arbeit, die auf Gottes Art und Weise getan wird, wird auch immer Gottes Versorgung erfahren.«

Auch sein bekannter Ausspruch »Wir brauchen keinen großen Glauben, sondern Glauben an einen großen Gott« wird hier und da zitiert. Aber wie dieser Glaube und dieses Vertrauen in dem jugendlichen Hudson Taylor wuchsen, wie sie erprobt, bewusst trainiert und später dann Jahrzehnte lang in oft äußerst schwierigen und gefahrvollen Situationen gelebt wurden, ist weithin in Vergessenheit geraten.

Und genau hier haben wir Christen im dritten Jahrtausend neu von Hudson Taylor zu lernen. Wir stehen in Gefahr zu glauben, dass Gemeindewachstum und Mission eine Sache des richtigen Managements und der Finanzplanung ist, und zerbrechen uns die Köpfe über Risiken und Absicherungen, während unsere Glaubensväter im 19. Jahrhundert auf den Knien lagen und ihr Denken von den Verheißungen Gottes prägen ließen. Das machte sie demütig, von Gott abhängig und bescheiden – Charakterzüge, die heute leider weithin durch Abwesenheit glänzen.

Als Taylor 1890 in Australien in einer großen Versammlung als »unser berühmter Freund« vorgestellt wurde, gab er nach einer kurzen Verlegenheitspause die für ihn charakteristische Antwort:

»Liebe Freunde, ich bin der kleine Diener eines berühmten Herrn!« Je besser wir Gott kennenlernen, umso nüchterner wird unsere Selbsteinschätzung. Auch in diesem Bereich ist uns der Blick für vernünftige Proportionen verloren gegangen.

Daher bietet diese Biografie Hudson Taylors nicht nur einen äußerst spannenden Missionsbericht, sondern stellt auch das Denken und Leben des Lesers in das Licht Gottes und ermutigt zugleich, auch in unserer Zeit durch das eigene Leben den Beweis zu liefern, dass man Gott heute noch genauso vertrauen kann wie vor 200 oder 2000 Jahren.

Dass Hudson Taylor auch seine Schwächen, Ecken und Kanten hatte und nicht immer geradlinig seiner biblischen Erkenntnis folgte, wird dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleiben. Auch das zeichnet diese Biografie aus und gibt uns Gelegenheit, nicht nur von seinen Stärken, sondern auch von seinen Schwächen zu lernen.

Schenke Gott, dass diese Lebensgeschichte in jedem Leser den tiefen Wunsch nach einem christusähnlichen und gottgeweihten Leben zur Ehre unseres Herrn weckt.

Wolfgang Bühne

1 Ein Gebet mit Folgen

Lieber Gott, wenn du uns einen Sohn schenken willst, dann lass ihn für dich in China arbeiten!«

An einem rauen Abend beteten James Taylor und seine Frau Amelia in dem Raum hinter ihrer Apotheke in Barnsley. In dem Raum stand ein riesiges Regal, dessen Borde unter dem Gewicht unzähliger Bücher geradezu ächzten. Und immer kamen noch mehr dazu. James war von allem begeistert, was mit China zu tun hatte. Es faszinierte ihn, dass Weltreiche wie das Persische, das Griechische und das Römische Reich, die doch so mächtig und unerschütterlich gewirkt hatten, untergegangen waren, das chinesische aber immer noch weiter bestand. Es war das größte noch existierende Denkmal vergangener Macht und Größe. Doch obwohl nun bereits das 19. Jahrhundert angebrochen war – noch immer hatte kein protestantischer Missionar für längere Zeit jemals chinesischen Boden betreten!

Wochen, Monate gingen dahin, während Amelia guter Hoffnung war. Der Winter war vorüber, der Frühling nahte, und am 21. Mai 1832 brachte Amelia mit 24 Jahren ihr erstes Kind zur Welt. Ein Sohn war es, und sie nannten ihn James Hudson Taylor. Hudson, das war der Mädchenname seiner Mutter gewesen.

Beide Familien waren Methodisten. Hudson konnte sich später noch gut daran erinnern, wie er als Junge zur kleinen Kapelle von Pinfold Hill in Barnsley mitgenommen worden war. Sein Urgroßvater, der Steinmetz James Taylor, hatte sie gebaut. Nicht oft genug hatte der Junge die Geschichte hören können, wonach sein Urgroßvater einmal einen überaus berühmten Gast beherbergt hatte. Im Juni 1786 war John Wesley, damals schon 82 Jahre alt, höchstpersönlich nach Barnsley gekommen und bei der Gelegenheit von James Taylor in dessen Häuschen eingeladen worden.

Wesley hatte vor einer großen Menschenmenge ganz in der Nähe des Marktplatzes gepredigt und dabei freudig registriert, dass sie jedes seiner Worte fast zu verschlingen schien.

Das Haus, in dem Hudson seine Kindheit und Jugend verbrachte – Nummer 21 in der Cheapside –, war nicht weit von dem Platz entfernt, an dem Wesley damals gepredigt hatte. Es lag am Dorfanger May Day Green, und an diesem ungemein günstigen Platz hatte sich Hudsons Vater seine gut gehende Apotheke eingerichtet; James Taylor war halb Apotheker, halb Arzt. Schon bald hatte er sich einen guten Ruf erworben. Kein Wunder, denn er war ehrlich und fleißig und stets um seine Patienten bemüht.

Es gab immer viel zu tun in dem Geschäft, das unten im Erdgeschoss lag. Manchmal benutzte James Taylor den Raum hinter der Apotheke auch als Sprechzimmer. Die Patienten vertrauten seinem ärztlichen Rat, vertrauten diesem eher scheuen, stillen Mann. Er half, wo er konnte, und das mit manchmal so ungewöhnlichen Mitteln wie der Hypnose.

Am wohlsten fühlte sich James beim Zusammensein mit seinen Freunden, für die sein Haus immer offenstand. Sie ereiferten sich dann in hitzigen Diskussionen über den Fortschritt des Methodismus und über die Möglichkeiten missionarischer Arbeit im Ausland. Noch Jahre später erinnerte sich Hudsons Schwester Amelia daran, wie gern Hudson und sie als Kinder bei diesen Gesprächen ihres Vaters und seiner Freunde gelauscht hatten:

»Theologie, Predigten, Politik, der Dienst für den Herrn hier und in anderen Ländern – über alles wurde mit Leidenschaft und Sachverstand gesprochen. Das hat uns Kinder damals sehr beeindruckt.«

Vielleicht unter diesem Eindruck sagte Hudson manchmal: »Wenn ich groß bin, werde ich Missionar und gehe nach China.«

Dann dachten seine Eltern an ihr Gebet, sahen einander vielsagend an, sagten aber nichts.

Hudson hatte zwei Schwestern – die drei Jahre jüngere Amelia und Louisa, die zur Welt kam, als er acht Jahre alt war. Sein Bru-

der William, der zwischen ihm und Amelia geboren wurde, starb mit sieben Jahren.[1] Jeden Tag nahm James Taylor seine Kinder mit in sein Schlafzimmer, kniete mit ihnen vor dem Bett nieder, legte seine Arme um sie und betete für jedes von ihnen. Danach gingen Hudson und seine Schwestern in ihre Zimmer und lasen in der Bibel.

»Lernt eure Bibel lieben«, forderte der Vater sie immer wieder auf. »Gott kann nicht lügen. Er führt euch niemals in die Irre. Er lässt euch nie im Stich.«

Nachmittags hatten Amelia, Louisa und Hudson Unterricht in dem Raum hinter der Apotheke. Die Mutter nähte, während die Kinder ihr etwas vorlasen oder schrieben, was sie ihnen diktierte. Und sie war eine sehr strenge Lehrerin. Nichts ließ sie durchgehen – weder einen schlampigen Ausdruck noch grammatische Fehler oder gar eine schlechte Aussprache.

James Taylor war ebenfalls streng zu seinen Kindern, manchmal auch aufbrausend. Wehe, wenn einer zu spät zu den Mahlzeiten erschien! Aber er konnte auch ganz anders sein. Wenn er wusste, dass einer seiner Patienten sich die medizinische Behandlung im Grunde nicht leisten konnte, behandelte er ihn fast kostenlos. Dann sagte er: »Schon in Ordnung! Wir schicken die Rechnung in den Himmel und regeln die Sache dort.«

Der Vater brachte den Kindern Französisch, Latein und Rechnen bei. Wenn sie genug gearbeitet hatten, wandte er sich seinem Lieblingsthema zu:

»Welches Reich dieser Erde ist fast einhundertmal größer als England und nimmt beinahe ein Zehntel der bewohnbaren Erdoberfläche ein?«

»China.«

1 A. d. H.: Internet-Angaben zufolge kam nach Amelia noch ein Sohn namens Theodore zur Welt (ca. 1837), der wohl bereits im gleichen Jahr verstarb.

»Richtig! Wenn alle Chinesen in einer Reihe stünden mit jeweils einem Meter Platz zwischen ihnen, so würden sie die Erde am Äquator siebenmal umrunden. Und wer hat das Schießpulver, den Kompass, das Papier und die Druckerkunst erfunden?«

»Die Chinesen.«

»Richtig! Schießpulver und Papier wurden in China zu Beginn des christlichen Zeitalters erfunden. Und während bei uns der angelsächsische König Æthelstan regierte, lernten die Chinesen schon das Drucken.«

Doch James Taylor arbeitete nicht nur mit seinen Kindern. Samstag nachmittags unternahm er lange Spaziergänge mit ihnen – weit hinaus in die ländliche Umgebung ihrer Grafschaft Yorkshire. Hudson und Amelia nahmen ihre Reifen mit, und der Vater vergaß sogar für eine Weile China und erzählte ihnen alles, was er über Schmetterlinge, Vögel und Blumen dieser Gegend wusste.

Hudson begann, die Natur zu lieben; lernte Farne und Blumen anzupflanzen, die er in den Wäldern gesammelt hatte. Sein Vater unterstützte begeistert die Interessen seines Sohnes, abonnierte eine Zeitschrift für Naturgeschichte und sammelte Pillendosen aus der Apotheke, damit Hudson darin Schmetterlinge und Insekten aufbewahren konnte.

Im Herbst 1843, sechs Jahre nach dem Regierungsantritt von Königin Victoria, betrat der elfjährige Hudson zum ersten Mal eine Schule – allerdings nur für gut zwei Jahre. Dann übernahm ein Direktor die Schule, von dem James Taylor alles andere als begeistert war. Hudson kehrte nach Hause zurück, wo ihn sein Vater weiterhin unterrichtete und er seinem Vater dafür in der Apotheke half. Der Junge mit dem Lockenkopf und der weißen Schürze lernte, Arzneimittel zu mischen, sie abzuwiegen und zu verpacken.

Hudson war gerade 15 Jahre alt, als in einer Bank in Barnsley eine Ausbildungsstelle frei wurde. Und weil James Taylor großen Wert darauf legte, dass sein Sohn Konten führen und Geschäftsbriefe

schreiben konnte, empfahl er Hudson, sich um diese Stelle zu bewerben. Und Hudson bekam die Stelle tatsächlich.

Die neue Aufgabe brachte ihn mit einer Welt in Berührung, die er von zu Hause nicht kannte. Seine Kollegen in der Bank verspotteten ihn wegen seines Glaubens, drängten ihn mit ihren Argumenten an die Wand. Noch nie hatte jemand so zu Hudson gesprochen.

»Christen sind pure Heuchler«, behaupteten sie. »Angeblich glauben sie an das, was in der Bibel steht. Aber sie leben so, als hätten sie nie darin gelesen!«

Hudson reagierte hilflos. Was sollte er darauf antworten? Stundenlang grübelte er, dachte darüber nach, was seine Eltern ihm beigebracht hatten. Schon in frühester Kindheit hatten sie mit ihm gebetet, hatten in der Bibel gelesen. Jeden Morgen nach dem Frühstück las der Vater etwas aus der Schrift vor. Das war zwar ganz schön, aber danach betete er mindestens 20 Minuten lang in einer Sprache, mit der sich Hudson immer weniger anfreunden konnte. Er fand das alles langweilig, wobei ihm der Vater mit seinen überschwänglichen Gebeten fast ein bisschen lächerlich vorkam.

Aber – so dachte Hudson – wenn wirklich jemand wie ein Gott da sein sollte, dann wäre es vielleicht doch klüger, ihm zu vertrauen, zu gehorchen und ihm von ganzem Herzen zu dienen. Und in diesem Sinne versuchte Hudson, irgendwie aus sich selbst einen Christen zu machen. Was ihm natürlich nicht gelang! Er begann, sich als Versager zu fühlen. Aus welchem Grund auch immer – ich kann nicht gerettet werden, meinte er schließlich. Also genieße ich alle Vergnügungen dieser Welt, denn jenseits des Grabes gibt es für mich ja doch keine Hoffnung.

Er begann, den Gesprächen seiner Kollegen sehr interessiert zu lauschen, die Dinge erzählten, wovon ein Kind aus einer aufrechten methodistischen Familie noch niemals etwas gehört hatte. Er betete nicht mehr, und was sollte er noch in einer Kirche? Hudson wurde – im Tun und Denken – seinen Kollegen immer ähnlicher. Wenn es stimmte, was sie behaupteten, dann brauchte er sich doch

keine Sorgen darüber zu machen, welch schrecklicher Untergang die Gottlosen erwartete.

Im Winter bekam Hudson eine Augenentzündung. Und das bedeutete: Er musste seine Ausbildung in der Bank nach nur neun Monaten abbrechen. Also arbeitete er wieder bei seinem Vater; er kannte nun zwar etwas von der Welt draußen, wusste aber immer weniger, wer er selbst war und was er glaubte. Sein Vater konnte nicht verstehen, weshalb sein Sohn so unglücklich war. Ja, er ärgerte sich über dessen Grübelei. Die Mutter verstand ihn besser. Aber sie wollte ihn nicht ausfragen, sondern behutsam mit ihm umgehen, vor allem für ihn beten.

Einen Monat nach seinem 17. Geburtstag, im Juni 1849, hatte Hudson einen freien Nachmittag. Ein wenig ratlos, was er mit der freien Zeit anfangen sollte, ging er an das riesige Regal mit den Büchern und nahm ein christliches Traktat heraus.

Am Anfang steht meist eine Geschichte, überlegte er sich, und erst am Ende die Moral. Ich werde die Geschichte lesen und die Predigt auslassen.

Hudson wusste nicht, dass seine Mutter, die sich 80 Kilometer von ihm entfernt bei ihrer Schwester in Barton-upon-Humber aufhielt, an diesem Nachmittag ebenfalls ein paar freie Stunden hatte. Nach dem Mittagessen war sie in ihr Zimmer gegangen und hatte die Tür hinter sich abgeschlossen. Einen merkwürdigen Entschluss hatte sie gefasst: Sie wollte nicht nur für Hudsons Bekehrung beten, sondern auch so lange in dem Zimmer bleiben, bis sie die Gewissheit hatte, dass ihr Gebet erhört wurde.

Inzwischen hatte Hudson das Traktat mitgenommen und war über den Hinterhof zu dem alten Lagerhaus gegangen, wo er sich oft aufhielt, wenn er ungestört lesen wollte. Das Traktat handelte von einem Kohlenhändler aus Somerset, der schwer an Tuberkulose erkrankt war. Kurz vor seinem Tod besuchten ihn ein paar Christen und sprachen mit ihm über verschiedene Bibelstellen.

Und da gab es einen Vers, von dem der Kohlenhändler ganz besonders beeindruckt, ja, betroffen war. In diesem Vers war davon die Rede, dass Jesus unsere Sünden an seinem eigenen Leib ans Kreuz getragen hat. Als die Besucher ihm sagten, dass Jesus am Kreuz »Es ist vollbracht!« gerufen hatte, da verstand der Kohlenhändler – und wurde Christ.

Es war eine ganz einfache Geschichte, aber sie klang wahr. Wenn er da an all das Gerede seiner früheren Kollegen bei der Bank dachte …

Und nun, als Hudson sich in dieser Weise mit dem Traktat beschäftigte, wurde ihm auf einmal seine eigene Sünde bewusst. Er spürte irgendwie, dass er etwas dagegen unternehmen musste. Die Worte »Es ist vollbracht!« trafen auch ihn. Was war vollbracht? Sicher, er hatte schon viele Predigten darüber gehört, sie aber ganz offensichtlich nie ganz verstanden. Doch er hatte nicht vergeblich so viel in der Bibel gelesen. Er konnte sich seine Frage selbst beantworten. »Eine vollständige und vollkommene Sühnung und Vergebung unserer Sünden. Die Schuld hat ein anderer bezahlt. Christus starb für meine Sünden.«

›Was bleibt mir da noch zu tun?‹, dachte Hudson. ›Was für einen Sinn hatten dann alle meine Anstrengungen, mich selbst zum Christen zu machen?‹

Dann war ihm, so beschreibt er es später, »als durchflutete der Heilige Geist meine Seele mit Licht. Ich konnte gar nichts anderes, als auf die Knie zu fallen, diesen Heiland und seine Rettung anzunehmen und ihn auf ewig zu preisen.«

So kniete Hudson Taylor auf dem Boden des Lagerhauses von Barnsley nieder und wurde Christ. Und in ihrem Zimmer in Barton-upon-Humber wusste Hudsons Mutter auf einmal, dass sie nicht länger zu beten brauchte. Sie war sich ganz sicher, dass Hudson sich bekehrt hatte – und sie wusste genau: Diese Gewissheit gab ihr der Heilige Geist.

Ein paar Tage später erzählte Hudson seiner Schwester Amelia unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was geschehen war. Zu kei-

nem sollte sie davon sprechen. Zwei Wochen später kam die Mutter zurück, und Hudson war der Erste, der sie an der Tür begrüßte.

»Mutter, ich habe so eine gute Nachricht für dich!« Überglücklich schlang Hudsons Mutter die Arme um ihren Sohn.

»Ich weiß, mein Junge! Ich freue mich schon zwei Wochen lang darüber!«

»Hat Amelia also doch ihr Versprechen gebrochen? Und dabei hatte sie mir so fest versprochen, zu keinem Menschen ein Wort davon zu sagen!«

»Amelia hat nichts verraten. Ich habe diese Nachricht auch nicht von irgendeinem anderen Menschen erfahren. Trotzdem weiß ich, wann du dich bekehrt hast. Es ist die Antwort auf meine Gebete.«

Bald darauf fiel Hudson ein Notizbuch in die Hände, das genau wie sein eigenes aussah. Bevor er merkte, dass es seiner Schwester gehörte, hatte er eine kurze Eintragung gelesen, die sie einige Wochen zuvor niedergeschrieben hatte: »Ich werde jeden Tag für Hudsons Bekehrung beten.« Amelias Gebete waren innerhalb eines Monats erhört worden.

Der Sommer 1849 war eine glückliche Zeit für die Taylors. Hudsons Augen blickten wieder klar und zuversichtlich in die Zukunft, und die Spannungen zwischen Vater und Sohn gab es nicht mehr. Wie dankbar waren Mutter und Tochter. Immer enger, immer inniger wurde das Verhältnis zwischen Hudson und seiner Schwester Amelia. So beschlossen sie, am Sonntagabend nicht mehr zum Gottesdienst, sondern in die ärmeren Viertel von Barnsley zu gehen. Sie wanderten von Haus zu Haus, verteilten Traktate und sprachen manchmal über ihren Glauben an Christus.

Doch dann schien alles vergeblich. Amelia wurde nach Barton-upon-Humber auf ein Internat geschickt, das Frau Hodson[2], die

2 A. d. H.: Es konnte nicht ermittelt werden, ob in diesem Fall »Hodson« oder »Hudson« die richtige Schreibweise ist. Fest steht, dass der (später auch im Text erwähnte) John Hodson etwa zu diesem Zeitpunkt Lehrling bei James Taylor war.

Schwester ihrer Mutter, leitete. Dafür kam John, der älteste Sohn der Tante, als Lehrling zu seinem Onkel James nach Barnsley. Er und Hudson wohnten nun in einem Zimmer. Johns fröhliche und ausgelassene Art wollte so gar nicht zu Hudson passen, der die Ruhe und Stille suchte.

Dennoch – obwohl er von John oft unterbrochen wurde, begann Hudson, seine Bibel regelrecht zu verschlingen. Doch dann geriet er in eine Krise: Das Beten fiel ihm immer schwerer, und die Bibel erschien ihm wieder einmal fad und langweilig.

Drei Dinge halfen ihm schließlich, diese schwierige Zeit zu überwinden: Zunächst war da ein Artikel im *Wesleyan Magazine* über »Die Schönheit der Heiligung«. Nachdem er ihn gelesen hatte, erschien das Gute für Hudson wieder erstrebenswert. Dann bekam er als neues Gemeindemitglied eine Karte mit dem Text von Hesekiel 36,26: »Und ich werde euch ein neues Herz geben und einen neuen Geist in euer Inneres geben; und ich werde das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischernes Herz geben.«

»Lieber Herr«, betete Hudson damals, »bitte, nimm mein steinernes Herz weg und gib mir ein fleischernes Herz! Hilf mir, den Verheißungen deines Wortes zu vertrauen!«

Und schließlich fand in der Pitt-Street-Gemeinde eine Evangelisation statt, bei der Hudson helfen sollte. Während dieser Veranstaltung wurden Hunderte Christen.

Am Sonntag musste Hudson wegen einer Erkältung zu Hause bleiben. Er nutzte die Gelegenheit und schrieb einen Brief an die geliebte Schwester nach Barton-upon-Humber. »Gott sei gedankt, ich bin sehr glücklich in seiner Liebe«, berichtete er darin. »Aber ich habe all seine Segnungen nicht verdient. Wie oft kann ich der Versuchung nicht widerstehen! Du weißt, wie sehr ich zur Oberflächlichkeit neige, wie oft ich nur mein Vergnügen suche, wie gern ich mich über andere lustig mache. Bete für mich, liebe Amelia, bete für mich! Ich bin noch so weit entfernt von aller vollkommenen Heiligung.«

An jenem Abend ging er in sein Zimmer, sprach lange mit Gott und versuchte, auf ihn zu hören. Er spürte die Gegenwart Gottes – stark und voller Freude. Immer wieder dankte er Jesus für das, was er für ihn getan hatte.

»Lieber Gott«, betete er, »bitte gib mir eine Arbeit, die ich für dich tun kann. Ich möchte dir meine Liebe und Dankbarkeit zeigen.«

Jetzt wurde ihm unmissverständlich klar, wo er nach Gottes Willen den Rest seines Lebens verbringen sollte. »Es war, als würde ich einen Bund mit dem Allmächtigen schließen. Es schien mir unmöglich, mein Versprechen zurückzunehmen. Etwas schien mir zu sagen: ›Dein Gebet ist erhört.‹ Und von diesem Augenblick an bin ich immer der festen Überzeugung gewesen, dass ich nach China gehen sollte.«

2 Das Reich der Mitte

Die Ausbreitung des Evangeliums in China war von allem Anfang an ein Abenteuer gewesen. Im Jahr 431 n. Chr. wurde Nestorius als Ketzer verurteilt,[3] doch schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts war die persische Kirche offiziell nestorianisch. Diese Nestorianerkirche breitete sich immer weiter in Richtung Osten aus. 635 drang der nestorianische Christ A-lo-pen (Alopen) bis nach China vor, bis in die Hauptstadt des Tang-Reiches. Der Kaiser empfing ihn freundlich und wollte alles über das Christentum hören. Was er hörte, gefiel ihm, und deshalb ordnete er an, dass dieser Glaube in seinem Reich verbreitet werden sollte.

Mehr als zwei Jahrhunderte hielt sich das nestorianische Christentum in China. In einem Land, das vom Buddhismus geprägt war, lebte diese Form des Christentums vor allem in Klöstern, doch reichte der Einfluss der Mönche wahrscheinlich kaum über die Mauern ihrer Klöster hinaus.

In große Bedrängnis gerieten die Nestorianer im Jahr 845, als ein anderer Tang-Kaiser das Mönchtum zu bekämpfen begann. Die christliche Religion wurde verboten; alle Klöster mussten aufgelöst werden, wobei die Mönche gezwungen waren, ins zivile Leben zurückzukehren. Mehrere Jahrhunderte lang konnte man kaum noch von einer christlichen Kirche in China sprechen. So berichtete ein Mönch, der 987 nach Europa zurückkehrte, er könne im ganzen chinesischen Reich keine Christen finden.

Im 13. Jahrhundert eroberte der Mongolenherrscher Dschingis Khan Nordchina. Er befahl, dass alle Religionen gleichermaßen

3 A. d. H.: Ungeachtet dessen sei hier angemerkt, dass Nestorius (um 381 bis ca. 451/453) im Wesentlichen schriftgemäße Positionen vertrat. So bezeichnete er z. B. Maria als »Christusgebärerin«, während seine Gegner an dem Begriff »Gottesgebärerin« festhielten.

respektiert werden müssten. Also konnte auch die Nestorianerkirche in ganz Zentralasien wiederaufgebaut werden, und im Jahr 1275 wurde in Peking, der neuen Hauptstadt des Dschingis-Khan-Enkels Kublai Khan, sogar ein Erzbischof eingesetzt.

Zu jener Zeit bereiste der Entdecker Marco Polo China. Auf dem Rückweg von ihrer Chinareise überbrachten Marco Polo und sein Onkel dem Papst eine Botschaft des Kublai Khan. Darin bat der Kaiser um eine Gesandtschaft von 100 christlichen Gelehrten.[4] Sie sollten »den Gelehrten im Reich des Kublai Khan in einem Streitgespräch beweisen, dass der Glaube, den die Christen vertreten, jedem anderen überlegen ist und auf eindeutigeren Beweisen als alle anderen beruht«.

Etwa 20 Jahre vergingen, bevor die Bitte des Kaisers erfüllt wurde. Dann sandte der Papst Johannes von Montecorvino nach China. Johannes kam um 1294 in Peking an und wurde von Kublai Khans Nachfolger Timur[5] auf das Herzlichste begrüßt. Es gelang dem Gesandten des Papstes zwar nicht, den Kaiser zu bekehren, weil dessen Herz »durch den Götzendienst allzu sehr erkaltet war«. Aber er baute eine Kirche und behauptete, bis zum Jahr 1305 6000 Menschen getauft zu haben. Papst Clemens V. ernannte Johannes zum Erzbischof, doch nach Johannes' Tod im Jahr 1328 setzten wieder zwei Jahrhunderte des Niedergangs für die christliche Kirche in China ein.

1557 gelang es den Portugiesen, sich in der kleinen Siedlung von Macao (Macau) in der Nähe Hongkongs niederzulassen. Die Kolonie wurde zum Ausgangspunkt für viele missionarische Unternehmungen, auch derjenigen des Jesuiten Matteo Ricci, eines der berühmtesten römisch-katholischen Missionare im Osten.

4 A. d. H.: Internet-Angaben zufolge hatte Kublai Khan diese Bitte bereits einige Jahre zuvor geäußert, als Marco Polos Vater und Onkel erstmals in China waren. Marco Polo war damals nicht zugegen, weil er noch minderjährig war.

5 A. d. H.: Nicht zu verwechseln mit dem turko-mongolischen Despoten Timur (Tamerlan [1336 – 1405]), dessen Residenz sich in Samarkand (Usbekistan) befand.

1600/1601 kam Ricci nach Peking und gewann durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten als Uhrmacher und Landkartenzeichner die Gunst des Kaisers. Ricci blieb zehn Jahre lang in der Hauptstadt, und in dieser Zeit entstand eine Gemeinde mit 2000 Mitgliedern; Adlige und berühmte Gelehrte gehörten dazu. Zum ersten Mal gab es auch eine chinesische Liturgie sowie chinesische christliche Literatur.

Wie viele andere Missionare nach ihm hatte auch Ricci ganz besonders mit zwei Problemen zu kämpfen: Welche chinesischen Wörter gab es für christliche Begriffe, und wie ließen sich alte chinesische Bräuche mit dem christlichen Glauben in Einklang bringen? Wenn das Christentum für die Chinesen überhaupt annehmbar sein sollte, musste es »chinesisch« sein, statt sich als »ausländisch« zu erweisen. Doch das war leichter gesagt als getan.

Nach langem Studieren und Nachdenken kam Ricci zu dem Schluss, dass die chinesischen Riten, mit denen Konfuzius und die Familie geehrt wurden, keine geistliche Bedeutung hatten. Also brauchte derjenige, der sich zum Christentum bekehrte, auf diese Riten nicht zu verzichten. Und damit konnte Ricci den chinesischen Christen selbst die Entscheidung überlassen, was sie tun wollten und was nicht.

Riccis Nachfolger war der deutsche Jesuit Johann Adam Schall von Bell, der 1622/1623 in Peking eintraf. Schall war ein kluger Mann; ein Astronom, der Sonnen- und Mondfinsternisse voraussagen konnte und sogar in den Kreis der Gelehrten berufen wurde, der für Kalenderberechnungen zuständig war.

Die christliche Gemeinde wuchs beständig. Immer mehr Menschen ließen sich taufen, auch eine Frau des Kaisers mit ihrem Kind. Schall überlebte das Ende der Ming-Dynastie, weil er die Mandschu-Eroberer davon überzeugen konnte, dass er unentbehrlich war.

Während des 17. Jahrhunderts gelangten weitere Orden – vor allem die Franziskaner und Dominikaner – nach China und konnten dort in ihrer missionarischen Arbeit Erfolge verzeichnen. Seit

1674 gab es den ersten chinesischen Bischof. Doch immer wieder kam es zum Streit darüber, welche chinesischen Begriffe für das Wort »Gott« in der Liturgie einzusetzen seien und wie weit chinesische Christen gehen durften, wenn sie die traditionellen Bräuche praktizierten. Die Beziehungen zwischen dem Vatikan und der chinesischen Kirche wurden immer angespannter.

Im 18. Jahrhundert nahm die Verfolgung der Christen in China zu. Immer weniger Menschen trauten sich, den Gottesdienst zu besuchen, viele Kirchen wurden zerstört. Und so war gegen Ende des Jahrhunderts die Arbeit der römisch-katholischen Missionare in China praktisch unmöglich geworden, auch wenn einige im Verborgenen weiterarbeiteten und dabei oft ihr Leben riskierten.

Hudson Taylors Vater muss seinem Sohn oft von Robert Morrison erzählt haben, dem ersten protestantischen Missionar in China. Er war im September 1807 mit einem amerikanischen Schiff nach Guangzhou (dem früheren Kanton) gekommen. Ziemlich lange musste er in einem Versteck leben, doch 1809 wurde er dann als Dolmetscher bei der Ostindischen Kompanie angestellt. Das gab ihm Schutz – und ein festes Einkommen. Im Laufe der Zeit entwickelte er sich zum Experten für chinesische Literatur und Weisheit, »einer der größten Gaben, die Gott jemals einem Volk schenkte«.

Ungefähr 25 Jahre blieb Morrison in Guangzhou, dem einzigen Ort Chinas, an dem sich Europäer längere Zeit behaupten konnten. Morrison war fest davon überzeugt, dass die Chinesen Christus brauchten. Und deswegen arbeitete er lange und hart, um die chinesische Kultur und Sprache besser zu begreifen. Denn nur so – dessen war er ganz sicher – konnte das Evangelium wirksam verkündigt werden.

1814 wurde der erste von Morrison bekehrte Chinese getauft, und 1819 hatte Morrison die ganze Bibel ins Chinesische übersetzt; danach vollendete er sein großes chinesisches Wörterbuch. Immer mehr Chinesen bekehrten sich; einer von ihnen arbeitete als Evangelist unter seinen Landsleuten. Doch als Morrison 1834

starb – damals war Hudson Taylor zwei Jahre alt –, da stand es um die Evangelisation Chinas ebenso schlecht wie bei seiner Ankunft. Nur drei weitere Missionare waren in der Zwischenzeit nach China gekommen, um Gott dort zu dienen. Walter Medhurst, ein Drucker, reiste seit 1817 durch das Innere Chinas, wo er christliche Literatur in chinesischer Sprache verteilte. Dr. Samuel Wells Williams, der ab 1833 viele Jahre in China arbeitete, schrieb ein zu seiner Zeit viel beachtetes Buch mit dem Titel *The Middle Kingdom*[6]. Schließlich eröffnete noch ein amerikanischer Chirurg, Peter Parker, eine Augenklinik in Guangzhou. Mit seiner Arbeit trug er viel dazu bei, die Vorurteile der Chinesen den Missionaren gegenüber abzubauen.

Hudson Taylor war noch sehr jung, als Karl Gützlaff in England von sich reden machte. Er war Mitglied der Niederländischen Missionsgesellschaft und später Dolmetscher für die britische Regierung in Hongkong. Seine Bücher rüttelten viele Christen auf, und von seinen Fahrten entlang der chinesischen Küste berichteten Händler, Schiffsoffiziere und Politiker. Ideenreich, ja, fantasievoll überlegte er sich immer neue Wege, wie die Chinesen selbst das Evangelium in alle 18 Provinzen ihres Landes bringen konnten. Unter anderem gründete er dafür einen Verein, die »Chinese Union«[7], um im Landesinneren Chinas Bibeln zu verteilen und die Menschen zu unterweisen.

Doch aller Einsatz schien vergebens. Gützlaff wurde von seinen chinesischen Evangelisten bitter enttäuscht. Fast alle betrogen ihn und waren opiumsüchtig. Sie schrieben Berichte über Reisen, die sie nie unternommen hatten, legten Listen von Bekehrten vor, die es gar nicht gab. Gützlaff, der von all diesen Vorgängen offenbar tatsächlich nichts wusste, war zutiefst betroffen, als der Skandal ans Tageslicht kam. Zwar wollte er seine Arbeit noch neu organisieren, doch er starb, bevor er etwas erreicht hatte.

6 A. d. H.: Deutsche Ausgabe: Samuel Wells Williams, *Das Reich der Mitte*, Cassel (heute Kassel), Verlag von G. E. Vollmann, 1852/1853, zwei Bände.

7 A. d. H.: Auch als »Chinese Christian Union« bekannt.

Die Chinesen verhielten sich Ausländern gegenüber unverändert feindlich, und das bedeutete, dass kaum jemand das Land jenseits von Guangzhou betreten konnte. Ein halbes Jahrhundert lang hatten die Christen in England darum gebetet, als Missionare in China freier arbeiten zu können. Aber erst als die westlichen Nationen wirtschaftlichen und politischen Druck auf China ausübten, wurde das möglich. Der »Erste Opiumkrieg« zwischen England und China brach 1839 aus, weil die Briten darauf bestanden, auch weiter indisches Opium gegen den Willen der chinesischen Regierung nach China zu importieren. Natürlich gab es noch andere Gründe: zum Beispiel die Einschränkung des Außenhandels durch die Chinesen, ihre mangelnde Bereitschaft, sich an vertragliche Verpflichtungen zu halten, und ihre Unduldsamkeit Ausländern gegenüber.

Der Krieg endete 1842 mit der Unterzeichnung des Vertrages von Nanjing (Nanking), der den Europäern in China einige Vorteile sicherte. So wurde Hongkong zur britischen Kolonie, fünf »Vertragshäfen« – Guangzhou, Amoy (heute Xiamen), Fuzhou, Ningbo und Shanghai – wurden geöffnet. In ihnen durften Ausländer leben. Vor Gericht wurde Ausländern das Recht zugebilligt, nach ihren eigenen Gesetzen verurteilt zu werden, und sie bekamen Richter und Anwälte ihres jeweiligen Landes. In jedem Vertragshafen residierten Konsuln, die den hohen chinesischen Beamten, den Mandarinen, vom Rang her gleichgestellt waren. Den britischen Staatsbürgern wurde zumindest auf dem Papier garantiert, dass sie frei von »Belästigungen und Einschränkungen« sein sollten. Im religiösen Bereich freilich regelte der Vertrag kaum etwas. Klar war lediglich, dass die Missionare ebenso wie die Händler fest entschlossen waren, die neuen Privilegien zu nutzen.

Natürlich waren die Missionare alles andere als kriegsbegeistert, aber sie meinten dennoch, dass Gott dieses beklagenswerte Ereignis dazu gebraucht hatte, um China für das Evangelium zu öffnen. Später freilich war die Vorstellung der Chinesen, dass die Mis-

sionare und das Christentum im Fahrwasser von Kriegsschiffen nach China gekommen waren, für deren Arbeit eher hinderlich.

Als die britischen Christen von dem Vertrag erfuhren, erkannten sie sofort, welche Möglichkeiten sich ihnen jetzt boten. Die Tür stand offen! Missionare konnten Chinesisch auf chinesischem Boden lernen, sie konnten sogar Häuser, Schulen, Krankenhäuser und Kirchen in den britischen und sonstigen ausländischen Siedlungen der Vertragshäfen bauen.

Beeindruckt von den neuen Möglichkeiten, auch von Gützlaffs Gedanken und dessen Energie, gaben britische Geschäftsleute eine neue Zeitschrift heraus: *The Gleaner in the Missionary Field*[8]. Sie hatte nur eine Aufgabe: die überseeische Mission zu fördern. Schon von ihrer ersten Ausgabe an (März 1850) gehörte diese Zeitschrift zur Pflichtlektüre im Hause Taylor. Hudson entdeckte zudem eine überkonfessionelle Gesellschaft, die in London gegründete »Chinese Association«. Ziel dieser Gesellschaft war es, chinesische Evangelisten anzustellen und mit bereits bestehenden Missionen bei der Ausbreitung des Evangeliums im bis dahin noch unerreichten Landesinneren Chinas zusammenzuarbeiten.

Hudson schrieb an den Sekretär der Gesellschaft und bat ihn darum, ihm alles zu schicken, was helfen könnte, die Arbeit der Gesellschaft in seinem Freundeskreis bekannt zu machen.

Als Hudson erfuhr, dass der Pastor einer Gemeinde in Barnsley das Buch des Druckers Medhurst besaß (*China: Its State and Prospects*[9]), beschloss Hudson, das Buch auszuleihen. »Natürlich gebe ich Ihnen das Buch sehr gern«, sagte der Pastor. »Aber wenn ich fragen darf, weshalb interessieren Sie sich denn so dafür?«

»Gott hat mich berufen, mein Leben im Missionsdienst für China zu verbringen«, antwortete Hudson, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern.

8 Svw. *Der Ährenleser auf dem Missionsfeld*.
9 Svw. *China heute und seine Aussichten für die Zukunft* (Kurztitel).

»Und wie wollen Sie nach China kommen?«, fragte der Pastor etwas erstaunt.

»Das weiß ich jetzt noch nicht. Aber vielleicht sollte ich so gehen, wie die zwölf und die siebzig Jünger [Jesu] nach Judäa gegangen sind – ohne Stab, Tasche, Essen oder Geld. Nur im Vertrauen auf ihn.«

Sanft, tröstend legte da der Pastor seine Hand auf Hudsons Schulter. »Ach, mein Junge, wenn Sie einmal älter sind, werden Sie auch einsichtiger sein als jetzt. Eine solche Idee wäre ja ganz schön und gut gewesen in den Tagen, als Christus noch auf der Erde lebte. Aber heute …?«

Noch viele Jahre später erinnerte sich Hudson an dieses Gespräch. »Ich bin inzwischen zwar älter geworden, aber überhaupt nicht einsichtiger. Mehr denn je bin ich davon überzeugt: Wenn wir uns nur vertrauensvoller von den Weisungen unseres Herrn und dessen Zusagen leiten ließen, die er seinen ersten Jüngern gab, so würden wir sehr bald feststellen, dass sie für unsere Zeit ebenso gelten wie für die Zeit Jesu.«

Medhurst betonte in seinem Buch immer wieder, wie wichtig medizinische Kenntnisse bei der Missionsarbeit seien. Und so beschloss Taylor, sich bei der Vorbereitung auf die Arbeit in China auf das Medizinstudium zu konzentrieren. Außerdem begann er, seinen Körper zu trainieren, verzichtete auf sein Federbett und andere Bequemlichkeiten, um sich besser auf ein Leben in China vorzubereiten.

Mit großer Begeisterung begann er mit dem Studium der chinesischen Sprache. Für diese Aufgabe brauche man »einen Körper aus Stahl, Lungen aus Edelstahl, einen Kopf aus Eichenholz, Hände aus Eisen, die Augen eines Adlers, das Herz eines Apostels, das Gedächtnis eines Engels und das Leben eines Methusalem«. So hatte es ein Missionar einmal formuliert – und Hudson richtete sein Leben darauf aus. Hudson besaß weder eine chinesische

Grammatik noch ein Wörterbuch, aber jemand hatte ihm das Lukasevangelium im chinesischen Mandarin-Dialekt geschenkt. Mit seinem Cousin John begann er nun zu lernen. Sie wählten einen kurzen Vers aus dem Lukasevangelium aus und suchten dann ein Dutzend oder mehr englische Verse, die ein Wort mit dem ersten Vers gemeinsam hatten. Dann schlugen sie den ersten Vers im chinesischen Text auf und sahen nach, welches Schriftzeichen sowohl dort als auch in den anderen Versen auftauchte und somit eine Entsprechung für das englische Wort sein könnte. Sie schrieben die Begriffe als mögliche Entsprechungen auf ein Blatt Papier nebeneinander und suchten eifrig danach, wo das Zeichen im chinesischen Text in anderen Zusammenhängen gebraucht wurde. Wenn sie an all diesen Stellen dasselbe Wort auch im Englischen wiederfanden, übertrugen sie das Schriftzeichen in ihr Wörterbuch und schrieben die vermutete Bedeutung mit einem Bleistift daneben. Bestätigte ihr weiteres Studium, dass diese Bedeutung richtig war, notierten sie die Bedeutung mit Tinte.

Im Laufe der Zeit hatten sie auf diese Weise die meisten der gängigen chinesischen Schriftzeichen gelernt.

Hudson stand nun immer um fünf Uhr morgens auf. »Ich muss noch sehr viel lernen«, schrieb er an seine Schwester Amelia, »wenn ich nach China gehen will. Aber dazu bin ich fest entschlossen, und deswegen will ich mich so gründlich und so gut wie nur möglich vorbereiten. Ich möchte gern mein Latein auffrischen, Griechisch und ein wenig Hebräisch lernen – und überhaupt alles über China erfahren. Bete für mich. Ich brauche Dein Gebet. Dringend!«

Weihnachten 1849 kam Amelia für ein paar Urlaubstage nach Hause. Sie brachte eine lebhafte junge Dame mit, Marianne Vaughan, eine der Lehrerinnen an Tante Hodsons Schule. Hudson gefiel diese junge Frau. Fast die ganze Taylor-Familie war musikalisch und spielte Klavier. Aber was war das gegen Mariannes Spiel! Sie spielen und singen zu hören, versetzte Hudson geradezu in himmlische Sphären. Marianne war äußerst attraktiv, und auch

ihr schien der Sohn des Hauses zu gefallen. Bei Reiterferien, die Hudson zusammen mit Amelia und Marianne im Peak District verbrachte, verliebte sich Hudson bis über beide Ohren. Und so ist es nicht erstaunlich, dass er sich nicht eingestehen wollte, wie gering Mariannes Interesse für China war. Höflich, aber eher gelangweilt hörte sie sich seine begeisterten Schilderungen an.

1850 war für Hudson ein ziemlich unruhiges Jahr. Er war sich dessen ganz gewiss, dass Gott ihn nach China berufen hatte. Aber wie sollte er wissen, ob es richtig war, auch Marianne mitzunehmen? Und doch – der Gedanke, ohne sie zu gehen, schien ihm unerträglich. Amelia schlug ihrem Bruder vor, sich von einer der bekannten Missionsgesellschaften aussenden zu lassen. So könne er am besten für Marianne sorgen.

»Sehr gut, dein Rat!«, bestätigte Hudson. »Aber mit welcher Missionsgesellschaft?«

Die Wesleyaner[10] hatten keine Missionsstation in China. Die anglikanische Kirche besaß eine oder zwei, aber Hudson gehörte nicht zu dieser Kirche und würde wohl kaum von ihr akzeptiert werden. Die Baptisten und die anderen Freikirchen hatten zwar Missionsstationen, aber mit deren Anschauungen konnte sich nun Hudson wiederum nicht identifizieren. Die »Chinese Association« aber war sehr arm.

»Also ist Gott und nur Gott allein meine Hoffnung. Doch was brauche ich mehr …?«

»Meinst Du, dass sie ahnt oder vielleicht sogar weiß, dass ich in sie verliebt bin?«, fragte er Amelia in einem Brief. »Ob sie sich für mich interessiert? Bitte beantworte mir meine Fragen ganz ehrlich.«

Der Antwortbrief seiner Schwester, der nicht erhalten ist, muss Hudson ziemlich verwirrt haben. »Wie oft habe ich deine Briefe gelesen«, schreibt er als Reaktion darauf. »Immer und immer wie-

10 A. d. H.: Im Wesentlichen mit den Methodisten identisch.

der, besonders den letzten. Hoffnungen und Ängste – beides empfinde ich. Doch ich bin fest entschlossen, Gott zu vertrauen.«

Fünf Jahre hatte Hudson inzwischen seinem Vater in der Apotheke geholfen. Und dabei war er selbst zum erfahrenen Apotheker geworden. Jetzt schien es ihm an der Zeit, seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Und als Assistent eines Arztes meinte er am besten mit seinen medizinischen Studien voranzukommen und dennoch das erforderliche Geld zu verdienen. Daneben schrieb er regelmäßig an George Pearse von der »Chinese Association«, sodass die Gesellschaft inzwischen fest damit rechnete, Hudson Taylor als Missionar in China einsetzen zu können. Pearse sagte ihm jede Unterstützung zu, und das bedeutete zunächst: Die »Chinese Association« wollte ihm seine medizinische Ausbildung an einem Londoner Krankenhaus bezahlen.

Taylor konnte das Angebot dennoch nicht annehmen, weil er nicht wusste, wovon er in London seinen Lebensunterhalt bestreiten sollte. Doch dann ergab sich eine unerwartete Möglichkeit: Einer der renommiertesten Ärzte in Hull[11] hatte eine Stelle zu vergeben. Es war Tante Hannahs[12] Schwager Robert Hardey, der einen Assistenten brauchte. Für Hudson eine Fügung des Himmels. Er nahm Dr. Hardeys Einladung an und fuhr nach Hull.

11 A. d. H.: Der offizielle Stadtname ist Kingston upon Hull.

12 A. d. H.: Sie war neben der oben erwähnten Frau Hodson eine weitere Schwester seiner Mutter.

3 Auf eigenen Füßen

Hull war in den 50er-Jahren des 19. Jahrhunderts vor allem eine Fischerstadt. Am 21. Mai 1851, genau an seinem 19. Geburtstag, kam Hudson dort an. Robert Hardey lebte und arbeitete in der Charlotte Street Nummer 13, in einer regelrechten »Ärztestraße«; praktizierten in ihr doch etliche Ärzte. Hardey führte jedoch nicht nur seine Privatpraxis, sondern arbeitete auch als Chirurg im Krankenhaus, als Dozent an der Medizinischen Fakultät und als Betriebsarzt in mehreren Fabriken.

Hell und sonnig, von Wein umrankt, präsentierte sich das Haus dem Ankömmling. Und es war Dr. Hardey persönlich, der die Tür öffnete und ihn begrüßte. Hudson mochte ihn vom ersten Augenblick an. Dr. Hardey war groß und kräftig, ein Mann voller Humor und Herzlichkeit – wie Hudson bald feststellte. Seine Patienten liebten ihn. Hardey führte Hudson ins Speisezimmer, von wo aus man in einen schmalen, kleinen Garten blickte, an dessen Ende eine Apotheke lag. Hardey stellte Hudson seine Frau vor, die kühl und streng war und damit zumindest in dieser Hinsicht so ziemlich das Gegenteil ihres Mannes verkörperte. Mit einem Minimum an freundlicher Zuwendung geleitete sie Hudson in sein Zimmer. Und dann ging es gleich an die Arbeit. An jenem Abend schrieb Hudson seiner Schwester: »Ich weiß es natürlich noch nicht so genau. Aber ich denke, dass mir meine neue Arbeit sehr gut gefallen wird.«

Hudson Taylor arbeitete sich schnell ein. Er gab Medikamente aus, führte die Buchhaltung, verband Wunden, begleitete Dr. Hardey zu Entbindungen und belegte Kurse an der Medizinischen Fakultät. Hardey empfahl ihm Fachbücher und erklärte ihm – geduldig und freundlich – vieles während der Arbeit. Er war Methodist, der auch Bibelstunden hielt. Die beiden Männer wurden bald Freunde,

die nicht nur gemeinsam arbeiteten, sondern auch oft gemeinsam beteten.

Sonntags ging Hudson Taylor zum Gottesdienst in eine Gemeinde, die von Andrew Jukes in der Art der frühen Brüdergemeinden[13] geleitet wurde. Jukes hatte Harrow, eine der berühmtesten Schulen Englands, besucht und war Diakon in der anglikanischen Kirche gewesen. Er war ein begabter Lehrer, der es mit seinen Predigten verstand, auch andere zum Nachdenken zu bringen. Zusammen mit anderen Gemeindegliedern begann Hudson Taylor eine evangelistische Arbeit in den Docks von Hull.

In dieser Gemeinde hörte Hudson denn auch von einem bemerkenswerten Mann – Georg Müller aus Bristol. Dieser Mann sollte für Hudsons Entwicklung und Lebensweg von entscheidender Bedeutung werden. Müller war ein Nichtsnutz gewesen – ein Trinker und Betrüger. Aber dann hatte er sich während seiner Studienzeit in Halle bekehrt. Als Pastor in einer Gemeinde in Bristol merkte er sehr bald, dass nur wenige Menschen glaubten, Gott könne tatsächlich Gebete erhören. Und das in seiner Gemeinde! Also suchte er nach einer Gelegenheit, die anderen beweisen würde, »dass die Dinge Gottes Realität sind«. So jedenfalls pflegte er dies auszudrücken.

Das war gerade die Zeit, in der Charles Dickens mit *Oliver Twist* die Aufmerksamkeit seiner Leser auf das Elend der Waisenkinder gelenkt hatte. Müller überlegte sich: ›Könnte ich ein Heim für Waisenkinder gründen und führen – auf nichts gebaut als auf das Gebet und Glauben –, dann wäre das doch ein echter Glaubensbeweis, und auch Nichtchristen müssten erkennen, dass Gott real ist!‹

Müller gründete sein erstes Kinderheim 1836 in einem gemieteten Gebäude in Bristol. 1849 eröffnete er dann sein erstes eigenes Waisenhaus in Ashley Down (heute zum Stadtgebiet von

13 A. d. H.: Wörtlich der »Plymouth-Brüder-Gemeinden«. Gemeint sind die Brüdergemeinden der strengeren Richtung (später auch als »Exclusive Brethren« bezeichnet). Sie haben sich selbst nie als »Plymouth Brethren« bezeichnet.

Bristol gehörend). 1851 sorgte er bereits für 300 Kinder, plante eine groß angelegte Erweiterung des Werkes und konnte zudem Missionaren in aller Welt große Geldsummen schicken. Niemals kam von ihm ein Spendenaufruf, niemals bat er eine Einzelperson um Unterstützung – er verließ sich ganz auf das Gebet und auf den Glauben an einen reichen Gott.

Die *Gleaner*-Zeitschrift wurde inzwischen von der »Chinese Society« (früher »Chinese Association«) herausgegeben. Hudson Taylor las darin oft von der Arbeit und dem Wirken eines anderen Deutschen, von Wilhelm Lobscheid, und er begann, ihn zu bewundern. Lobscheid hatte mit Karl Gützlaff zusammengearbeitet und war einer der wenigen, die aus eigener Erfahrung berichten konnten, welche missionarischen Möglichkeiten es in China außerhalb der Vertragshäfen gab.

Im September 1851 berichtete der *Gleaner*, dass sich Lobscheid in England aufhalte. Die Zeitschrift rief dazu auf, nach China zu gehen; vor allem Evangelisten mit medizinischen Kenntnissen würden gebraucht.

Für Hudson Taylor bedeutete das eine unmittelbare Aufforderung, nach London zu fahren, um Lobscheid zu begegnen. Die berühmte Weltausstellung fand in diesem Jahr im Hyde Park statt. Der neue Kristallpalast bot Hunderten von Ausstellungsständen Platz; preisgünstige Zubringerzüge aus allen Teilen des Landes luden viele dazu ein, an dem großen Ereignis teilzunehmen.

Amelia hatte am 20. September Geburtstag, sie wurde 16 Jahre alt. Robert Hardey gab Hudson eine Woche frei, und ein Onkel, Benjamin Hudson, bot den beiden jungen Leuten in seiner Wohnung in Soho ein Quartier an. Als sie sich dem glitzernden Palast vom Piccadilly Circus her näherten, schien die Sonne auf den Glasdom inmitten der Bäume, die im Hyde Park standen. Beide waren überwältigt von diesem funkelnden, strahlenden Anblick. Stundenlang schlenderten sie durch die Ausstellung; und dann – als Geburtstagsgeschenk für Amelia – leisteten sie sich ein Essen in

einem vornehmen Restaurant. Zum Dessert gab es einen für damalige Zeiten unerhörten Luxus: eine saftige Ananas!

Durch die überfüllte, quirlige, lärmende City liefen sie anschließend zur Bank of England, wo Hudson mit George Pearse verabredet war. Pearse war nämlich nicht nur Sekretär der »Chinese Society«, sondern auch Börsenmitglied. Und er schlug ihnen vor, am folgenden Sonntag zusammen mit ihm zu einer anderen, sehr im Wachsen begriffenen Brüdergemeinde zu gehen, zur Brook Street Chapel in Tottenham. Hier endlich traf Taylor mit Lobscheid zusammen.

Der deutsche Missionar sah den zierlichen blonden jungen Mann aus Barnsley prüfend an.

»Mich nennen die Chinesen einen ›rothaarigen, barbarischen Teufel‹«, meinte er schließlich lächelnd. »Und Sie sehen ja selbst, dass ich eigentlich eher dunkel bin. Aber wenn ich Sie so anschaue … Vor Ihnen werden die Leute wohl entsetzt davonlaufen! Ihnen wird niemand zuhören.«

»Und dennoch«, antwortete Hudson Taylor ruhig, »hat Gott mich in diesen Dienst gerufen. Und er kennt ja die Farbe meiner Augen und Haare.«

Es dauerte nicht lange, bis Lobscheid seine Meinung änderte.

Weil Hudsons Zimmer bei Robert Hardey für ein anderes Familienmitglied gebraucht wurde, zog er zu seiner Tante Hannah, die am Kingston Square wohnte, ganz dicht bei der Praxis und der medizinischen Schule, an der er Kurse besuchte.

Richard, ein Fotograf, und seine Frau Hannah, eine Porträt-Zeichnerin, waren zwar nicht sonderlich wohlhabend, aber großzügige und warmherzige Menschen. Sie selbst hatten keine Kinder, freuten sich aber umso mehr, den Sohn ihrer Verwandten bei sich aufnehmen zu können. Ihr großer Freundeskreis in Hull brachte Leben und viel Abwechslung, und Hudson genoss die freundliche Atmosphäre im Haus – vor allem, wenn seine Schwester aus Barton kam und den Sonntag mit ihnen zusammen verbrachte.

Etwas allerdings bereitete ihm Sorgen. Nachdem er die entsprechenden Bibelstellen durchgearbeitet hatte, beschloss er, mindestens den zehnten Teil seines Einkommens für die Arbeit im Reich Gottes zur Verfügung zu stellen. Zu seinem Einkommen gehörte nun auch die Summe, die er Tante Hannah für seine Unterkunft und Verpflegung bezahlte. Sollte er auch davon den Zehnten geben? Zog er aber tatsächlich von seinem ganzen Einkommen den Zehnten ab, so blieb ihm – er mochte noch so sehr hin und her rechnen – nicht mehr genug zum Leben.

Also entschloss er sich, eine billigere Unterkunft zu suchen, damit er von seinem ganzen Einkommen den Zehnten geben konnte.

In einem ganz neuen Häuschen einer Arbeitersiedlung – nur wenige Minuten von der Stadt entfernt – fand er ein im Erdgeschoss gelegenes Zimmer. Die Siedlung stand am Ufer eines Baches, den man Cottingham Drain nannte. Und das Haus Nummer 30 gehörte dem Schiffskapitän Finch, der nur selten zu Hause war. Seine Frau, eine Christin, überließ Hudson das Zimmer für drei Shilling pro Woche. Es war kaum 13 Quadratmeter groß, und in ihm standen nichts als ein Tisch, ein Stuhl und ein Bett. Außerdem war da noch ein offener Kamin, dessen Verzierungen Mrs Finch regelmäßig mit großer Hingabe polierte.

Von seinem Zimmer aus konnte Taylor den Eisvögeln und Reihern beim Fischen zusehen, auch den Wasservögeln, die im Schilf ihre Nester bauten. Die Nachbarn stellten ihre Milchkannen bis zum Rand ins Wasser, damit sie kühl blieben. An kalten Winterabenden leistete Hudson den Finchs häufig Gesellschaft, wobei er ihre Wärme und Herzlichkeit genoss. Und wenn er es sich leisten konnte, zündete er sich ein knisterndes Feuer in seinem Kamin an.

Am 22. März 1852 berichtete Hudson seiner Mutter, dass er einen Entschluss gefasst habe: Er und seine Freunde in der Gemeinde von Andrew Jukes waren der Meinung, dass Gott ihn so bald wie möglich nach China schicken wollte. Hudson bereitete sich sehr gründ-

lich auf sein großes Abenteuer vor. Und dabei steckte er sich zwei Ziele: Er wollte lernen, schwierige Situationen rasch und überlegt zu meistern, und er wollte lernen, wie man möglichst billig lebt. Er merkte sehr bald, dass er mit viel weniger auskommen konnte, als er gedacht hatte. So schwärmte er seiner Mutter in einem Brief von den braunen Keksen vor, die so billig wie Brot waren, aber viel besser schmeckten. Also aß er zum Frühstück braune Kekse mit Heringen, weil diese billiger als Butter waren, und trank Kaffee dazu. Zum Mittagessen gab es meist Bratkartoffeln und Zunge sowie ein Backpflaumen- und Apfeltörtchen oder Reispudding, dann Erbsen statt Kartoffeln und hin und wieder Fisch. Glücklich schrieb er von einem kleinen Geschäft, in dem er Käse für vier bis sechs Pence das Pfund kaufen konnte und der seiner Meinung nach viel besser schmeckte als der Käse, den er zu Hause für acht Pence bekommen hatte. Er kaufte Rotkohl für einen Penny und legte ihn mit Essig für drei halbe Pence ein.

Weil er sich so billig und »fantasievoll« ernährte, konnte Hudson schließlich bis zu 60 Prozent seines Einkommens weggeben, und dabei entdeckte er: Je mehr er gab, umso glücklicher wurde er! »Den ganzen Tag über empfand ich eine unbeschreibliche Freude, und das jeden Tag. Ja, mein Gott war eine lebendige, wunderbare Realität, und alles, was ich tat, war ein fröhlicher Dienst für ihn.«

Dennoch hatte er das Gefühl, seine »geistlichen Muskeln« noch mehr trainieren zu müssen, denn er sagte sich: »Wenn ich nach China gehe, kann ich von keinem Menschen irgendetwas verlangen. Ich muss mich ganz auf Gott verlassen. Deshalb muss ich schon jetzt lernen, Menschen allein durch Gott, durch das Gebet zu bewegen.«

Und so ließ er sich auf einige Experimente mit Gott ein.

4 Eine gute Investition

Erinnern Sie mich daran, wenn Ihr Gehalt fällig ist«, hatte Robert Hardey freundlich zu Hudson Taylor gesagt. Das war die Gelegenheit! Hudson beschloss, seinen Arbeitgeber nie selbst an den Gehaltstag zu erinnern, sondern Gott darum zu bitten.

Eine Zeit lang ging alles gut. Doch dann war ein Drei-Monats-Gehalt fällig, und Hardey hatte es ganz offensichtlich vergessen. Als Taylor an einem Samstagabend sein Geld zählen wollte, besaß er zu seinem Schrecken nur noch eine einzige Münze – eine halbe Krone. Er bat Gott flehentlich, ihm zu helfen.

Am nächsten Morgen nach dem Gottesdienst ging er wie gewohnt den zerfurchten Feldweg entlang zu den Docks von Hull, wo Hunderte von irischen Arbeitern eng zusammengepfercht in Slums und Mietshäusern lebten. Die Gegend war für Gewalt und Verbrechen berüchtigt, sodass sich die Polizei nie mit weniger als sechs Leuten dorthin wagte. Vielleicht weil er für den beliebten Dr. Hardey arbeitete, konnte sich Taylor auch allein überallhin wagen, um Patienten zu besuchen, Traktate zu verteilen und sogar vor kleinen Gruppen zu predigen.

»In dieser Zeit«, schrieb er später einmal, »schien es mir mitunter so, als sei der Himmel greifbar nahe, und meine Freude könne immer nur noch größer werden.«

Etwa um 22 Uhr an jenem Abend bat ihn ein Mann mit einem starken irischen Akzent ganz dringend: »Meine Frau liegt im Sterben. Bitte, kommen Sie und beten Sie mit ihr!« Taylor willigte ein, fragte aber: »Warum haben Sie denn keinen Priester kommen lassen?«

»Das wollte ich. Aber er lehnte ab, weil ich ihm keine 18 Pence zahlen konnte. Ich habe nicht so viel Geld – meine Familie ist am Verhungern.«

Taylor dachte an seine halbe Krone. Das war alles, was er besaß,

und es war nur eine einzige Münze. Er hatte gerade noch genug für ein Frühstück, nichts aber für ein Mittagessen.

»Sie hätten es nicht dazu kommen lassen dürfen. Haben Sie sich nicht an die Fürsorge gewandt?«

»Doch! Morgen ist ein Termin vereinbart. Aber ich fürchte, dass meine Frau die Nacht nicht überleben wird.«

›Wenn ich statt dieser halben Krone zwei Shilling und ein Sechs-Pence-Stück hätte‹, überlegte Taylor, ›wie gern würde ich dann diesen armen Leuten einen Shilling geben!‹

Er folgte dem Mann in einen Hof, wo die Leute bei seinem letzten Besuch die Traktate in Stücke gerissen und ihm noch Schlimmeres angedroht hatten, falls er sich noch einmal blicken ließe. Obwohl ihm etwas bange war, folgte er dem Mann eine enge Treppe hinauf in ein schmutziges Zimmer.

Fünf Kinder mit hohlen Wangen und glanzlosen Augen standen da und schauten ihn stumm an. Die Mutter lag erschöpft im Bett und hielt ein Neugeborenes im Arm.

›Wenn ich doch bloß zwei Shilling und ein Sechs-Pence-Stück hätte‹, dachte Taylor wieder.

»Verzweifeln Sie nicht«, hörte er sich selbst sagen. »Es gibt einen guten und liebevollen Vater im Himmel.«

Aber irgendetwas in ihm warf ihm vor: »Du Heuchler! Du erzählst diesen Menschen von einem liebevollen Vater und bist selbst nicht bereit, ihm zu vertrauen, weil du nur die halbe Krone in der Tasche hast!«

Deshalb wandte er sich zu dem Mann. »Sie haben mich gebeten, zu Ihnen zu kommen und mit Ihrer Frau zu beten.«

Dann kniete er nieder. »Vater unser im Himmel«, begann er. Aber wieder plagte ihn sein Gewissen: »Du wagst es, niederzuknien und ihn ›Vater‹ zu nennen, mit der halben Krone in der Tasche?« – Er konnte das Gebet kaum zu Ende sprechen.

»Sie sehen ja, wie schlimm es um uns steht, Sir«, sagte der Mann. »Wenn Sie uns helfen können, dann helfen Sie uns in Gottes Namen!«

Taylor blickte ihn an, dann die Frau und die Kinder. Und unwillkürlich fiel ihm ein: »Gib dem, der dich bittet.«[14]

Da griff er in die Tasche und holte die halbe Krone heraus. »Sie denken sicherlich, es ist nicht viel, was ich Ihnen da gebe«, meinte er zögernd, als er die Münze überreichte. »Aber es ist alles, was ich habe; es ist mein letztes Geld. Doch was ich Ihnen erzählt habe, ist wahr: Gott ist wirklich ein Vater, dem wir vertrauen können.«

Als er durch die inzwischen leeren Straßen lief und über den dunklen schlammigen Feldweg nach Hause tappte, war sein Herz »so leicht wie seine Tasche«. Zu Hause aß er eine Schale mit dünnem Porridge. Doch er hätte sie nicht gegen das Festmahl eines Königs tauschen mögen.

»Lieber Gott«, betete er, als er an seinem Bett kniete, »dein Wort sagt, dass wer dem Armen gibt, es dem Herrn leiht. Bitte gib das Geliehene bald wieder zurück, sonst habe ich morgen kein Mittagessen!«

Die Frau überlebte, und auch das Baby wurde gerettet. Taylor aber wusste inzwischen ganz genau, dass er mit seinem geistlichen Leben Schiffbruch erlitten hätte, wäre er in dieser Situation nicht mutig genug gewesen, Gott zu vertrauen.

Als Taylor am nächsten Morgen frühstückte, klopfte der Postbote an die Tür, und Mrs Finch brachte Hudson eine Postsendung. Die Handschrift war ihm unbekannt, außerdem hatte Mrs Finch mit ihren nassen Fingern den Poststempel verwischt. Als er den Umschlag öffnete, fand er darin ein Paar Glacéhandschuhe. Erstaunt nahm er sie in die Hand, als eine goldene Zehn-Shilling-Münze auf den Boden fiel.

»Lobe den Herrn!«, rief er überglücklich aus. »400 Prozent Zinsen für eine zwölfstündige Investition – das kann sich sehen lassen!

14 A. d. H.: Matthäus 5,42.

Die Geschäftsleute von Hull wären froh, wenn sie ihr Geld mit solchen Zinsen verleihen könnten!«

Er beschloss, sein ganzes Geld bei der Bank anzulegen, »die niemals bankrottgehen kann«. So hatte es Georg Müller einmal ausgedrückt. ›Wenn wir im Kleinen treu sind‹, dachte er, ›dann können wir so viel Erfahrung und Kraft gewinnen, dass wir auch die schweren Prüfungen des Lebens bestehen.‹

Dieses Erlebnis gab Taylors Glauben neuen Auftrieb. Doch selbst zu Taylors Zeiten reichten zehn Shilling nicht ewig, und so musste er sich weiter um seinen Lebensunterhalt sorgen.

Aber keines seiner Gebete schien erhört zu werden. Zehn Tage, nachdem er die zehn Shilling erhalten hatte, war er in genau derselben misslichen Lage wie zuvor.

»Lieber Gott, bitte erinnere Dr. Hardey daran, dass mein Gehalt schon lange fällig ist«, betete er inständig. Und für Taylor war es diesmal nicht nur eine Frage des Geldes. Wenn nämlich die Kraft seines Gebets nicht ausreichte, konnte er dann guten Gewissens nach China gehen?

Am Samstag würde er Mrs Finch die Miete bezahlen müssen. Sollte er vielleicht um ihretwillen doch mit Dr. Hardey über sein Gehalt sprechen?

Aber das würde ja das Eingeständnis bedeuten, er sei als Missionar ungeeignet. Also verbrachte er am Donnerstag und Freitag seine gesamte freie Zeit damit, im Gebet mit Gott zu ringen. Am Samstag betete er: »Lieber Vater, bitte zeige mir, ob ich mit Dr. Hardey über mein Gehalt sprechen soll.« Doch es schien ihm, als würde Gott sagen: »Warte noch! Ich weiß den besten Zeitpunkt.« Jetzt war sich Taylor ganz sicher, dass Gott auf irgendeine Weise eingreifen würde. Und er wurde ganz ruhig.

Um 17 Uhr waren Taylor und Hardey zusammen in der Praxis. Der Arzt hatte seine Hausbesuche beendet und alle Rezepte ausgestellt. Bequem lehnte er sich in seinem Armsessel zurück und begann, über dies und das zu plaudern.

Taylor wandte ihm den Rücken zu und betrachtete aufmerksam die Pfanne, in der er eine Medizin erhitzte. Plötzlich schlug sich Hardey mit der flachen Hand auf die Stirn: »Taylor, ist nicht Ihr Gehalt fällig?«

Hudson war so aufgeregt, dass er kaum antworten konnte. Ohne den Blick von der Pfanne zu wenden, antwortete er so beiläufig, wie er nur konnte: »Ja, schon eine ganze Weile.«

»Oh, Sie hätten mich daran erinnern sollen! Sie wissen doch, in welcher Hetze ich lebe. Wie dumm, dass es mir nicht früher eingefallen ist! Heute Nachmittag habe ich nämlich mein ganzes Geld zur Bank gebracht. Sonst könnte ich Sie jetzt schon bezahlen.«

Taylor fühlte sich elend. Glücklicherweise begann die Medizin gerade zu kochen, und so fiel es nicht weiter auf, wenn er mit der Pfanne schnell aus dem Zimmer lief. Um nichts in der Welt sollte der Arzt sehen, wie aufgewühlt er war.

Taylor verbrachte den Samstagabend in der Praxis, las in seiner Bibel und bereitete sich auf einige Gespräche vor. Es mochte so gegen 22 Uhr sein, als er seinen Mantel anzog und sich fertig machte, um nach Cottingham Terrace zu gehen. Glücklicherweise besaß er einen eigenen Schlüssel, und so konnte er darauf hoffen, dass Mrs Finch schon zu Bett gegangen war. Vielleicht konnte er die Miete ja in der nächsten Woche bezahlen.

Er wollte gerade das Gaslicht löschen, als er Hardeys Schritte im Garten hörte. Hardey lachte fröhlich.

»Geben Sie mir mal das Kassenbuch, Taylor. Was mir eben passiert ist, werden Sie kaum glauben. Einer meiner reichsten Patienten ist doch tatsächlich eben gekommen und hat seine Rechnung bezahlt. Bar!«

Taylor fand es wirklich mehr als seltsam, dass ein Mann, der praktisch im Geld schwamm, spät am Abend kam, um eine Arztrechnung zu begleichen. Noch merkwürdiger war, dass er dafür keinen Scheck verwendete, sondern in bar zahlte. Taylor konnte nicht anders – er stimmte in Hardeys Lachen ein.

Hardey trug die Summe ins Kassenbuch ein und wollte gehen. Da wandte er sich plötzlich zu Taylor um und drückte ihm Geld in die Hand. »Ach, Taylor, ich könnte Ihnen eigentlich diese Scheine für Ihr Gehalt geben. Ich weiß es nicht genau, was Sie zu bekommen haben. Aber wir können ja in der nächsten Woche abrechnen.«

Taylor ging nach Hause und – wen könnte es in Erstaunen versetzen – pries Gott, und zwar laut und fröhlich. Wenn die Dinge so standen, dann konnte er nach China gehen!

Im Mai 1852 hieß es im *Gleaner*, die »Chinese Society« werde nun »Chinese Evangelization Society« genannt. Doch die Gesellschaft habe nicht nur einen neuen Namen, auch ihre Ziele seien in einem größeren Rahmen abgesteckt worden. In Zukunft werde sie nicht nur die Missionsarbeit in China unterstützen, sondern selbst Missionare dorthin senden. Wilhelm Lobscheid sollte ihr erster »Agent« sein. Denn das war inzwischen klar geworden: Sollte das Evangelium mit Erfolg verbreitet werden, dann mussten die Missionare zu den Menschen in das Innere Chinas gehen und durften nicht in den fünf Vertragshäfen bleiben. »China ist reif für das Evangelium«, schrieb der *Gleaner*. »Wir vertrauen darauf, dass uns Gott noch einen Missionar aus Europa sendet, der im medizinischen Bereich arbeitet.«

Und diesen Kandidaten gab es schon: Hudson Taylor wollte nach London gehen, um dort seine medizinische Ausbildung abzuschließen. Nur zu gern hatte Hudsons Vater dazu seine Einwilligung gegeben. Wovon aber sollte Hudson in London sein Studium und seinen Lebensunterhalt bezahlen? Immer noch peinigte ihn die Sorge, nicht nach China gehen zu können, wenn er nicht sein Vertrauen auf Gott immer und immer wieder geprüft hatte. Die Zeit in London sollte ihm dafür gute Gelegenheit bieten!

Hudsons Vater erklärte sich bereit, während der Zeit in London für seinen Sohn aufzukommen. Ein beachtliches Opfer! Auch der Missionsausschuss der »Chinese Evangelization Society« (CES) bot ihm seine Unterstützung an. Hudson schrieb an seinen Vater und

an die CES und bat um ein paar Tage Bedenkzeit. Beide informierte er jeweils vom Angebot des anderen.

Nachdem er gebetet hatte, war ihm klar, dass er auf beide Angebote verzichten würde – ohne deshalb jemandem von seinem Vorsatz berichten zu müssen. Die CES würde demnach nicht wissen, dass er sich wegen seines Unterhalts ganz Gott anvertrauen wollte, und sein Vater würde meinen, er habe das Angebot der CES angenommen.

Hudson buchte einen Platz auf einem Schiff von Hull nach London. Zum Abschied kam Amelia. Sie verbrachte ihren 17. Geburtstag bei ihrem Bruder und blieb die letzten Tage vor seiner Abreise bei ihm in Cottingham Terrace. Am Freitag, dem 24. September 1852, legte der Schaufelraddampfer »London« vom Pier in Hull ab. An Bord befand sich Hudson Taylor. Der Abschied von der Schwester fiel schwer. Und noch lange winkte er der schwindenden Gestalt zu, die in ihrem Reifrock und der zierlichen Haube am Ufer stand und nun den Tränen ungehindert ihren Lauf ließ.

5 Von Wasser und Brot zu Steak und Portwein

Bei Tagesanbruch erwachte Hudson Taylor. Tatsächlich – das Schiff war schon in der Themsemündung. Hudson lief an Deck. Er wollte ganz bewusst den heller werdenden Himmel und die ruhige See genießen. Gegen Mittag legten sie im Londoner Hafen an.

Hudson ging sofort zu »Mr Ruffles Pension« in der Church Street in Soho, ganz nahe bei der Shaftesbury Avenue. Dort lebte sein Onkel Benjamin, der Bruder seiner Mutter; ein in der Familie zwar sehr beliebter Mann, der aber gleichwohl als etwas »weltlich« galt. Mit ihm wurde es nie langweilig, er war klug, geistreich, ein ausgezeichneter Erzähler.

Onkel Benjamin begrüßte seinen Neffen überaus herzlich und sah zu, wie er das Zimmer neben ihm bezog. Und er überhörte es geflissentlich, wenn Hudson davon sprach, dass er »um die Führung des Herrn beten« müsse. Stattdessen wollte er ihn so schnell wie möglich mit einigen Ärzten aus seinem Freundeskreis bekannt machen, indem er hoffte, dass einer von ihnen Hudson eine Ausbildungsstelle anbieten würde.

Ganz in der Nähe der Pension lebte Hudsons Cousin Tom. Tom bot Hudson an, das Zimmer mit ihm zu teilen, damit seine Mietkosten geringer würden. Hudson willigte freudig ein. Tom, der kein Christ war, beobachtete erstaunt, wenn der Cousin in der Bibel las und vor seinem Bett kniete, um zu beten.

Sobald er konnte, ging Hudson in das CES-Büro. Dort wurde er gebeten, eine schriftliche Beurteilung seiner Person von seiner Mutter und von Dr. Hardey vorzulegen.

»Du kannst ganz offen schreiben«, ermutigte er seine Mutter, »ob Du denkst, dass ich bekehrt bin, und ob Du meinst, dass ich

ernsthaft vorhabe, nach China zu gehen. Du kannst alles anführen, weshalb ich Deiner Meinung nach als Missionar geeignet oder ungeeignet bin. Dabei habe ich eine Bitte. Schreibe nicht als meine Mutter, sondern so, als ginge es um irgendeine beliebige Person. Und vor allem ganz offen und ehrlich! Denn Du weißt ja, wie wichtig diese Sache ist.« Mrs Taylor und Dr. Hardey schrieben ihre Briefe. Nur zwei Wochen später teilte der CES-Sekretär Charles Bird Hudson Taylor mit, er könne am nächsten Montag im London Hospital in Whitechapel anfangen. Die CES würde ihm die Ausbildung finanzieren.

Sechs Kilometer – von Soho nach Whitechapel – musste Hudson Taylor nun jeden Tag zu Fuß gehen. Erst ging er durch das Stadtviertel von Holborn, an den Viehtreibern vorbei, die ihre Bullen am Smithfield Markt ablieferten. Dann stieg er den Ludgate Hill hinauf, ging weiter im Schatten der St. Paul's Cathedral, die Cheapside entlang, durch Ludgate bis zur Whitechapel Road. Doch der Weg wurde ihm nicht lang. Überall entdeckte er Sehenswürdiges, hörte die Geräusche der großen Stadt und roch, was ihm in ihr an typischen Gerüchen entgegenkam. Handwagen ratterten über das Kopfsteinpflaster, laute Warnrufe regelten den Verkehr, die »Bratkartoffel-Männer« trugen das Frühstück aus, bärtige Juden verkauften alte Kleider, und die jungen Frauen, die der Prostitution nachgingen, liefen ihm in ihren mohnroten Blusen entgegen.

Die morgendliche Wanderung war beendet, wenn er die Auffahrt erreicht hatte und durch den Torbogen in »das London« hineinging, wie es im Volksmund genannt wurde. Das Krankenhaus, in dem er arbeitete, konnte 300 Patienten aufnehmen. Wer damals krank wurde, den erwartete Schlimmes. Das einzige Betäubungsmittel war Alkohol. Wie oft hörte Hudson die Schmerzensschreie der Patienten, die gerade operiert wurden, von Helfern festgehalten oder am Tisch angeschnallt. Wenn die große Glocke läutete, »so laut und schrill, dass ganz Whitechapel er-

zitterte«, dann wurde Verstärkung gebraucht. »Es ist gut, wenn der Patient ordentlich laut schreit«, sagte einer der älteren Chirurgen. Für den Arzt war das nämlich ein sicheres Zeichen dafür, dass der Patient noch am Leben war.

Hudson Taylor lebte sehr schlicht. Wanderte er abends nach Hause, kaufte er sich einen großen Laib Schwarzbrot und bat den Bäcker, das Brot in der Mitte durchzuschneiden. Die eine Hälfte war für das Abendessen bestimmt, die andere für das Frühstück. Er ging jeden Morgen los, ohne etwas gegessen zu haben. Seinen halben Laib Brot aß er dann irgendwo unterwegs. Das Mittagessen bestand meist aus ein paar Äpfeln. Dennoch war er »bei guter Gesundheit«, wie er seiner Mutter schrieb. Es gab sogar Leute, die behaupteten, er werde allmählich dick! »Aber das kann man wohl nur glauben, wenn man eine sehr lebhafte Fantasie hat«, fügte er hinzu.

Ein paar Wochen nach seiner Ankunft in London bat ihn Mrs Finch, seine frühere Vermieterin, um Hilfe. Ihr Mann hatte Hudson schon einmal gebeten, immer am Monatsanfang einen Teil seines Gehalts beim Schiffsbüro abzuholen und an seine Frau zu schicken. Nun schrieb Mrs Finch, Hudson möge ihr doch bitte das nächste Gehalt so schnell wie möglich zuschicken. Taylor arbeitete oft sehr lange und lernte bis spät abends für seine Prüfungen. Also schickte er ihr sein eigenes Geld nach Hull und wollte sich das für Mrs Finch bestimmte Geld dann beim Schiffsbüro abholen, wenn er mehr Zeit hatte. Doch als er schließlich dort vorsprach, teilte ihm der Angestellte mit:

»Kapitän Finch hat sein Schiff verlassen! Wahrscheinlich ist er unter die Goldgräber gegangen.«

»Was passiert denn jetzt mit mir?«, fragte Hudson erschrocken. »Ich habe seiner Frau das Geld vorgestreckt, und sie wird es mir kaum zurückzahlen können.«

»Das tut mir leid«, erwiderte der Angestellte. »Ich habe meine Vorschriften und kann Ihnen nicht helfen.«

Etwas mühselig versuchte Taylor, sich daran zu erinnern, dass er in allem von Gott abhängig war. Nun denn, er wollte ihm vertrauen und sich keine Sorgen machen.

Am gleichen Abend nähte er ein paar Blatt Papier zusammen, auf denen er sich bei den Vorlesungen Notizen machen wollte. Dabei stach er sich in den Finger, vergaß diese Lappalie aber schnell wieder.

Am nächsten Morgen sezierte er im Krankenhaus die Leiche eines Mannes, der an einem schweren Fieber gestorben war. Eine Arbeit, bei der man äußerst vorsichtig sein muss, denn selbst der leichteste Kratzer, den man sich dabei holt, kann wegen des Leichengiftes tödliche Folgen haben.

Im Laufe des Vormittags wurde Taylor immer müder. Bei seinem Weg durch die Stationen wurde ihm plötzlich so schlecht, dass er schnell hinauslaufen musste. Ein Glas Wasser ließ seine Lebensgeister zurückkehren, und er konnte sich den anderen Studenten wieder anschließen. Doch dann fühlte er sich immer elender. Während der Nachmittagsvorlesung war er kaum noch imstande, seinen Bleistift zu halten. Bei der nächsten Vorlesung setzten mehr als heftige Schmerzen in seinem Arm ein.

Er ging in den Sezierraum, schloss dort seine Arbeit ab und legte seine Instrumente beiseite.

»Ich weiß gar nicht, was mit mir los ist«, klagte er dem Arzt, der ihn unterrichtete, und beschrieb ihm seine Symptome.

»Das ist ganz klar«, rief der Arzt aufgeregt. »Sie müssen sich während des Sezierens verletzt haben. Sie sind todkrank.«

»Unmöglich! Ich war so vorsichtig – da bin ich mir ganz sicher! Ich habe mich weder geschnitten noch gekratzt.«

»Es kann aber nicht anders sein!«

Der Arzt untersuchte Taylors Hand, konnte aber nichts entdecken. Da fiel Taylor auf einmal der Nadelstich ein.

»Ich habe mich gestern mit einer Nadel gestochen«, berichtete er dem Arzt. »Könnte der Stich heute noch offen gewesen sein?«

»Ja, mit ziemlicher Sicherheit. Nehmen Sie sich eine Droschke, fahren Sie so schnell wie möglich nach Hause und regeln Sie, was Sie noch zu regeln haben. Für Sie gibt es keine Rettung mehr.« Eine nicht gerade ermutigende Feststellung!

Doch Hudson verlor nicht die Fassung.

»Wenn ich mich nicht irre, soll ich in China arbeiten. Das heißt, ich werde nicht sterben. Aber sollte ich tatsächlich nicht gesund werden, will ich gern zu meinem Herrn gehen.«

»Das ist ja alles gut und schön«, unterbrach ihn der Arzt heftig, »aber jetzt fahren Sie nach Hause, und zwar so schnell, wie Sie können! Sie haben nicht mehr viel Zeit! Bald werden Sie zu nichts mehr fähig sein.«

Hudson Taylor wollte zu Fuß gehen. Aber schon nach kurzer Zeit gab er dieses Vorhaben entkräftet auf und fuhr mit der Pferdebahn nach Soho. In seiner Wohnung bat er eine Hausangestellte um heißes Wasser und versuchte, »als ein Mensch, der buchstäblich im Sterben lag«, sie davon zu überzeugen, dass sie Christin werden müsse. Dann badete er seinen Kopf im Wasser und schnitt seinen Finger auf. Vielleicht würde ja ein Teil des vergifteten Blutes abfließen … Aber dann überfielen ihn die Schmerzen mit solcher Gewalt, dass er bewusstlos zu Boden sank.

Als er wieder zu sich kam, lag er im Bett. Der gute Onkel Benjamin war gekommen und hatte seinen Arzt rufen lassen. »Ich fürchte, mir kann kein Arzt mehr helfen«, flüsterte Hudson mit schwacher Stimme. »Du solltest besser kein Geld mehr für einen Arzt ausgeben.«

»Unsinn!«, wetterte Onkel Benjamin. »Die Rechnung geht an mich!«

Onkel Benjamins Arzt kam und meinte nach gründlicher Untersuchung: »Wenn Sie vernünftig gelebt haben, können Sie es vielleicht schaffen. Aber wenn Sie ständig Bier und Schnaps getrunken haben, dann gibt es keine Hoffnung mehr für Sie.«

»Also«, antwortete ihm Hudson, »wenn eine nüchterne Lebensweise etwas mit meiner Heilung zu tun hat, dann hat wohl kaum

jemand bessere Chancen als ich. Ich habe seit Monaten fast nur Schwarzbrot gegessen und Wasser getrunken.«

»Aber jetzt«, wandte der Arzt ein, »müssen Sie vor allem zu Kräften kommen. Es wird ein schwerer Kampf werden. Sie müssen jeden Tag eine Flasche Portwein trinken und so viele Steaks essen, wie Sie nur können.«

Natürlich konnte sich Hudson solch einen Luxus nicht leisten. Doch Onkel Benjamin, der die Anweisungen des Arztes gehört hatte, sorgte dafür, dass sein Neffe die »Diät« genau einhielt.

Eines Tages kam der Arzt und sah Taylor auf dem Sofa sitzen. Fassungslos starrte er ihn an. War sein Patient tatsächlich schon ohne Hilfe die Treppen hinuntergegangen?

»Sie müssten jetzt aufs Land fahren, sobald Sie die Kraft dazu haben. Dort könnten Sie nämlich wieder richtig gesund werden und zu Kräften kommen. Wenn Sie zu früh wieder an die Arbeit gehen, kann das schlimme Folgen haben.«

Nachdem der Arzt gegangen war, lag Taylor auf dem Sofa und fühlte sich völlig erschöpft. Er begann zu beten:

»Lieber Gott, ich habe ganz bewusst niemandem von meiner Not erzählt, damit mein Glaube gestärkt wird. Aber was soll ich jetzt machen? Ich kann mir doch die Reise nach Hause niemals leisten.«

Sollte er vielleicht noch einmal zum Schiffsbüro gehen, um sich nach Kapitän Finchs Lohn zu erkundigen?

»Aber lieber Vater«, betete er, »ich kann mir doch nicht einmal eine Pferdebahn leisten. Und außerdem … es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass ich mein Geld bekommen werde. Vielleicht bilde ich es mir ja auch nur ein, dass du mich dorthin schickst. Vielleicht ist es nur der letzte Strohhalm, an den ich mich klammere, und nicht dein Wille und deine Führung!«

Aber irgendwie war er sich ganz sicher, dass Gott ihn zum Schiffsbüro schicken wollte. Bloß, wie sollte er dahin kommen? Es war ihm gerade erst mit allergrößter Mühe gelungen, allein die Treppen hinunterzugehen. Aber bis zum Schiffsbüro waren es drei

Kilometer. Später schrieb er über jenen Tag: »Mir wurde mit einem Mal ganz klar, dass alles, worum ich Gott im Namen Christi bat, erfüllt werden würde. Ich musste Gott um Kraft für den langen Fußmarsch bitten und losgehen.«

Also ging er los. Nach jedem zweiten oder dritten Schritt musste er innehalten, Luft holen, sich gegen ein Schaufenster lehnen. Und er nahm sich viel Zeit, die Auslagen zu betrachten, bevor er weiterging. Noch nie hatte er sich so für Schaufenster interessiert! Endlich erreichte er Cheapside und ließ sich erschöpft auf die Stufen fallen, die zum Büro im ersten Stock führten.

Geschäftsleute liefen an ihm vorüber und warfen neugierige Blicke auf die erschöpfte Gestalt, die dort auf den Stufen zusammengekauert saß. Doch nachdem er sich etwas ausgeruht hatte, gelang es Taylor, die Treppe hinaufzusteigen. Welch ein Glück! Im Büro war derselbe Angestellte wie beim letzten Mal. Der Mann sah Taylor erschrocken an.

»Geht es Ihnen nicht gut, mein Herr?«

»Ich war schwer krank«, antwortete Taylor, »und der Arzt hat mir geraten, zur Erholung aufs Land zu fahren. Da wollte ich noch einmal in Ihrem Büro vorbeischauen und fragen, ob Sie vielleicht irgendetwas Neues über den Seemann wissen, der zu den Goldgräbern gegangen ist.«

»Ich bin ja so froh, dass Sie gekommen sind«, meinte der Mann erleichtert. »Es hat sich nämlich inzwischen herausgestellt, dass der Goldgräber ein ganz anderer Mann mit dem gleichen Namen war. Kapitän Finch ist nach wie vor auf seinem Schiff. Das ist übrigens gerade in Gravesend angekommen und wird bald hier einlaufen. Ich gebe Ihnen gleich das Geld mit. Hätten Sie vielleicht Lust, mit mir zu Mittag zu essen?«

Wie dankbar war Taylor für diese Einladung! Und weil er ja nun genügend Geld hatte, fuhr er mit einer Pferdebahn zurück nach Soho.

Onkel Benjamins Arzt wollte von Taylor kein Geld annehmen. Schließlich war Hudson ein Medizinstudent.

»Darf ich Ihnen etwas ganz offen sagen?«, fragte Taylor ihn bei dieser Gelegenheit.

»Ja, bitte!«, sah ihn der Arzt erwartungsvoll an.

»Ich bin mir ganz sicher, dass ich durch Gottes Hilfe Ihnen mein Leben zu verdanken habe«, begann Taylor. »Können Sie verstehen, dass ich mir von ganzem Herzen wünsche, Sie könnten meinen Glauben mit mir teilen? Nach meinem Medizinstudium hier in London möchte ich Gott in China dienen. Vorher aber will ich lernen, Gott in allen Dingen vollkommen zu vertrauen. Das ist übrigens auch der Grund, weshalb ich alle Angebote, mich finanziell zu unterstützen, abgelehnt habe – sowohl das Angebot meines Vaters als auch das von der ›Chinese Evangelization Society‹. Und ob Sie es nun glauben oder nicht – bisher hat Gott immer für mich gesorgt. Gestern gab er mir sogar die Kraft, zu Fuß von Soho nach Cheapside zu gehen.«

»Das ist unmöglich! Als ich Sie gestern verließ, waren Sie ja mehr tot als lebendig!«

»Und doch stimmt es! Ich bin zu Fuß dorthin gegangen. Und noch etwas! Ich habe jetzt genügend Geld, um nach Yorkshire zu fahren und mich dort zu erholen.«

»Das ist wunderbar! Ich würde viel darum geben, hätte ich einen solchen Glauben wie Sie.«

Die beiden Männer sind sich nie wieder begegnet. Hudson Taylor war schon am nächsten Tag in Barnsley und ließ sich von seiner Mutter verwöhnen.

6 Vielversprechende Nachrichten

Während dieser Zeit verlobte sich Hudson Taylor mit Marianne Vaughan. Ihr Vater hatte zugestimmt, obwohl er sich auch jetzt noch nicht mit dem Gedanken anfreunden konnte, dass seine Tochter nach China gehen würde.

Auch Hudson war alles andere als glücklich. Wie schön war die Zeit gewesen, als Marianne Klavier spielte und er mit Amelia daneben stand und sang. Jetzt war er zwar mit Marianne verlobt, aber weshalb suchte und fand sie immer einen Grund, nicht zu ihm zu kommen, weshalb mied sie jedes Zusammensein mit ihm? Er spürte, dass sie ihn nicht mehr so liebte wie früher. Konnte sie sich nicht damit abfinden, dass ihre Freunde gegen diese Heirat waren?

Im Januar 1853 kehrte Hudson nach London zurück. Dort fand er Tom Hodson, der inzwischen Christ geworden war, schwer krank vor. Hudson verbrachte viele Nächte am Bett seines kranken Cousins, was ihn natürlich nicht gerade aufmunterte und zu einer freudigeren Stimmung verhalf. Wenn er betete, schien ihm »der Himmel wie Blei«. Wenn doch wenigstens seine Schwester Amelia da gewesen wäre, mit der er über all seinen Kummer hätte reden können!

Zu allem Übel geriet er wieder in finanzielle Schwierigkeiten. Aber auch diesmal half ihm Gott. Dr. Brown, der eine Praxis in der Londoner City hatte, bot Hudson eine Stelle als Assistent an. Bei freier Unterkunft und Verpflegung könnte er am Vormittag und am frühen Nachmittag seine Vorlesungen besuchen. Am späten Nachmittag und am Abend würde er in Dr. Browns Praxis mitarbeiten. Und welche Freude! Er musste nicht mehr sechs, sondern »nur« noch drei Kilometer laufen. Ende März 1853 zog Hudson zu Dr. Brown.

Sein Tagesablauf sah folgendermaßen aus: Von acht Uhr bis

15 Uhr war er im London Hospital, lief dann nach Bishopsgate, aß etwas, bereitete Medikamente zu und teilte sie aus, besuchte Patienten oder erledigte die Buchhaltung. Anschließend paukte er Anatomie und stürzte sich auf seine chemischen Analysen – denn anschließend musste er noch einmal Hausbesuche machen. Ein ziemlich hektisches Leben!

Die Sonntage verbrachte er fast immer in der Brook Street Chapel in Tottenham. Eine ehemalige Quäkerin, Miss Stacey, nahm den jungen Mann sonntags gern bei sich auf. Der Beginn einer jahrzehntelangen Freundschaft! Miss Stacey hatte sich immer um die jungen Leute in der Gemeinde gekümmert. Nachdem sie bemerkt hatte, wie müde und blass Hudson aussah, nahm sie ihn unter ihre Fittiche. Im Sommer verbrachte er viele Stunden in ihrem Garten, und sonntags übernachtete er oft in ihrem Haus, ging dann meist von dort aus direkt zur Arbeit.

Wieder stand eine für Hudson sehr schwierige Entscheidung an. Was sollte er nur tun? Die CES wollte ihm 100 Pfund bezahlen, damit er weiterstudieren und Mitglied der Britischen Ärztekammer, des »Royal College of Surgeons«, werden konnte. Doch wenn er dieses Angebot annahm, um dann als Arzt unter der Schirmherrschaft der CES in China ein Krankenhaus zu leiten, wäre er doch an die Gesellschaft gebunden und könnte vielleicht nicht ins Landesinnere Chinas gehen. Wie also sollte er sich verhalten? Das Geld freilich konnte er sehr gut gebrauchen.

Dann war da noch die Sache mit Marianne. Er traf sich mit ihr in Ruffles.

»Du weißt, dass ich dich sehr liebe«, wagte er endlich, ihr zu sagen. »Aber ich weiß nicht, wie du zu mir stehst.«

»Meine Mutter ist krank«, antwortete Marianne zögernd. »Mein Vater hat Angst, dass sie bald stirbt. Und er hat Angst, dann allein zu sein, wenn ich mit dir nach China gegangen bin. Er hat unserer Verlobung zwar zugestimmt, aber ich weiß, wie unglücklich er ist. Und ich … ich bin in einem furchtbaren Dilemma.«

»Vielleicht sollten wir ihm schreiben«, schlug Hudson vor, »um herauszufinden, was er wirklich denkt. Wir können doch nicht verlobt sein, wenn er damit nicht einverstanden ist!«

Aus China kamen vielversprechende Nachrichten. Der *Gleaner* hatte Missionare dazu aufgerufen, so schnell wie möglich nach China zu kommen. Am aufregendsten waren die Berichte über die Taiping-Rebellion, die in den 50er- und 60er-Jahren das politische Leben in China bestimmte. Die *Times* nannte sie »die größte Revolution, die unsere Welt je erlebt hat«. Viele Christen sahen diese Revolte unter einem anderen Aspekt. Sie waren der Meinung, dass sich die Chancen für eine Evangelisierung Chinas dadurch verbessert hätten.

Die Taiping-Rebellion war aus dem Widerstand gegen die verhasste Qing-Dynastie (1644 – 1911) entstanden. Niemals war es den Mandschus, den Stammvätern dieser Dynastie, gelungen, als Chinesen akzeptiert zu werden. Sie waren und blieben Fremde. Träge, schwach und despotisch waren sie, und so war es kein Wunder, dass die Unzufriedenheit in der Bevölkerung gegen diese Dynastie vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ins Uferlose wuchs. Geheimbünde schossen wie Pilze aus dem Boden, und es gab immer mehr bewaffnete Aufstände.

Der Führer der Taiping-Rebellion hieß Hong Xiuquan. Hong hatte viele christliche Bücher von Liang Afa gelesen, der durch die Missionare Robert Morrison und William Milne Christ geworden war. 1843 tauften sich Hong und sein Cousin gegenseitig und begannen zu predigen. Hong lernte den amerikanischen Missionar Issachar Roberts kennen, der mit ihm die Bibel las.

Eine Sekte entstand, die sich »Shangdi-Anbeter« (»Gottesanbeter«) nannte und seit 1849 von Hong geleitet wurde. Er blieb mit Issachar Roberts in Verbindung.

Unter den Männern, die mit Hong zusammen die Shangdi-Anbeter anführten, gab es einige, die weniger gebildet waren als er, dafür aber militanter. Sie bildeten Kampfeinheiten aus und ließen

sich mit den Mitgliedern eines Geheimbundes ein, den Triaden. Und diese hatten nur ein Ziel: die Qing-Dynastie zu stürzen und der Ming-Dynastie wieder zur Macht zu verhelfen.

Die bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern Hongs und der Mandschu-Regierung begannen 1850. Die Rebellen sahen sich als Gründer einer neuen Dynastie – der Herrschaft des »Himmlischen Reiches des Großen Friedens«. Hong sollte ihr erster Kaiser werden; der *Tai Ping Wang.* Daher stammte auch der Name der Rebellion.

Die Taipings wollten die Mandschus stürzen und den Götzendienst wie den Opiummissbrauch abschaffen. Anfangs schätzten sie die Bibel sehr, maßen den Zehn Geboten große Bedeutung bei, beteten das Vaterunser, hielten täglich Gottesdienste ab, in denen sie Choräle zu Ehren des dreieinen Gottes sangen, das Glaubensbekenntnis sprachen und Predigten hörten. Sie praktizierten die Erwachsenentaufe, und obwohl sie die Polygamie duldeten, waren ihre moralischen Grundsätze sehr streng. Wo immer sie hinkamen, zerstörten sie Götzenbilder.

Diese Ereignisse in China stießen bei den Christen in England, ja, in ganz Europa und den USA auf allgemeines Interesse und erregten großes Aufsehen. Plötzlich schienen die Errichtung einer christlichen Dynastie in China wie die Abschaffung des Götzendienstes in greifbare Nähe zu rücken. Eine noch größere Ermutigung für die christlichen Missionare bedeutete die Haltung der Taipings Ausländern gegenüber. »Der große Gott«, so erklärte ein Taiping-Führer, »ist der Vater aller Menschen unter dem Himmel. China steht unter seiner Führung, unter seiner Fürsorge. Ebenso die ausländischen Völker. Es gibt viele Menschen unter dem Himmel, aber sie sind alle Brüder.«

Im März 1853 erreichte die Taiping-Armee Nanjing, das zur Zeit der Ming-Dynastie die Hauptstadt Chinas gewesen war. Hier erlitten die Mandschu-Truppen eine schwere Niederlage. Nanjing, das

Herz des Reiches, war in der Hand der Aufständischen, die damit einen günstigen Zugang zum wichtigsten Nord-Süd-Wasserweg, dem Großen Kanal, erreicht hatten.

Der *Gleaner* berichtete in allen Einzelheiten von dem, was sich in China abspielte. Am liebsten hätte Hudson Taylor sofort seine Studien abgebrochen und wäre nach China gereist. Vorher allerdings hätte er gern noch geheiratet. Denn es war sinnvoll, nicht allein mit der Missionsarbeit zu beginnen. Wie aber würde Mariannes Vater auf Hudsons Brief antworten? Und dann hielt Hudson endlich den so heiß ersehnten Brief in seinen Händen.

»Wenn Sie in England blieben«, schrieb darin Mariannes Vater, »würde mir nichts mehr Freude bereiten, als Sie und Marianne vereint zu sehen. Natürlich kann ich Ihre Verbindung nicht verbieten – und ich will es auch nicht. Gleichwohl fühle ich, dass ich Marianne niemals freiwillig aufgeben und den Gedanken nicht ertragen kann, dass sie einmal dieses Land verlässt.«

So wurde die Verlobung, wie Hudson es beschrieb, »in gegenseitigem Einverständnis und in Ehren« aufgelöst.

Mehr als drei Jahre hatte er Marianne geliebt, hatte gehofft und gebetet, dass sie mit ihm nach China gehen würde. Und nun? An Amelia schrieb er: »Ich finde es nicht richtig, dass Mariannes Vater unsere Verlobung so lange geduldet und nun seine Zustimmung verweigert hat … Ich liebe Marianne immer noch, und ich glaube, dass auch sie mich liebt.«

Es war eine traurige Zeit für Hudson. Die beiden zahmen Eichhörnchen, die er sich inzwischen hielt, waren nur ein dürftiger Ersatz für die reizende Marianne und ihre Musik. Wenn er im Bereich des Finsbury Square mit Dr. Brown und dessen Frau spazieren ging und ihr Baby auf dem Arm trug … Mit welcher Sehnsucht erhoffte er sich dann ebensolche Freuden des Familienlebens! Ob er sie jemals erleben würde?

Die gesamte christliche Welt blieb indessen unverändert brennend an den Geschicken Chinas interessiert. Die Herausgeber des

Gleaner verkündeten lauthals, dass Peking bald in die Hände der Taiping-Rebellen fallen würde. »Das Licht des Tages beginnt, über China zu dämmern … Sehr bald schon werden wir ein paar Männer nach China aussenden, die als Mediziner ausgebildet sind und klare christliche Überzeugungen haben.«

Im Juni dieses Jahres schienen sich die Ereignisse zu überstürzen. Charles Bird nahm Kontakt mit Hudson Taylor auf und bat ihn dringend: »Wenn Sie Ihre medizinische Ausbildung abgeschlossen haben, sollten Sie unverzüglich nach China gehen. Wir möchten, dass Sie mit unserer Gesellschaft ausreisen. Sie sollten Anfang September segeln, um den Herbststürmen zu entgehen. Der Missionsausschuss wird Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen, wenn Sie ins Landesinnere gehen wollen – vorausgesetzt, dass so etwas überhaupt möglich ist. Sollten Sie irgendwann – aus welchen Gründen auch immer – nicht mehr gedeihlich mit unserer Gesellschaft zusammenarbeiten können, werden wir es nicht als unehrenhaft oder gar unchristlich ansehen, wenn Sie uns verlassen. Denken Sie darüber nach und beten Sie dafür. Falls Sie jetzt gehen wollen, sollten Sie Ihre Bewerbungsunterlagen sofort ausfüllen.«

Hudson Taylor beschloss, sofort zu gehen.

Die Bewerbungsunterlagen bestanden aus einem ausführlichen Fragebogen und einem Zeugnis seines Glaubens. Zwei Nächte lang arbeitete er daran. Seine Antworten waren absolut aufrichtig. Allerdings fürchtete er, wegen seiner so offen bekundeten unorthodoxen Ansichten nicht angenommen zu werden. Und in der Tat! Ein Mitarbeiter des Ausschusses berichtete später, dass vor allem eine Äußerung Hudsons Stirnrunzeln erregt hätte. Er hatte nämlich geschrieben: »Meiner Meinung nach ist es nicht richtig, dass in der Kirche zwischen Priestern und Laien unterschieden wird. Vielmehr denke ich, dass alle Christen[15] das Recht haben zu predigen, zu taufen und das Abendmahl auszuteilen …«

15 A. d. H.: D. h. alle Brüder einer örtlichen Gemeinde.

Wie konnte der Ausschuss darauf anders als mit – gelinde gesagt – Erstaunen reagieren; waren doch die meisten von ihnen Pfarrer und Kirchenleute, die genau die entgegengesetzte Meinung vertraten.

Drei Wochen vergingen, und noch immer hatte Hudson Taylor nichts vom Missionsausschuss gehört. Seine Eltern unterstützten seinen Entschluss, so rasch wie möglich auszureisen, wenngleich seine Mutter es übereilt fand, dass er bei Dr. Brown gekündigt hatte, bevor die Entscheidung bei der CES gefallen war.

Dr. Brown wollte Hudson unbedingt behalten und versuchte, ihn mit allen Mitteln zum Bleiben zu überreden. Zumindest dieses eine Jahr sollte er noch warten, bis er die Prüfung bei der Ärztekammer abgelegt hätte! Doch Hudson war fest entschlossen: »Wenn ich bedenke, wie viel Zeit und Geld es noch kostet, um einen Doktortitel zu erwerben oder in die Ärztekammer aufgenommen zu werden! Wenn ich stattdessen in dieser Zeit auch nur einen einzigen Chinesen zu Christus führen könnte – wie viel mehr würde das für die Ewigkeit einbringen!«

Dann kam die Nachricht von Charles Bird. Der Missionsausschuss hatte sich entschieden. Sie waren bereit, ihn nach China zu entsenden, sobald er alles für die Ausreise vorbereitet hatte!

Im August verbrachte Hudson Taylor noch ein paar schöne Wochen zu Hause in Barnsley, wo die Familie dieses vorerst letzte Zusammensein genoss.

Gegen Ende des Monats war er wieder in London. Und – er musste sich beeilen! Medikamente, Kleider und vieles andere, was er in Shanghai brauchen würde, sollten beschafft werden.

Im September erzählte er vor seiner Gemeinde, der Brook Street Chapel, auf deren Bitte von sich und seinem zukünftigen Dienst. »Ich war gedanklich ein bisschen zerstreut«, urteilte er selbst über diesen Auftritt, aber in der Gemeinde fand sein Bericht großen Anklang. Die gute Miss Stacey trug ihm auf, sich einen war-

men Morgenmantel anfertigen zu lassen und die Rechnung an sie schicken. Im CES-Büro empfahl man ihm, unverzüglich nach Nanjing zu gehen, wo sich vermutlich das Hauptquartier der Taiping-Rebellen befand.

Vom CES-Büro ging er direkt zum Euston-Bahnhof und nahm den Nachtzug nach Liverpool. Dort erwarteten ihn seine Mutter und George Pearse. Sein Vater und Tante Hannah kamen später nach und trafen sich mit den anderen Familienmitgliedern im Owen-Hotel. James Taylor, der nicht so lange in seiner Apotheke fehlen durfte, musste nach Barnsley zurückkehren. Die Familie begleitete ihn zum Bahnhof. Niemals hätte Hudson es für möglich gehalten, dass ihm der Abschied von seinem Vater so schwerfallen würde. Die Lokomotive pfiff, ließ eine riesige Wolke von Rauch und Dampf aufsteigen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Hudson hielt sich am Wagen fest, lief atemlos nebenher – so, als könne er den Zug aufhalten. Vater und Sohn sahen einander an. Es brach ihnen fast das Herz. Schließlich konnte Hudson mit dem Tempo des Zuges nicht mehr mithalten – sie waren getrennt.

Hudsons Schiff, die »Dumfries«, sollte am 19. September ablegen. Während der letzten Tage in Liverpool musste Hudson noch viele Briefe schreiben – an seine geliebte Amelia, an John Hodson, der immer noch für Dr. Hardey in Hull arbeitete.

»Komm zu Jesus«, bat Hudson in seinem Brief. »Ich schreibe es so, weil ich dich liebe – wie viel mehr aber liebt dich Gott!«

John starb mit 29 Jahren, doch vorher erhörte Gott noch Hudsons Gebet.

7 Eine lange Reise

Montag, der 19. September 1853. Der kleine Dreimast-Klipper »Dumfries« war bereit, in See zu stechen. Die Mannschaft schleppte noch die restliche Ladung an Bord, als sich vier Männer und Frauen in Hudson Taylors Kajüte zusammenfanden: Hudson, seine Mutter, Arthur Taylor, ein weiterer Missionar (der aber nicht mit Hudson verwandt war), und ein älterer Pfarrer, den die Taylors in Liverpool kennengelernt hatten. Die Kajüte war geräumig, und man hatte sie extra frisch gestrichen für den jungen Mann von 21 Jahren, der sich auf eine so weite Reise wagen wollte, von der er vielleicht nie wieder zurückkehren würde.

Hudson bat darum, gemeinsam John Newtons Choral zu singen:

Wie schön der Name Jesu klingt
In eines Gläub'gen Herz,
Heilt Wunden, lindert alles Leid,
Vertreibet Angst und Schmerz.
Deutscher Nachdichter unbekannt

Dann betete er. Seine Stimme blieb fest, bis er Gott die Menschen anbefahl, die er liebte – hier drohte sie ihm zu versagen. Er hielt inne, fasste sich wieder und schloss – wobei er wohl an die Schwierigkeiten dachte, denen er mit Sicherheit begegnen würde – mit den Worten: »Nichts von alledem wird mich hindern. Ich will meinen Lauf mit Freuden wagen und das Amt ausrichten, das ich von dem Herrn Jesus empfangen habe – das Evangelium von der Gnade Gottes zu bezeugen.«

Ein letztes Mal strich Amelia Taylor das Bett ihres Sohnes glatt. Würden sie einander je wiedersehen?

Sie gingen an Deck und sahen plötzlich, dass sich das Schiff schon langsam vom Kai entfernte. Hastig, überstürzt kam es nun zum Abschied, als die drei Besucher von kräftigen Seemannsfäusten an Land geschoben wurden.

Hudsons Mutter setzte sich am Pier nieder, am ganzen Leib zitternd. Hudson konnte nicht anders! Er sprang noch einmal an Land und nahm die Mutter zärtlich in seine Arme.

»Liebe Mutter, weine nicht!«, bat er sie inständig. »Wir werden uns wiedersehen! Bestimmt! Vergiss nicht, weshalb ich dich verlasse!«

Doch nun musste sich Hudson sputen. In allerletzter Minute gelang es ihm, auf das Schiff zu springen. So schnell er konnte, lief er zu seiner Kajüte. Dort lag seine Taschenbibel. Hastig kritzelte er auf das erste Blatt: »Die Liebe Gottes, die alle Erkenntnis übertrifft – JHT.« An Deck zurück, warf er die Bibel seiner Mutter zu.

Der Erste Offizier, der ebenfalls am Pier stand, reichte Amelia Taylor die Hand.

»Seien Sie tapfer«, redete er beruhigend auf sie ein, »ich werde Ihnen bestimmt gute Nachrichten zurückbringen.« Die »Dumfries« näherte sich jetzt wieder dem Pier, und der Erste Offizier kletterte an Bord. Hudson konnte noch einmal die Hand seiner Mutter fassen.

»Lebe wohl, Gott segne dich!«

Außer Hudson Taylor waren an Bord der »Dumfries«: Kapitän Morris, zwei Offiziere, ein Steward, ein Bootsmann, ein Koch, ein Zimmermann, Matrosen, Schiffsjungen und Lehrlinge – insgesamt 23 Mann. Von einem kleinen chinesischen Jungen aus Macao abgesehen, war Taylor der einzige Passagier – wenn man die vielen Schweine, Hennen, Enten, Hunde und zwei Katzen nicht rechnete, die mit ihnen reisten.

Hudson richtete sich in seiner Kajüte ein und verstaute seine Habseligkeiten. Weil er müde war, legte er sich in seine Koje und schlief ein. Doch schon bald wachte er wieder auf. Schlaf-

trunken beobachtete er, wie seine Deckenlampe in alle Richtungen schwankte – gleichmäßig, fast träge.

Doch als die »Dumfries« die Irische See erreichte, wurde aus der sanften Brise ein starker Weststurm. Drei Tage lang kamen sie kaum vom Fleck.

Am Ende der Woche ließ der Wind ein wenig nach, frischte aber bei Einbruch der Dunkelheit wieder auf.

Am Sonntag, gegen Mittag, blies der Wind so stark, dass die Männer alle Segel einholten, auf die sie verzichten konnten. Hudson fühlte sich elend und zog sich in seine Kajüte zurück. Immer noch fiel das Barometer, der Sturm entwickelte sich fast zum Hurrikan.

Zwischen 14 und 15 Uhr kämpfte sich Taylor an Deck. Niemals in seinem Leben würde er wohl vergessen, was sich da seinen Augen bot. Auf der See war weißer Schaum zu sehen, die Wellen waren haushoch aufgepeitscht zu beiden Seiten des Schiffes – drohend, als wollten sie es verschlingen.

»So etwas habe ich noch nie erlebt!«, schrie der Kapitän durch das Getöse. »Wenn Gott uns nicht hilft, sind wir verloren!«

Der Wind trieb die »Dumfries« auf die Küste zu.

»Wie weit sind wir von der walisischen Küste entfernt?«, wollte Taylor wissen.

»Etwa 50 Seemeilen. Wir können nichts tun, als so viele Segel wie möglich zu setzen. Je mehr Segel wir hissen, umso weniger treiben wir ab. Es geht um unser Leben! Gott möge uns helfen, dass die Masten halten.«

Die »Dumfries« schoss durch das Wasser – einen Moment hoch hinaus, um schon im nächsten jäh in die See zu stürzen, als wollte sie bis auf den Grund hinabstoßen.

Mit lautem Krachen barst das Rundholz, das den Fockmast mit dem Rahsegel verband. Voller Angst und Entsetzen sahen alle nach oben. Aber das Holz hielt.

In diesem Schreckensmoment ging die Sonne unter. Und unwillkürlich musste Taylor denken: ›Morgen wird die Sonne wie

immer aufgehen. Aber wenn der Herr nicht ein Wunder geschehen lässt, werden von unserem Schiff nur noch ein paar Bretter auf dem Wasser schwimmen.‹

Ohne das Sonnenlicht fühlte sich Taylor plötzlich einsam und verzweifelt. Er hangelte sich wieder unter Deck, las ein paar Choräle, Psalmen … Und es gelang ihm sogar, ein wenig zu schlafen.

Als er aufwachte, sah er nach dem Barometer. Tatsächlich! Es stieg. Eilig kletterte er an Deck. Sie segelten jetzt nach Norden, immer noch vor der walisischen Küste.

»Werden wir es schaffen, die Insel Holyhead heil zu umschiffen?«, fragte Taylor den Kapitän.

»Wenn wir nicht auf die Klippen zutreiben, ja. Doch wenn wir abdriften, dann gnade uns Gott!«

Sie drifteten ab.

Erst waren die Lichter des Leuchtturms von Holyhead ganz deutlich vor ihnen, dann sah Taylor die Lichter seewärts. Sie näherten sich also direkt der Küste.

Kapitän Morris blickte düster drein, blieb aber ruhig. Das Barometer stieg noch immer, allerdings viel zu langsam.

Taylor dachte an seine Familie, an seine Freunde, und – er konnte nicht anders – Tränen stiegen ihm in die Augen. Er sprach den Steward an, der ebenfalls Christ war.

»Ich bin nichts, Christus ist alles«, rief ihm der Steward zu. Der Vers aus Psalm 50 fiel Hudson ein: »… rufe mich an am Tag der Bedrängnis: Ich will dich erretten …!« Ob Gott sie verschonen würde?

Der Mond schien inzwischen so hell, dass sie bereits Land erkennen konnten. Das Barometer stieg, nur der Wind hatte nicht nachgelassen. Taylor taumelte nach unten, griff nach dem Notizbuch und schrieb seinen Namen und seine Heimatadresse hinein – falls man seine Leiche finden würde. Er band ein paar von seinen Sachen zusammen und legte sie in einen Korb. Vielleicht würde dieser ja schwimmen und ihm oder jemand anderem

helfen können, an Land zu kommen. Wieder an Deck, lautete seine erste Frage: »Halten die Rettungsboote einem solchen Seegang stand?«

»Nein.«

»Sollten wir eventuell die losen Masten und Balken zusammenbinden und eine Art Floß daraus bauen?«

»Dafür ist es zu spät!«, schrie der Kapitän. »Wir werden keine halbe Stunde mehr leben. Wie steht es denn nun mit Ihrem Ruf nach China?«

»Trotz allem! Ich bin froh, hier zu sein. Ich möchte nirgendwo anders sein. Außerdem bin ich mir ganz sicher, dass ich nach China komme. Und wenn nicht, dann wird mein Herr wissen, dass ich es wenigstens versucht habe, seinem Befehl zu folgen.«

Dicht vor ihnen sahen sie Land, friedlich vom Mond beschienen.

»Wir müssen versuchen, das Schiff zu wenden und dann zu kreuzen«, rief der Kapitän. »Oder es ist alles aus. Möglich, dass uns die Wellen dann alle von Bord spülen. Aber wir müssen es riskieren.«

Morris gab den Befehl. Aber der Versuch, das Schiff seewärts zu wenden, gelang nicht.

Sie versuchten es andersherum, doch die »Dumfries« begann, auf die Küste zuzutreiben. Nur noch gut zwei Schiffslängen waren sie von den Felsen entfernt, sodass sich schon alle verloren gaben – da drehte plötzlich der Wind, und sie waren gerettet.

Am nächsten Morgen sah Hudson Taylor die Sonne aufgehen!

Kapitän Morris' Seeleute konnten die Schäden der »Dumfries« während der Reise reparieren. Aber auch sie selbst waren verletzt und mussten sich behandeln lassen. So nähte Taylor einem schwedischen Zimmermann eine klaffende Wunde über den Augenbrauen. Die beiden wurden enge Freunde. Taylor entdeckte bei dieser Gelegenheit, dass nicht nur der Schwede und der Steward, sondern auch der Kapitän Methodisten waren. Und so war es nicht

erstaunlich, dass ihm Kapitän Morris erlaubte, regelmäßig Gottesdienste für die Mannschaft abzuhalten. Der Steward half ihm dabei. Am 6. Oktober trafen sich Taylor und der Steward zum Gebet in Hudsons Kajüte.

»Lieber Vater«, betete Taylor, »schenke uns einen günstigen Wind und eine gute See für unsere Reise, denn du allein regierst den Wind und die Wellen.«

Noch während sie beteten, hörten sie plötzlich eilige Schritte auf dem Deck. Der Wind hatte sich wieder einmal unerwartet gedreht, und die Matrosen mussten die Rahen so schnell wie möglich neu ausrichten. Während der Überfahrt betete Taylor oft um gutes Wetter und erlebte dabei erstaunliche Gebetserhörungen. Nach einem Sturm im Golf von Biscaya brachte sie ein dauerhafter, günstiger Nordostwind in Richtung Südatlantik. Sie umrundeten dank eines guten Westwindes das Kap der Guten Hoffnung und gelangten auf den gewaltigen Brechern der südlichen Ozeane in Richtung Australien.

Was gab es nicht alles auf dieser Reise von Gottes wunderbarer Welt zu sehen! Hudson Taylor konnte sich gar nicht sattsehen: das sanfte Licht des Abend- oder Morgenhimmels, fliegende Fische, Vögel, die sich in der Takelage niederließen, überwältigend schöne Sonnenuntergänge …

Auch als Arzt war Hudson immer wieder gefragt. Mal war es ein Abszess am Augenlid des Kapitäns oder am Arm, auch an der Hand des Kochs und einer auf dem Rücken eines Matrosen; einem der Männer mussten die Mandeln entfernt werden, und dem Steward zog er den letzten Backenzahn. War die See ruhig, sortierte er die Arzneimittel, die er sich besorgt hatte, und beschriftete sie. Er destillierte Wasser und Alkohol für chemische Analysen sowie für die Fotografie und versuchte, eine Kamera mit Mikroskop-Linse zu bauen – freilich ohne Erfolg. Kapitän Morris unterrichtete ihn in Algebra, und dafür brachte er dem Kapitän das Konzertina-Spielen und dem Zweiten Offizier das Flötespielen bei.

Einmal, an einem heißen Tag, ging er nach oben, als die Mannschaft gerade das Deck schrubbte. Ehe er sich's versah, wurde er mit fünf bis sechs Eimern Wasser übergossen. Prustend und triefend vor Nässe stand er da und – lachte, lachte. … Und das wiederum gefiel den Matrosen, die mit einem heftigen Donnerwetter gerechnet hatten.

An einem anderen Tag wieder ruderte er mit dem Kapitän auf einem Floß rund um die »Dumfries«, um eventuelle Schäden festzustellen. Dann schwammen sie eine Runde um das Schiff – ständig Ausschau nach Haien haltend.

Manchmal half er der Mannschaft bei der Arbeit und lernte dabei, wie man mit den Segeln umging.

Weihnachten 1853 feierten sie an Bord und schlachteten zum Festessen das erste Schwein. Doch nun hatten sie meist schwachen Wind und kamen nur langsam voran: Gegen Ende des Jahres waren sie fast 1600 Seemeilen von Australien[16] und noch immer über 3000 Seemeilen von China entfernt!

Freitag, der 13. Januar 1854. Um zwei Uhr morgens wachte Hudson Taylor auf. Er war zwar nicht abergläubisch, aber stand da nicht jemand in seiner Kajüte? Eine schemenhafte Gestalt erkannte er direkt neben seinem Bett.

»Stehen Sie auf, Taylor, und kommen Sie gleich mit mir an Deck«, forderte ihn der Kapitän auf. Taylor folgte ihm. Es war eine mondhelle Nacht. Sie befanden sich südöstlich von Sumba, in der Sawusee.

»Sehen Sie diese Inseln dort?«, fragte Morris, und in seiner Stimme schwangen gleichermaßen Sorge und Begeisterung. »Sie sind in der Karte nicht korrekt eingezeichnet. Deswegen ist es äußerst gefährlich, zwischen ihnen hindurchzufahren.«

16 A. d. H.: Dies bedeutet nicht, dass die »Dumfries« Australien ansteuerte. Vielmehr geht es um eine Positionsbestimmung auf ihrer Route durch die Inselwelt des heutigen Indonesien.

Doch es gelang. Am nächsten Tag segelten sie nordöstlich in Richtung Obistraße. Die Wälder und Schluchten von Obi sahen wunderbar aus, und der Anblick von Bäumen und Feldern weckte in Hudson Taylor die Sehnsucht, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu spüren.

Sonntag, der 29. Januar. Wieder wurde es gefährlich! Weil es vollkommen windstill war, wurde das Schiff von einer starken Strömung mit vier Knoten in der Stunde auf die Nordküste von Papua-Neuguinea zugetrieben. Die Küste war mit Riffen übersät, und auf der Insel lebten Kopfjäger mit kriegerisch bemalten Gesichtern. Die »Dumfries« war bereits mehr als 100 Seemeilen vom Kurs abgekommen, trieb nun ganz nahe an der Küste, und niemand konnte etwas dagegen tun. Die Besatzung ließ ein großes Beiboot hinunter und versuchte, den Bug des Schiffes gegen die Strömung zu drehen. So wollte sie einem weiteren Abtreiben entgegenwirken und die Wucht eines möglichen Aufpralls mindern.

Hudson Taylor hielt wie gewöhnlich einen morgendlichen Gottesdienst. Morris nahm daran teil, beobachtete aber voller Besorgnis den Kurs des Schiffes.

»Wir haben alles getan, was wir konnten! Wir können jetzt nur noch abwarten«, sagte er zu Taylor nach dem Gottesdienst.

»Nein, wir haben noch nicht alles getan! Eines fehlt noch.«

»Und das wäre?«, fragt der Kapitän.

»Wir sind hier vier Christen an Bord«, antwortete Hudson Taylor. »Jeder von uns sollte in seine Kajüte gehen und den Herrn bitten, dass er uns Wind gibt. Er kann ihn jetzt ebenso gut schicken wie zum Sonnenuntergang.«

Und so gingen der Kapitän, der Steward, der Zimmermann und der Passagier in ihre Kajüten, um zu beten. Hudson Taylor verbrachte eine »gute, aber sehr kurze Zeit im Gebet«, dann war er davon überzeugt, erhört worden zu sein. Also ging er wieder an Deck.

Der Erste Offizier hatte gerade Dienst. Hudson Taylor sah, dass

man die Enden des Großsegels hochgezogen hatte, damit sie nicht unnötig gegen die Takelung schlugen.

»Lassen Sie das wieder herunter«, bat er.

»Wozu soll das gut sein?«, erwiderte der Offizier.

»Wir haben Gott gebeten, dass er uns Wind schickt, und der wird bald kommen. Wir sind so nahe am Riff, dass wir keinen Augenblick zu verlieren haben.«

Der Erste Offizier warf Taylor einen verächtlichen und ungläubigen Blick zu. »An Ihren Wind glaube ich erst, wenn er da ist!«

Doch noch während er sprach, folgte Taylor seinem Blick zum obersten Segel. Da, ein Segel begann, in der aufkommenden Brise zu flattern!

»Sehen Sie denn nicht, dass der Wind kommt? Schauen Sie doch einmal das Royalsegel an!«, rief Taylor.

»Ach, das ist doch nicht der Rede wert!«, entgegnete der Seemann.

»Egal!«, schrie Hudson Taylor. »Lassen Sie doch endlich das Großsegel herunter, wir sollten den Wind nutzen!«

Der Erste Offizier gab den Befehl, und tatsächlich! Innerhalb weniger Minuten segelten sie mit sechs bis sieben Knoten und ließen die Riffe und alle bemalten Wilden weit hinter sich.

Wenn der Wind weiter so günstig blieb, konnten sie in etwa einer Woche in Shanghai anlegen. Hudson Taylor fing an, seine Ausrüstung und seine Bücher einzupacken.

Am Samstag, dem 25. Februar, warfen sie vor der Gützlaff-Insel nahe der Jangtse-Mündung Anker, 24 Kilometer von Shanghai entfernt. Sechs Monate lang hatten sie keinen Kontakt mit der Außenwelt gehabt. Nun bestürmten sie den englischen Lotsen, der an Bord gekommen war, mit Fragen.

»Die Taiping-Rebellen halten Shanghai seit vier Monaten besetzt. Jetzt marschieren sie auf Peking zu«, berichtete er.

Am Mittwoch, dem 1. März 1854, erreichten sie Wusong. Ein vorbeikommendes Lotsenboot nahm Hudson Taylor den

Huangpu-Fluss mit hinauf in Richtung Shanghai. Auf dem Fluss und an den Landestegen sah Taylor europäische Schiffe, hochseetaugliche Dschunken sowie britische und französische Kriegsschiffe. Ein Dutzend oder mehr ausländische Geschäftshäuser standen direkt neben einem reich gezierten chinesischen Tempel, den man nun als Zollgebäude benutzte. Flussaufwärts konnte er bereits die alten Stadtmauern von Shanghai entdecken. Außerhalb der Mauern sah er die bunten Flaggen und Zelte der kaiserlichen Mandschu-Armee; sie belagerte die Taiping-Rebellen in der Stadt.

Das also war China. Alles, was er im *Gleaner* darüber gelesen hatte – es wurde nun vor seinen Augen Wirklichkeit!

8 Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens

Der glühende Sonnenuntergang hinter kahlen Berggipfeln; das Donnergrollen über fruchtbaren Ebenen; abendlich sanftes Leuchten auf einem Pagodenhügel hoch über stillen Flussläufen; die Reste einer immer noch beeindruckend wirkenden Stadtmauer aus alter Zeit; der dumpfe Klang eines Tempelgongs – weit durch die Nacht hallend; singende Kulis in der drückenden Hitze eines Sommernachmittags; der träge dahinfließende Jangtse; ein Kloster, halb versteckt in einem bambusbewachsenen Tal; die abgezirkelten Konturen eines liebevoll gepflegten Gartens; die atemberaubenden Farben der Kaiserpaläste – der jahrhundertealte Charme eines Landes, das Hudson Taylor jetzt bezauberte.

Aber Taylor war nicht gekommen, um die hinreißende Schönheit, die Anziehungskraft dieses riesigen, faszinierenden Landes zu genießen. Er hatte seine Familie verlassen, hatte bei einer Reise um den halben Globus sein Leben riskiert, weil er von einem fest überzeugt war: In diesem Land lebten Millionen von Menschen, die ohne Hoffnung auf Erlösung sterben würden. Diesen Menschen die Botschaft des Lebens zu bringen – deshalb war er nach China gekommen. Diese Botschaft galt einem Land, in dem seit jeher ganz unterschiedliche Religionen praktiziert wurden, wo Gelehrte von Ort zu Ort gewandert waren, um mit den Menschen über den Sinn des Lebens zu sprechen, aber auch über politische und wirtschaftliche Theorien zu diskutieren.

Der berühmteste von allen war Konfuzius, der etwa zur gleichen Zeit wie der alttestamentliche Priester Esra lebte (551 – 479 v. Chr.).

Vier religiöse Richtungen gab es im Wesentlichen damals in China. So die Vorstellung von einer göttlichen Vorsehung. Konfuzius selbst fühlte sich berufen – dazu ausersehen, seinen Auf-

trag im Schutz des Himmels zu erfüllen. Frühe chinesische Aufzeichnungen sprachen von »Shangdi«, einem höchsten, göttlichen Wesen, das die Welt in Gerechtigkeit regiert, doch ebenso von den Menschen Gerechtigkeit erwartet.

Kennzeichnend für die chinesische Religiosität waren die unendlich vielen Geistwesen, von denen die Chinesen ihre Welt bevölkert glaubten. Es gab Hausgötter; so den Gott des Herdes oder der Ecke, in der Saatgut aufbewahrt wurde, die Geister oder Götter der Flüsse, der Berge und der Sterne. Am tiefsten verwurzelt im Denken der Chinesen war freilich der Ahnenkult. Wohl in jedem Haus gab es einen kleinen Schrein, in dem die Familie für jedes ihrer Mitglieder eine Holztafel mit dem Namen, dem Geburts- und Sterbedatum aufbewahrte. In wohlhabenderen Häusern waren diese Schreine vergoldet und reich verziert. Die Familienmitglieder verneigten sich regelmäßig vor dem Schrein, zündeten Kerzen an, verbrannten Weihrauch und brachten rituelle Speiseopfer dar. Starben der Vater oder die Mutter, erwies ihnen der älteste Sohn im Namen der ganzen Familie die letzte Ehre. Er kniete vor dem Schrein nieder und betete: »Lass die Gebeine und das Fleisch zur Erde zurückkehren, und möge die Seele bei uns bleiben, weil ihr Name auf der Ahnentafel steht.«

Für jeden Chinesen war die Ahnenverehrung höchste Familienpflicht. Nach chinesischem Glauben konnten sie damit in echte Gemeinschaft mit der Geisterwelt treten – ganz abgesehen davon, dass es den Toten nur dann wohlerging, wenn die Nachkommen genügend opferten. Und dass es den Toten wohlergehen musste, war unabdingbar, denn die Geister der Toten besaßen die Macht, Segen oder Fluch über die Lebenden zu bringen. Schließlich gab es noch das Kaiserliche oder Große Opfer, das der Kaiser als Vertreter seines Volkes und als »Himmelssohn« darbrachte. Er verneigte sich dabei vor einer Ahnentafel, die dem »Höchsten Herrscher des Kaiserlichen Himmels« geweiht war, und machte durch sein Gebet und sein Opfer für Shangdi erkenntlich, dass sein Volk höheren Mächten verpflichtet und von ihnen abhängig war.

Konfuzius nahm alle diese religiösen Traditionen sehr ernst. Er glaubte ebenso an eine existierende Geisterwelt wie an eine höhere Macht, die das menschliche Schicksal bestimmt. Dennoch – sein Hauptinteresse galt nicht der Religion, er verfolgte in erster Linie ein politisches Ziel.

Treffend wurde seine Lehre als »zweckorientiertes Evangelium« beschrieben, das den »gesunden Menschenverstand und häusliche Tugenden betont«. Lernen hatte nur einen Zweck: moralische Ziele zu fördern. Er wollte die korrupte Zhou-Dynastie reformieren. So pries er das Bild des erhabenen Menschen, der sich von sehr hohen moralischen Maßstäben leiten lässt und mit größter Strenge familiäre und staatliche Bräuche achtet.

Menschlichkeit war die von Konfuzius am höchsten geachtete Tugend. Kein Mensch sollte dem anderen etwas antun, was er nicht selbst zu ertragen bereit war.

Die konfuzianische Ethik unterscheidet sich von der christlichen vor allem dadurch, dass sie persönliche Vergehen streng bestraft und alles andere als Barmherzigkeit und Vergebung walten lässt. Zudem blieb die Lehre des Konfuzius auf die Angehörigen der Oberschicht beschränkt. Alle anderen sollten ruhig weiter ihre Vorfahren verehren und die bösen Geister beschwichtigen.

Diese Lücke des Konfuzianismus füllte der Taoismus.

Der Taoismus geht auf Laotse (Laozi) zurück, einen älteren Zeitgenossen des Konfuzius.[17] Er lehrte, dass dem Universum eine große Realität zugrunde liege. Doch als Religion der Bauern verkam der Taoismus schließlich zu einem unentwirrbaren Mischmasch aus Spiritismus, Exorzismus, Magie und Weissagung. Im Laufe der Jahrhunderte gab es immer wieder Zeiten, in denen der Taoismus zum Rivalen des ernster zu nehmenden, in seinen Gedankengängen folgerichtigeren Konfuzianismus wurde. Mehr als einmal gewann er am Hof größere Popularität, obwohl der Kon-

17 A. d. H.: Weder die Historizität noch die Lebensdaten des Laotse gelten als gesichert.

fuzianismus nie ganz verdrängt wurde; hatte er doch im Staatsritual bestimmte Funktionen zu erfüllen.

Die Han-Dynastie (206 v.Chr. bis 221 n. Chr.) übernahm schließlich das konfuzianische Prinzip, wonach China von den besten und fähigsten Männern regiert werden sollte – ganz gleich, welcher Herkunft sie waren. Auf eigens dafür gegründeten Hochschulen wurde der Konfuzianismus gelehrt, und hier wurden auch die Prüfungen abgenommen, die zur Aufnahme in den Staatsdienst berechtigten. An diesen Schulen, jahrhundertelang typisch für die chinesische Kultur, wurden die Mandarine ausgebildet.

Während der Han-Dynastie – 400 Jahre, bevor die ersten Christen chinesischen Boden betraten – kamen buddhistische Missionare aus Indien nach China. Der Buddhismus breitete sich so schnell aus, dass er bald zu einer der großen Religionen Chinas wurde. Wo Hudson Taylor auch hinsah – überall entdeckte er buddhistische Mönche, kahl geschorene Priester in ihren gelben Gewändern. Dennoch! Es gelang dem Buddhismus nie, den Konfuzianismus oder den Taoismus zu verdrängen. Häufig allerdings traf Hudson auf eine kuriose Mischung aus allen drei Richtungen.

Die Prüfungen zur Aufnahme in den Staatsdienst hatten im Laufe der Jahrhunderte einen solchen Stellenwert erhalten, dass sich die klügsten Männer Chinas darum rissen, hier zugelassen zu werden. Kein Wunder! Gelangte man doch mit ihrer Hilfe zu gesellschaftlichem Aufstieg, zu Wohlstand und Anerkennung. Die Idee, dass China von gebildeten und fähigen Männern regiert werden sollte, wirkte sich auf das gesamte Staatswesen positiv aus. Die konfuzianische Philosophie vermittelte die hohen Ideale der Menschlichkeit, was wiederum zu einer geordneten und auch wohlhabenden Gesellschaft führte. Diese förderte ihrerseits eine reiche, blühende Literatur, verfügte über einen auserlesenen Geschmack und schätzte eine gepflegte Lebensart.

Während der Qing-Dynastie (1644 – 1911) begann die chinesische Kultur, ihren Einfluss auf Europa auszudehnen. Katholische Missionare übersetzten chinesische Literatur, und ihre Reise-

beschreibungen über China wurden in der Heimat gern gelesen. China kam in Mode! Chinesische Motive gab es überall in der Rokokokunst, chinesische Gärten, Pagoden und Pavillons fanden sich in zierlichen Schlössern und verspielten Parks. Teerosen, Azaleen, Chrysanthemen, Pfingstrosen und chinesische Astern gehörten zu den bevorzugten Blumensorten. Ebenso in Mode waren Sänften, Lack, Weihrauch, Tee, chinesische Farben, Malerei und Tapetenmuster.

Unter der Qing-Dynastie entwickelten sich auch jene engen Kontakte zum Westen, die später so umwälzende Folgen für China haben sollten. Die in China vorhandene, immer stärker werdende Unfähigkeit der Herrschenden und ihre Dekadenz – gekoppelt mit einem allgemeinen sittlichen und kulturellen Verfall – brachten das Land in die wohl ernsteste Krise seiner Geschichte. Eine Folge dieses Niedergangs war die Taiping-Rebellion, die ihren Höhepunkt erreicht hatte, als Hudson Taylor voller Enthusiasmus in China angekommen war.

9 Kein leichter Anfang

Als Hudson an einem der vielen Piere Shanghais an Land ging, entdeckte er ein Haus, auf dem munter eine britische Flagge wehte: das Konsulat! Welch eine Freude! Endlich würde er Post aus der Heimat vorfinden und – wie er hoffte – auch einen Brief der CES, der ihn legitimieren würde, in Shanghai Geld zu bekommen. Aber welch eine Enttäuschung!

»Das Büro, in dem die Post ausgegeben wird, ist vor einer Stunde geschlossen worden. Sie müssen morgen wiederkommen«, erfuhr er vom Personal des Konsulats. Doch er gab nicht auf, zog vielmehr sein Empfehlungsschreiben für Dr. Walter Medhurst von der »London Missionary Society« (LMS) aus der Tasche. Medhurst war einer der erfahrensten britischen Missionare in China, der zudem als Dolmetscher und Berater für den britischen Konsul arbeitete.

Daraufhin beschrieb man Hudson Taylor den Weg zur LMS-Siedlung, und so wagte er sich tapfer am Ufer des Huangpu entlang auf schlammige Pfade, die von tiefen Abflussgräben gesäumt waren. Der Chinese, der Taylor die Tür öffnete, sprach kein Wort Englisch, aber irgendwie konnte Hudson herausfinden, dass Mr und Mrs Medhurst nicht zu Hause waren.

Zu seiner großen Erleichterung traf Taylor schließlich auf einen jungen englischen Missionar. Dr. Joseph Edkins hieß ihn herzlich willkommen und stellte ihn den anderen Missionaren der LMS vor. Einer von ihnen war Dr. William Lockhart, ein Arzt, der in Shanghai ein Krankenhaus aufgebaut hatte.

»Sie können ruhig eine Weile bei mir wohnen«, schlug ihm Lockhart vor, und Taylor nahm das Angebot mehr als dankbar an. Ein bisschen peinlich war es ihm allerdings schon, dass er als CES-Missionar die Gastfreundschaft der LMS in Anspruch neh-

men musste. Aber da Lockhart damit einverstanden war, dass Taylor ihm für die Unterkunft etwas bezahlte, war die Sache dann doch nicht so schlimm.

Pastor John Burdon und dessen Frau von der »Church Missionary Society« (CMS), die ebenfalls in der LMS-Siedlung wohnten, luden Taylor an jenem Abend zum Essen ein. Die beiden waren jung, hatten einen gemütlichen Platz am Kamin, und das Gespräch mit ihnen war unterhaltsam und interessant. Taylor genoss den Abend sehr. Burdon wurde übrigens später der erste CMS-Missionar in Peking und schließlich Bischof von Victoria, Hongkong.

Vom Zimmer in Lockharts Haus, wo Hudson Taylor seine erste Nacht in China verbrachte, konnte er das Niemandsland zwischen den Taiping-Rebellen und der kaiserlichen Armee überblicken. Rechts von ihm kampierten die Regierungssoldaten. Die Stadtmauer war beleuchtet, und Taylor konnte beobachten, wie die Wachen auf und ab gingen. Nach all den Anstrengungen des Tages war Taylor überaus müde. Und nicht einmal, als das Haus vom Gewehrfeuer bebte, wurde er wach.

Kurz vor Tagesanbruch weckte ihn dann ein Kanonenschlag. Doch gleich darauf erklang fröhliches Vogelgezwitscher. Hudson ging ans Fenster. Auf den Feldern wogte das noch grüne Korn, und die Pflanzen im Garten begannen gerade, ihre Knospen zu entfalten. Ein zarter, aber intensiver Blütenduft erfüllte die Luft. Sofort nach dem Frühstück ging Hudson Taylor zum Konsulat. Diesmal würde er seine Post bestimmt bekommen. Doch nur ein Brief lag für ihn da, vor fünf Monaten geschrieben; dazu ein Exemplar des *Gleaner*. Nichts von der CES! Kein Geld, kein Rat, keine Anweisung. Was sollte er angesichts dessen in Shanghai tun?

Niedergeschlagen holte er sein Gepäck von der »Dumfries« ab und suchte dann in den bevölkerten Straßen der Stadt den Weg zu seiner Unterkunft. Hinter ihm lief eine ganze Prozession von Kulis. Sie trugen Bambusstäbe auf ihren Schultern, an denen Taylors Habseligkeiten baumelten.

Endlich fand er auch das Krankenhaus, in dem Dr. Medhurst gerade den wartenden Patienten eine Predigt hielt. Medhurst begrüßte Taylor herzlich und versprach, ihm zu helfen. Auch bei dem für einen Missionar so wichtigen Problem – der Sprache. »Sie haben zwei Möglichkeiten«, erklärte ihm Medhurst. »Entweder lernen Sie den Shanghaier Dialekt, der allerdings nur hier in der Gegend gesprochen und verstanden wird, oder Sie lernen die Sprache der Mandarine. Die wird – freilich in verschiedenen Mundarten – im ganzen Land von unzähligen Menschen benutzt. Ich rate Ihnen, Mandarin zu lernen. Einen Lehrer könnte ich Ihnen ebenfalls besorgen.«

»Wenn Sie dieser Meinung sind, werde ich mich danach richten«, antwortete Taylor. »Bitte seien Sie so freundlich und vermitteln Sie mich an einen Lehrer.«

Doch zunächst musste Hudson Taylor ein Haus finden, mit den Vertretern der CES die finanziellen Fragen klären und – das war wohl am wichtigsten – die Chinesen sowie ihre Art, zu leben und zu denken, so gut kennenlernen, dass er ohne die Hilfe der LMS- und CMS-Missionare auskommen konnte.

An George Pearse schrieb er: »Ich war sehr enttäuscht, keinen Brief von Ihnen hier vorzufinden, doch ich hoffe, dass mit der nächsten Post der für mich so wichtige Brief ankommt. In Shanghai herrschen chaotische Zustände, die Rebellen und Regierungstruppen kämpfen ohne Unterbrechung … Es ist fast unmöglich, hier ein Haus zu finden, nicht einmal eine Wohnung kann man mieten. Alle Häuser sind vollgestopft mit chinesischen Händlern, die aus der Innenstadt geflohen sind … Die Missionare, die dort lebten, mussten ebenfalls fliehen. Sie sind bei den anderen hier in der LMS-Siedlung untergekommen. Hätte Dr. Lockhart mich nicht so freundlich aufgenommen, wäre ich in arge Verlegenheit gekommen. Doch auch jetzt weiß ich noch nicht, was ich tun soll …«

Am ersten Sonntag ging er mit Alexander Wylie nachmittags in die Stadt. Wylie – ein mutiger Evangelist – war Drucker und für die

Veröffentlichungen der LMS zuständig. Er wusste genau, wie wichtig für die Chinesen Literatur war; er hatte ihre Klassiker studiert und selbst Artikel in chinesischer Sprache verfasst, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf den einen zu lenken, der das ganze Universum geschaffen hatte. Taylor war gern mit ihm zusammen, nicht zuletzt deshalb, weil er von ihm viel Wissenswertes erfuhr.

Wylie zeigte seinem Begleiter die belagerte Stadt. Sie gingen zunächst außen an der Stadtmauer entlang. Nichts als zerstörte Häuser waren zu sehen, eine Häuserreihe nach der anderen lag in Trümmern. Sie sprachen mit einigen Rebellen, die den Eingang zur Stadt bewachten. Alle trugen reich bestickte lange Mützen, kostbare Seidenmäntel mit bunten Aufschlägen, grüne Seidenhosen und Stiefel.

Auf ihrer Wanderung durch die Stadt verteilten die beiden Männer Traktate, und Wylie sprach die Menschen an, denen sie begegneten. Sie gingen sogar in einige Tempel und redeten mit den Priestern. Als sie schließlich bei der LMS-Kapelle ankamen, drängten sich in ihr die Menschen. Kein Wunder – Dr. Medhurst predigte.

Am nördlichen Stadttor konnten sie die heftigen Kämpfe außerhalb der Mauern beobachten. Gerade wurde ein Toter hereingetragen, ein anderer hatte eine Kugel in die Brust bekommen. Taylor untersuchte einen dritten, dem eine Kanonenkugel den Arm durchschossen und dabei den Knochen gebrochen hatte. Der Mann krümmte sich vor Schmerzen, doch sie konnten ihm nicht helfen. Er musste ins Krankenhaus.

»Wenn wir ihn hier behandeln«, sagte Dr. Medhurst, »besteht die große Gefahr, dass sein Verband einfach wieder abgerissen wird.«

Ein Stück weiter trafen sie Soldaten, die eine kleine Kanone erbeutet hatten und sie in die Stadt schleppten. Ein anderer Trupp schleifte Gefangene an ihren Zöpfen hinter sich her. Die Gefangenen schrien um Hilfe. Aber was konnten sie denn für diese armen Menschen tun?

Fast alle Missionare in Shanghai hatten eine ausgezeichnete Ausbildung genossen; sie waren entweder im Auftrag der anglikanischen Kirche oder mit einer großen angesehenen Missionsgesellschaft nach China gekommen. Taylor gehörte keiner dieser Konfessionen an, war rasch – allzu rasch – von der CES ausgesandt worden. Nicht einmal seine medizinische Ausbildung hatte er abgeschlossen. Und das alles in der Hoffnung, die Taiping-Rebellen in Nanjing erreichen zu können. Von schönfärberischen Berichten irregeführt, hatte die CES eine Strategie eingeschlagen, über die Missionare, die bereits in China lebten und praktische Erfahrungen gesammelt hatten, nur den Kopf schütteln konnten. Ganz offen machten sie sich über die CES und ihre Zeitschrift, den *Gleaner*, lustig.

Es dauerte gar nicht lange, da erkannte auch Taylor die Fehler der CES. Er litt darunter, so wenig wirksam arbeiten zu können. Gleichwohl verlor er nie die Achtung vor den Mitgliedern des Ausschusses oder vor den Sekretären der Gesellschaft. Er wusste um ihren aufrichtigen, tiefen Glauben, um ihre Liebe zum Wort Gottes und ihr leidenschaftliches Bestreben, Männer und Frauen zu Christus zu bekehren.

In dieser Zeit lebten viele Europäer in Shanghai in offensichtlichem Luxus. Die westliche Wirtschaft hatte sich eine neue Welt erschlossen. Sogar einige der Missionare führten nach Taylors Meinung ein sehr »weltliches« Leben. Sie wurden von Regierungsbeamten häufig als Dolmetscher angefordert und hatten viel Kontakt zu den Offizieren von Kriegsschiffen, die zum Schutz der internationalen Siedlung in Shanghai stationiert waren. Die weltaufgeschlossene, gesellige Stimmung, die vielerorts herrschte, war etwas Überraschendes, ja, Befremdliches für einen jungen Mann wie Taylor, der in einer streng methodistischen Familie aufgewachsen war.

Hudson Taylor war intelligent und besaß eine angemessene Schulbildung, doch er war auf keiner Universität, auf keinem College gewesen und hatte auch keinen medizinischen Abschluss vor-

zuweisen. Er konnte zwar predigen und war trotz seiner Jugend ein guter Seelsorger – aber er war nicht ordiniert. Den Titel »Pastor«, mit dem ihn viele gern angesprochen hätten, lehnte er strikt ab. Von der CES bekam er 80 Dollar im Jahr; ein Betrag, mit dem er selbst bei sparsamster Lebensweise nicht auskommen konnte. Die CMS bezahlte einem alleinstehenden Mann 700 Dollar und kam außerdem noch für seine Miete, seine Arztkosten, für den chinesischen Lehrer und alle Bücher auf, die er brauchte. Und dagegen Taylor mit seinen 80 Dollar …

Trübselig und alles andere als hochgestimmt begann er schließlich, seine Kisten und Koffer auszupacken. Dabei stellte er fest, dass während der Reise einige Tintenfässchen zerbrochen waren und die Tinte für alle Zeit und Ewigkeit in seine Bücher und Schreibsachen eingedrungen war. Dazu hatte das Salzwasser seine Schuhe und Kleidung ruiniert. Die »Dumfries« war inzwischen wieder in Richtung England aufgebrochen, kam allerdings nie dort an. Bei den Pescadores-Inseln[18] erlitt sie Schiffbruch, wobei – Gott sei Dank! – alle Menschen an Bord gerettet werden konnten. Anfang März traf Taylors Mandarin-Lehrer ein. Voller Eifer machte sich Taylor ans Werk und arbeitete jeden Tag mit dem Mann aus dem Norden Chinas zusammen.

Bereits nach vier Tagen konnten sich die beiden Männer in sehr einfachem Chinesisch unterhalten. Taylor probierte die Sätze, die er gelernt hatte, bei den Soldaten aus, wagte sich sogar in Geschäfte. Und welch eine Freude! Er wurde verstanden und konnte verstehen.

Koer-hanger (Jirhangga), der kommandierende General der Regierungstruppen in Shanghai, hatte den Befehl, die Stadt mit einer Blockade abzuriegeln. Doch im Norden, wo die Stadt an die internationale Siedlung grenzte, blieb sie offen. Die Ausländer versorgten die Bevölkerung zudem mit so viel Nahrungsmitteln und Waffen, dass die Blockade wirkungslos blieb. Ausländische Händler

18 A. d. H.: Zwischen Taiwan und dem chinesischen Festland gelegene Inselgruppe.

ließen den Rebellen und den Einwohnern Geld und andere Hilfen zukommen, weil sie auf einen Machtwechsel nach dem Taiping-Sieg hofften.

Die Missionare fragten nicht nach dieser oder jener Kriegspartei – sie verteilten Reis und Fleisch an alle Not Leidenden.

Am 4. April 1854 kam es dann zur Schlacht von Muddy Flat. Schon am frühen Morgen wurde Hudson vom Gewehrfeuer geweckt. Neugierig ging er nach draußen, als ganz dicht an ihm eine Kanonenkugel vorbeiflog, die dann in William Muirheads Haus einschlug.

So schnell sie konnten, liefen Taylor und Muirhead durch die internationale Siedlung zum Flussufer. Und dort sahen sie, wie sich chinesische Kriegsdschunken flussabwärts der Siedlung näherten, wo die britischen, französischen und amerikanischen Fregatten lagen. Unbeeindruckt von allen Aufforderungen haltzumachen, versuchten sie, in den Suzhou-Fluss zu gelangen. Da eröffnete ein britisches Schiff das Feuer.

Auch an Land herrschte eine rege diplomatische Tätigkeit. Die Konsuln forderten den Abzug der Regierungstruppen aus der internationalen Siedlung. Der britische Konsul Rutherford Alcock stellte General Koer-hanger ein Ultimatum: »Wenn Sie nicht bis 15 Uhr mit dem Abzug beginnen, werden unsere Marinetruppen an Land gehen! Und wenn Ihre Männer bis 16 Uhr immer noch nicht verschwunden sind, werden wir sie vertreiben und das Lager zerstören.«

Es wurde 15 Uhr, und nichts regte sich im Regierungslager. Da gingen britische und amerikanische Marinetruppen an Land, wobei sich auch die Seeleute von den Handelsschiffen daran beteiligten. Mit wehenden Fahnen und dröhnenden Trommeln marschierten sie unter Alcocks Befehl auf das Gelände der Pferderennbahn, wo die Regierungstruppen ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Um 16 Uhr hörte Hudson Taylor Gewehrfeuer, dann sah er die erste Granate explodieren. Die Briten und Amerikaner griffen das Lager an!

Die chinesischen Regierungstruppen flohen in alle Richtungen. Plötzlich tauchte ein Meer roter Turbane auf – die Triaden-Rebellen wollten sich den Spaß nicht entgehen lassen und kämpften mit.

Es wurde ein leichter Sieg für die Briten und Amerikaner. Und nachdem die Mandschu-Soldaten aus dem Lager geflohen waren, konnten sich die Rebellen mit Waffen und Munition eindecken.

Für die Missionare freilich hatte der Zwischenfall fatale Folgen: Die besiegten kaiserlichen Truppen ließen vorerst keinen Ausländer ins Innere des Landes. Und so konnten sich die Missionare erst im Herbst wieder ohne Gefahr aufs Land hinauswagen. Außerhalb der internationalen Siedlung zu wohnen, war vollständig unmöglich geworden. So musste sich Hudson Taylor damit zufriedengeben, auch weiter unter dem Dach einer fremden Missionsgesellschaft zu leben.

10 Ein Lied kann Leben retten!

Hudson Taylor saß vor einem großen weißen Blatt Papier. Er wollte an Amelia schreiben, ihr sein Herz ausschütten. Und genau in diesem Augenblick kam ein Brief von seiner Mutter an. Hastig öffnete er ihn. Doch schon beim Anblick der vertrauten Schriftzüge stiegen ihm die Tränen in die Augen. Wie sehr vermisste er sie alle! Es ging ihm schlecht. Seine Augen waren entzündet, und er litt ständig unter starken Kopfschmerzen. Wenn er doch nur häufiger Briefe bekäme! Sein Vater hatte ihm noch nie geschrieben.

So schrecklich einsam fühlte er sich. Alle anderen hatten eine Frau. Und er?

»Bitte schreibe mir unverzüglich, wie Vater über Miss Sissons denkt. Und grüße sie von mir!«, bat er Amelia. Elizabeth Sissons war eine Freundin von Amelia und von Marianne, der früheren Verlobten Hudsons. Sie hatte an der Schule seiner Tante unterrichtet, und bei einem Besuch Hudsons hatte sie sich in ihn verliebt. Nur hatte der Besuch damals Marianne, seiner Verlobten, gegolten. Dennoch hatte ihm Elizabeth ein paar Zeichnungen geschenkt, und auch er hatte ihr etwas gegeben – zur Erinnerung.

Elizabeth hatte sich damals für China interessiert. Vielleicht – so hoffte Hudson – würde sie ja nach China kommen, und vielleicht würde sie eines Tages seine Frau werden. Wie seinen Augapfel hütete er eine Locke ihres Haares, die sie ihm geschenkt hatte. Auch nach Marianne erkundigte er sich in seinem Brief. Er konnte sie einfach nicht vergessen. »Sie mag zwar einen reicheren und schöneren Ehemann bekommen als mich. Aber wohl kaum einen, der sie mehr lieben wird als ich.«

Der Frühling kam. In Shanghai wurde es wärmer, und die Sonne vertrieb das triste, so traurig stimmende Grau. »Die Aussicht, die sich mir vom Haus aus bietet, ist wunderbar«, schrieb Taylor. »Man sieht auf Gärten, Kornfelder, die Stadtmauer, und über den Dächern zeigen sich die Masten und das Takelwerk der Schiffe, während die aufblühenden Anemonen alles in bunte Farben tauchen.«

Auch sonst gab es neue, ungewöhnliche Entwicklungen. Die Führer der Triaden-Rebellen kündigten an, sie würden nun dem Beispiel der Taiping folgen und Christen werden. Sie forderten alle dazu auf, Gott, den himmlischen Vater, zu verehren. Doch der oberste Führer der Triaden war vom Opium abhängig, und die Rebellenführer nahmen sich jede Frau, die sie wollten; sie drohten mit Folter und Tod, wenn sie sich ihnen verweigerte. Das heißt: Sie wussten überhaupt nichts! Weder über die Lehre der Taiping noch über das Christentum.

Die Taiping hatten inzwischen den Gipfel ihres Erfolgs erlangt. Es gab Gerüchte, dass Peking bald fallen würde oder sogar schon in ihrer Hand war.

Jahre später gab George Pearse zu, dass die CES keine Ahnung davon gehabt hatte, wie schwierig die Lage damals in Shanghai war und wie schmählich sie Taylor mit seinem völlig unzureichenden Gehalt im Stich gelassen hatte. Taylor schickte den CES-Verantwortlichen Listen, auf denen seine Ausgaben bis auf den letzten Pfennig genau aufgezeichnet waren, und er erklärte, weshalb es unmöglich sei, mit noch weniger auszukommen. »Die CES muss einfach besser für ihre Missionare sorgen«, schrieb er zornig an seine Eltern. »So geht es nicht weiter!«

Der CES teilte er mit: »Die gesamten Ausgaben im ersten Jahr werden knapp unter 200 Pfund liegen. Ein Betrag, der immer noch ungewöhnlich niedrig ist. Jeder andere Missionar hier braucht wesentlich mehr.«

Im Juni wurde die Hitze fast unerträglich. Dazu die feuchte, schwere Luft, die einen kaum atmen ließ. Tagsüber lagen die Temperaturen oft um 40 °C, nachts selten unter 25 °C.

»Wir sind unentwegt wie in Schweiß gebadet«, schrieb Taylor, der sich dennoch von seinen fünf Stunden Chinesisch-Unterricht am Tag nicht abbringen ließ. Von Zeit zu Zeit packte er Traktate, Bibeln und seinen Arztkoffer und besuchte mit John Burdon und Alexander Wylie die Dörfer in der Umgebung. Während die anderen predigten, untersuchte Hudson die Leute, führte mitunter sogar kleine Eingriffe durch. Wie er denn überhaupt seine medizinischen Studien und Experimente fortsetzte. Auch in Chemie bildete er sich weiter, sah bei Operationen zu oder half beim Operieren. Alle diese Mühen wurden später gebührend belohnt: Die Londoner Ärztekammer nahm ihn als ihr Mitglied auf!

Inzwischen konnte er ohne Probleme selbst einkaufen gehen; das heißt, er konnte sich verständlich machen und mit den Verkäufern verhandeln. Fasziniert sah er chinesischen Druckern bei der Arbeit zu, und für ihn stand fest: Die Chinesen sind ein geniales Volk, das alles auf die einfachste und zugleich erfolgreichste Art erledigt.

Doch mit dem Fortgang des Krieges verfiel die Moral der chinesischen Bevölkerung immer mehr. Die Menschen verloren den Glauben an ihre Götzen, manche warfen die Götzenbilder sogar aus dem Haus. Den Missionaren begegnete man dagegen mit Respekt, die Kapellen waren beim Gottesdienst immer voller Leute.

Angesichts dieser Situation beschloss Hudson Taylor, den Komfort und die Bequemlichkeit, wie sie Dr. Lockharts Haus boten, aufzugeben und sich eine Unterkunft im Niemandsland zwischen den Rebellen und den Regierungstruppen zu suchen. In diesem gefährlichen und umkämpften Gebiet konnte er die Miete vielleicht bezahlen. Und tatsächlich! Er fand ein Haus für acht Dollar Monatsmiete.

Das holzgedeckte Haus, das ganz dicht beim Nordtor Shanghais lag, hatte 12 Zimmer mit unzähligen Türen und Durchgängen. Tay-

lor entschied sich, im oberen Stockwerk zu wohnen, nachdem er alle Räume hatte putzen und tünchen lassen. Einen Raum benutzte er als Schlafzimmer und einen zweiten als Ess- und Studierzimmer. Im Erdgeschoss wollte er eine kleine Apotheke, einen Schulraum und eine Kapelle einrichten.

Das Haus wieder bewohnbar zu machen, wurde zu einer echten Geduldsprobe für ihn. So hatte er Männer herangeholt, die allen Unrat aus dem Haus schaffen sollten. Doch als er kam, standen sie nur herum und sahen den Maurern zu. Verärgert wies er sie auf die Arbeit hin, die erledigt werden musste. Doch als er eine Stunde später wieder zurückkam, war einer der Männer am Schreiben, ein anderer rauchte, und der Rest schlief! Das reichte! Taylor ließ seinen Schreibtisch und einen Stuhl aufstellen – so konnte er seine Arbeit tun, war aber auch gleichzeitig imstande zu beobachten, ob die von ihm angestellten Arbeiter etwas taten.

»Es muss alles gründlich abgewaschen werden«, ordnete er beispielsweise an.

Er hörte sie eine Weile platschen und schrubben, dann kehrte Stille ein. Also ging er hin, um nachzusehen, was los war.

»Aber Sie haben das Haus ja nur außen abgewaschen!«, stellte er fest.

»Ach, Sie wollen eine Innen- *und* Außenwäsche haben?«

»Richtig!«

So ging das Platschen und Schrubben wieder von vorn los, bis die nächste Ablenkung oder das nächste Missverständnis die Arbeit erneut zum Erliegen brachten.

Am 30. August konnte er endlich in sein neues Heim einziehen. Gleich am ersten Morgen wurden zwei Krüge mit köstlichem Chutney gebracht, die ihm Dr. Lockhart schickte. Später kamen noch zwei Flaschen Wein dazu. Burdon zeigte ihm, wie er die täglichen Einkäufe seines Kochs überprüfen musste, damit er von ihm nicht unmäßig betrogen wurde. Zweimal am Tag wollte Hudson Taylor – so hatte er es sich vorgenommen – mit seinen Dienern und

Nachbarn eine Hausandacht in chinesischer Sprache halten. Dass er einen Koch und einen Wasserträger anstellte, sicherte ihm den Respekt der Chinesen. Nur so war er ein echter Lehrer!

Si, ein Christ, brachte Taylor den Shanghai-Dialekt bei, und ein Mr Dzien wurde sein neuer Mandarin-Lehrer. Si half auch bei den Hausandachten und las den Dienern und Nachbarn Abschnitte aus der Bibel vor. Immer mehr Menschen schlossen sich ihnen an. Bald eröffnete Taylor eine kleine Schule, anfangs mit zehn Jungen und fünf Mädchen. Den größten Teil des Unterrichts hielt Si ab, denn Taylor hatte noch immer mit der Sprache zu kämpfen. Nach ein paar Wochen allerdings begann Taylor, die Kinder regelmäßig abzufragen.

Jeden Tag kamen Patienten in seine kleine Apotheke. Und so hatte er bald die chinesischen Ausdrücke gelernt, mit denen er Fragen stellte oder auch erklärte, wie sie die Medizin einnehmen mussten.

Dennoch – es war eine gefährliche Gegend, in der er lebte! Jeden Abend wurden die Planken entfernt, über die man zur internationalen Siedlung gelangte. So ließ Taylor die ganze Nacht über ein Licht brennen. Außerdem lag immer eine aufgeblasene Schwimmweste bereit, damit er im Falle eines Falles sofort in Richtung Flussufer fliehen konnte.

Mitte September fuhr Taylor mit Joseph Edkins und dem jungen amerikanischen Presbyterianer John Quarterman mit einem Boot den Huangpu-Fluss hinab. Sie hatten einen großen Vorrat an Bibeln und Traktaten dabei, die sie auf den großen Dschunken verteilten. So konnten sie die Menschen auch in den unzugänglichsten Teilen des Umlandes erreichen. Am Abend sollte ihr Boot sie dann wieder heimwärts bringen. Wie aber sollten sie ungeschoren an der Kriegsflotte der kaiserlichen Truppen vorbeikommen? Es war ja immerhin bekannt, dass die Soldaten nachts auf alles schossen, was sich regte. Und war es nicht sehr wahrscheinlich, dass sie die Missionare irrtümlich für Taiping- oder Triaden-Rebellen hielten?

»Wir könnten doch einfach laut singen«, schlug Edkins vor. »Dann merken sie, dass wir Ausländer sind.«

»Gute Idee!«, riefen Taylor und Quarterman begeistert.

Also begannen die drei – als sie sich der Flotte näherten – fröhlich zu singen. Schon wollten sie sich zu ihrem Erfolg gratulieren, als ihnen der Bootsmann zurief, sie sollten doch noch einmal mit dem Singen anfangen. Das hier sei gar nicht die kaiserliche Flotte gewesen. Also begannen sie noch einmal mit dem Gesang. Diesmal ein Choral. Unglücklicherweise waren sie mit dem letzten Vers fertig, als sie sich unmittelbar neben dem größten Schiff der Flotte befanden.

»Schnell, was singen wir jetzt?«, rief Edkins. »Wir haben keinen Augenblick zu verlieren!«

Da stimmte Edkins ein Lied an, das Taylor noch nie im Leben gehört hatte. Quarterman schmetterte eine großartige amerikanische Melodie dazu, und Taylor blieb nichts anderes übrig, als ein drittes Lied anzustimmen, das er so laut sang, wie er nur singen konnte. Die Männer auf dem Kriegsschiff brüllten laut, aber die Mannschaft auf dem Boot der Missionare übertönte sie bei Weitem. Taylor prustete vor Lachen.

»Wer da?«, schrie ein Mann vom Kriegsschiff.

»Bai gui« (»Weiße Teufel«), riefen die Seeleute zurück.

»Da Ying-guo« (»Die große englische Nation«), schrien Taylor und Edkins.

»Hua qi gou« (»Das Land der geblümten Flagge! Amerika«), brüllte Quarterman.

Da ließen die kaiserlichen Truppen sie passieren. Edkins und Quarterman wiesen die Bootsleute zurecht. Wie konnten diese sie denn als »weiße Teufel« bezeichnen?

»Es tut uns wirklich leid«, beteuerten die Matrosen. »Aber wir hatten solche Angst, dass wir nicht wussten, was wir sagten. Niemals mehr werden wir so etwas Unhöfliches sagen.«

11 Eure Worte sind die Wahrheit

Endlich, endlich hatte die CES ein Einsehen und erhöhte Hudson Taylors Gehalt auf 60 Pfund im Vierteljahr. Allerdings hatte der Missionsausschuss seinen Vertretern in Shanghai derart unklare Anweisungen gegeben, dass Taylor noch immer nicht an sein Geld kam. Er musste sich beschweren. Nur – bis seine Beschwerde in London ankam, würden Monate ins Land gehen, und die Antwort würde ebenso lange auf sich warten lassen. Pioniermissionare brauchen die Geduld eines Hiob, stellte Taylor seufzend fest. Zu allem Überfluss fand er auch noch heraus, dass sein zweiter Mandarin-Lehrer, Dzien, ihn die ganze Zeit bestohlen hatte. Er musste ihn entlassen.

Im Herbst wurde Shanghai von der Cholera heimgesucht. Auch John Burdons Frau gehörte zu den Opfern. Ihm selbst ging es nicht gut, und deshalb verbrachte Hudson viel Zeit in Burdons Haus. So konnte Burdon doch wenigstens ab und zu etwas Schlaf finden. Mrs Burdon starb am 26. September. Ein schrecklicher Schlag für John Burdon. Hudson bemühte sich sehr um ihn. Er versuchte, Johns Trauer und Einsamkeit – so gut es ging – zu lindern. Er unternahm lange Spaziergänge mit ihm, ließ ihn nicht allein.

Ende Oktober entschloss sich Burdon, sein Haus in der LMS-Siedlung aufzugeben. Er fragte Taylor, ob er es haben wolle. Taylors Situation in seinem Haus am Nordtor war inzwischen fast lebensbedrohlich geworden. Mit beängstigender Regelmäßigkeit schlugen Kanonenkugeln ganz in seiner Nähe ein. Hinzu kam, dass die CES einen neuen Missionar angekündigt hatte: Dr. William Parker und seine Familie wurden jeden Tag in Shanghai erwartet. Von daher war das Angebot, Burdons Haus zu übernehmen, sehr willkommen. Im November zog Taylor in sein neues Heim um, behielt aber das Haus am Nordtor, um die abendlichen Treffen mit den

Nachbarn und dem Personal auch weiter abhalten zu können. Die Besucher kamen inzwischen regelmäßig. Taylor frühstückte auch noch in seinem alten Haus, hielt eine Morgenandacht und führte seine kleine Apotheke weiter.

Immer noch wusste er nicht, wann die Parkers eintreffen würden. Wäre nicht das Problem der Unterbringung – er hätte sich uneingeschränkt darüber gefreut, endlich einen Begleiter und Kollegen zu haben. Die »Swiftsure«, das Schiff, mit dem sie kommen sollten, war noch auf See. Aber keiner wusste, wo. Oder war sie vielleicht sogar verschollen? Die Kämpfe zwischen den kaiserlichen Streitkräften und den Rebellen wurden indessen immer heftiger. In der Vorstadt beim Nordtor zu wohnen, war nun einfach zu gefährlich. Taylor musste das Haus verlassen. Nur mit großem Widerstreben schloss er seine kleine Schule und brachte all seine Habseligkeiten in das neue Haus.

Ende November – er war gerade bei seinen Nachbarn in der Gegend des Nordtors – erreichte ihn eine dringende Nachricht von Dr. Lockhart: »Bitte kommen Sie so schnell wie möglich zurück!«

So schnell er konnte, lief Taylor zu Lockharts Haus und – da war er endlich! William Parker saß bei Lockharts am Mittagstisch. Seine Familie war noch an Bord der »Swiftsure«.

William Parker – ein sehr bedachtsamer Schotte und von der CES ausgesandt – wurde von deren Niederlassung in Glasgow unterstützt und fühlte sich deshalb von der Gesellschaft selbst unabhängig. Er war ein Mann, der sich in aller Ruhe seine eigene Meinung bildete, der wusste, wohin er gehen wollte, und den Weg dorthin genau im Kopf hatte. Als die CES ihn voller Optimismus wegen der Taiping-Rebellion gedrängt hatte, sofort nach China aufzubrechen, hatte er zunächst mit der Begründung abgelehnt, er sei noch nicht bereit.

Taylor und Parker waren einander in England nie begegnet und waren sich natürlich vollkommen fremd. Tatsächlich gab es große Unterschiede zwischen ihnen: Parker war Presbyterianer, Taylor wollte sich kein konfessionelles Etikett anheften lassen; Parker

war ein voll ausgebildeter Arzt, der seinen Doktortitel in Glasgow erworben hatte, Taylor hatte seine medizinische Ausbildung ohne Abschluss abgebrochen. Was sie verband, war die Mitgliedschaft in derselben Missionsgesellschaft, der Aufenthalt in einem fremden Land und das Anliegen, die Chinesen für Christus zu gewinnen. So waren sie zwar Kollegen, wurden aber nie enge Freunde. Taylor war über die Abreise der Parkers aus Großbritannien nie offiziell unterrichtet worden, auch hatte die CES ihn nicht beauftragt, die für den neuen Missionar notwendigen Sachen anzuschaffen. Parker selbst hatte sich ebenfalls nicht gemeldet. Also waren die Zimmer, die Taylor für sie bestimmt hatte, fast leer. Mr und Mrs Medhurst lösten das akute Unterbringungsproblem, indem sie den Parkers ihr eigenes Haus öffneten. Dass Taylor auf die Ankunft der neuen Missionare so gar nicht vorbereitet schien, ließ ihn vor den anderen Missionaren in einem denkbar schlechten Licht erscheinen. Etwas, was ihn nicht gerade begeisterte!

Vielleicht aber erklären diese Umstände, weshalb er auf einen Artikel im *Gleaner*, in der die LMS kritisiert wurde, so ungewöhnlich scharf reagierte. Er schrieb an die CES: »Solch fantasievolle Behauptungen wie ›Wir wollen die Bibel und keine chinesischen Klassiker‹ sollte man besser vermeiden, wenn man den Ruf der CES und des *Gleaner* nicht vollständig ruinieren will … Sie [die Verantwortlichen] sollten nicht diejenigen angreifen, die mehr für ihre Missionare tun, als die CES es je getan hat.«

Weihnachten rückte näher, und so machte sich Hudson Taylor daran, seiner Familie und seinen Freunden eine Geschenkekiste zu packen. Was suchte er da nicht alles zusammen! Eine alte Kanonenkugel, die sein Haus getroffen hatte, Fächer, einen Halsschmuck mit Perlen aus geschnitzten Pfirsichsteinen, Schachfiguren, Buddhas, chinesische Puzzles und Vorhängeschlösser, Teebüchsen, Stäbchen, chinesische Bücher und Medikamente, Töpfe und Bilder. Sogar Elizabeth Sissons wurde bedacht. Für sie gab es (mit herzlichen Grüßen!) einen zusammenklappbaren Fächer, einen aus Elfenbein geschnitzten Abakus, Bücher und die Bibel in einer neuen Über-

setzung. Der Brief, den er für sie alle dazulegte, beweist, wie gut er schreiben und den blumigen chinesischen Stil parodieren konnte. Er spiegelt Hudsons unverwüstlichen Sinn für Humor wider, der ihn nicht einmal in derart schweren Zeiten verließ:

»… Mögt Ihr die Früchte dieses unerhörten Großmutes genießen, der – hoch wie der Himmel und grenzenlos wie der Ozean – mich dazu bewog, Euer, der armen Barbaren dort draußen, zu gedenken, denen es durch die Gnade des himmlischen Sohnes gestattet ist, auf einem kargen Eiland im entferntesten Winkel der Erde ein armseliges Dasein zu fristen.«

Seit der Unterzeichnung des Vertrages von Nanjing im Jahr 1842 waren 12 Jahre vergangen. 12 Jahre, in denen Ausländer innerhalb der fünf Vertragshäfen zu einem gewohnten Anblick geworden waren, in der die Missionsarbeit – wenn auch langsam – erste Erfolge zu zeigen begann. Doch immer noch wagte sich kaum jemand in das Landesinnere Chinas. Joseph Edkins und Hudson Taylor wollten hier einen ersten Versuch wagen. Sie planten, etwa 150 Kilometer ins Landesinnere vorzudringen. Dann würde sich ja vielleicht zeigen, wie die Mandarine auf einen solchen Vorstoß reagieren und ob sich die chinesische Bevölkerung oder irgendwelche Truppen ihnen gegenüber feindselig verhalten würden.

Sie mieteten eine Dschunke mit einer geschlossenen Kajüte; ihre Mannschaft bestand aus drei Männern und einem Jungen. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hatte ihnen 3000 Neue Testamente in chinesischer Sprache zur Verfügung gestellt. Diese luden sie auf die Dschunke, außerdem Medikamente und medizinische Geräte, Lebensmittel, Kleider und Bettzeug.

Im Dezember 1854 setzten sie früh am Morgen die Segel und hissten eine britische Flagge. Doch der Wind und die Strömung hinderten sie am Weiterkommen. Also legten sie am Ufer an, hängten sich Taschen voller Bibeln und Schriften auf die Schulter und besuchten die Dörfer am Ufer des Huangpu. Sie predigten und suchten Männer und Frauen, die lesen konnten. Nachdem sich das

Wetter wieder gebessert hatte, fuhren sie weiter und wachten am Sonntag in der Nähe von Songjiang auf, knapp 50 Kilometer von Shanghai entfernt.

Songjiang war eine alte Stadt. Taylor und Edkins gingen geradewegs in einen der buddhistischen Tempel, in dem gewöhnlich auch öffentliche Versammlungen abgehalten wurden. Als Ausländer erregten sie großes Aufsehen. Und so kam es, dass ihnen eine riesige Menschenmenge in den Tempel folgte. Edkins predigte, und Taylor verteilte christliche Schriften, während die kahl geschorenen Priester in ihren gelben Gewändern den beiden Männern tatenlos zusahen.

Doch als sie weiter durch die Straßen gingen, stellte sich ihnen eine Gruppe von Männern und jungen Burschen bedrohlich in den Weg. Eilig bog Edkins in eine Seitenstraße ab, weil er dachte, sie würde zu einem öffentlichen Landungssteg führen. Doch weit gefehlt! Es war ein Privatsteg. Und das bedeutete: Sie waren gefangen! Die Menge hinter ihnen johlte, schrie vor Schadenfreude. Jetzt waren doch die beiden »barbarischen Teufel« in ihrer Hand, und sie konnten einmal so richtig ihren Spaß mit ihnen haben. Immer dichter kamen sie auf die beiden Missionare zu, immer enger schloss sich der Kreis. Ein Fluchtweg bot sich den beiden nirgendwo. Auf dem schmalen Fluss waren zwar einige Boote, aber keines war bereit, Taylor und Edkins mitzunehmen, obwohl die beiden lauthals um Hilfe riefen. Im letzten Moment gelang es Taylor, auf eines der vorbeifahrenden Boote zu springen. Er zog es ans Ufer, und nun konnte auch Edkins hineinklettern.

Die Bootsleute waren mehr als dankbar, die beiden Missionare am anderen Ufer absetzen zu können. Deren Dschunke wartete an einer Brücke ein Stück flussabwärts. Taylor und Edkins beeilten sich, ihre Dschunke so schnell wie möglich zu erreichen. Doch schon war die johlende Meute wieder hinter ihnen und holte sie direkt am Ziel ein. In diesem Moment erblickte Hudson Taylor seinen früheren Sprachlehrer Dzien, den er entlassen hatte. Dzien galt in der Stadt als ein angesehener Gelehrter, und anscheinend hegte

er seinem einstigen Arbeitgeber gegenüber keinen Groll. Er beruhigte die Menge und geleitete die beiden Männer sicher zu ihrem Boot.

Die Missionare ließen sich durch dieses Erlebnis nicht abschrecken. Nach dem Mittagessen packten sie noch mehr Bücher ein und gingen ein zweites Mal in die Stadt.

Wie wirkungsvoll die Behörden der angrenzenden Gebiete zusammenarbeiteten, erfuhren sie am nächsten Tag, als sie zu der kleinen Stadt Jiashan reisten. Ein Passagier, der sie freundlich gebeten hatte, mitfahren zu dürfen, entpuppte sich als Beamter der Songjiang-Behörde. Ganz offensichtlich hatte er den Auftrag, die beiden Männer sorgfältig zu beobachten. Außerdem trug er eine Botschaft für den Mandarin von Jiashan bei sich. Nachdem Taylor und Edkins das erfahren hatten, beschlossen sie, die Dschunke vor ihm zu verlassen. Auf diese Weise hofften sie einen solchen Vorsprung zu gewinnen, dass sie ihre Bücher verteilen konnten, ehe es ihnen jemand verbieten konnte. Doch ihr »Schatten« folgte ihnen und, wie Taylor es beschrieb, »paffte er, dass es eine reine Freude war«.

In Jiashan kam ihnen eine beeindruckende Prozession entgegen, die angesichts der beiden Missionare zum Stehen kam. Zwei Männer mit dröhnenden Gongs eröffneten den Zug. Es folgten Männer mit roten Mützen und Männer, die Fahnen schwenkten. Dann kam einer mit einem großen Schirm, und am Schluss marschierten vier kräftige Burschen, die eine riesige Sänfte trugen.

Neugierig gingen Taylor und Edkins auf die Sänfte zu. Drinnen saß der höchste Würdenträger der Stadt, umgeben von allem nur denkbaren Prunk und Glanz.

»Darf ich Sie bitte fragen, welches Ihre Absichten sind?«, fragte er betont höflich.

Die beiden antworteten wahrheitsgemäß.

»Ich habe Ihre Literatur gelesen«, meinte daraufhin der vornehme Mann. »Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Gehen Sie lieber nicht nach Jiaxing.«

»Wir sind aber fest entschlossen, es doch zu tun«, erwiderten die Missionare.

»Dann werde ich Ihnen eine Eskorte zur Verfügung stellen. Zu Ihrem Schutz!«

Jiaxing war der älteste Ort, den sie je besucht hatten; bis 2000 v. Chr. ließ sich seine Geschichte zurückverfolgen. Sie fuhren zu einer kleinen Insel auf einem See – dahin, wo einer der früheren chinesischen Kaiser sich eine prächtige Sommerresidenz hatte errichten lassen. Doch nicht einmal hier ließen die Verfolger sie in Ruhe. Sie folgten ihnen in Fährbooten, und die Fährleute machten ein gutes Geschäft, als Hudson Taylor Patienten behandelte und Edkins predigte. Einige, darunter sogar Mandarine, kamen auf die beiden Männer zu, um mit ihnen über die Bücher und Schriften zu sprechen, die Hudson und Edkins ihnen an diesem Tag gegeben hatten. Einer von ihnen, ein hoher Beamter, wie der Kristallglobus auf seiner Mütze erkennen ließ, raunte ihnen zu: »Eure Bücher sind wahr! Eure Worte sind die Wahrheit!«

Zwei Tage später waren sie wieder in Shanghai. Niemand hatte behördlicherseits Anstoß daran genommen, dass sie auf ihrer relativ langen Rundreise die Vertragsgrenze von 50 Kilometern um Shanghai überschritten hatten. Also beschlossen sie, noch mehr Fahrten ins Landesinnere zu wagen. Hudson kaufte dafür ein altes Boot, das samt Ausrüstung ganze 12 Pfund kostete. Die Zukunft sah verheißungsvoll aus.

12 Zum Tee beim ehrwürdigen Chen

Hudson Taylor und die Parkers wohnten nun gemeinsam in dem Haus der LMS-Siedlung, in dem vorher die Burdons gelebt hatten. Bis spät in die Nacht saßen sie oft zusammen und diskutierten eifrig darüber, wie sie sich die weitere Entwicklung der CES-Arbeit in China vorstellten. Schließlich legten sie ihrer Heimatzentrale einen kühnen Plan vor: Sie wollten ein Krankenhaus errichten, eine Schule, ein Gebäude als ständige Niederlassung der CES in China sowie drei oder vier Dorfschulen mit angegliederten Apotheken. Außerdem sollten noch zwei Männer angestellt werden, die Hudson Taylor auf seinen Reisen begleiten und beim Verteilen von Bibeln und christlicher Literatur mithelfen sollten.

Eine lange Wartezeit folgte – es würden etliche Monate vergehen, bis der Antrag in England angekommen war, bis der Missionsausschuss nach dem ersten Schrecken die Sprache wiedergefunden und über alles gründlich nachgedacht hatte und bis die Antwort schließlich wieder in China ankam.

Doch dies war nicht die einzige Post, auf die Hudson Taylor voller Sehnsucht wartete. Er war nämlich fest entschlossen, sein Junggesellendasein aufzugeben. Voller Dankbarkeit hatte er vermerkt, dass seine Mutter mit ihm über Elizabeth Sissons einer Meinung war. Also hatte er zwei Briefe nach England geschrieben – einen an Elizabeth und einen an ihren Vater. Würde Elizabeth nach China kommen wollen, ihn heiraten und mit ihm zusammen hier arbeiten? Auf jeden Fall flehte er ihren Vater an, sich ihr nicht in den Weg zu stellen. Die chinesischen Frauen brauchten mehr als dringend das Evangelium. Und wer könnte ihnen das besser bringen als eine Frau?

Eine Abordnung des CES-Missionsausschusses sprach im Januar 1855 in London bei Lord Clarendon, dem britischen Außenminister, vor. Sie beklagten sich bei ihm darüber, dass der Vertrag von Nanjing und auch andere Verträge, die in der Zeit von 1842 – 1843 abgeschlossen worden waren, die Interessen der Missionare überhaupt nicht vertrat. Der Vertrag zwischen Frankreich und China vom Oktober 1844 enthielt besondere Zugeständnisse für französische Staatsbürger sowie für Chinesen, die sich durch sie bekehrt hatten. Daher, so drängte die CES, sollte Großbritannien die Verträge mit China revidieren oder neu aushandeln, damit auch britische Missionare und die durch sie bekehrten Chinesen alle Vorrechte genießen konnten. Auch andere Missionsgesellschaften bedrängten das Außenministerium mit ähnlichen Anliegen.

Lord Clarendon versprach, über dieses Thema gründlich nachzudenken, und – er hielt Wort! Die Verträge von Tientsin (1858) und Peking (1860) gewährten Ausländern das Recht, ungehindert ins Landesinnere Chinas zu reisen, und sie garantierten die Religionsfreiheit für Christen. Damit standen alle, die das Christentum lehrten oder praktizierten, unter dem Schutz der chinesischen Behörden.

1855 war davon freilich noch nicht die Rede. Bei einer strengen Auslegung des Vertrages von Nanjing hätten die Mandarine jeden Ausländer verhaften müssen, der die fünf Vertragshäfen verließ, um ins Landesinnere zu gehen. Dennoch wagten sich Händler und Schmuggler immer wieder in die verbotenen Gebiete, um ihren Handel auszuweiten, und auch Missionare übertraten die Vorschriften, wenn auch aus anderen Gründen. Wie weit aber konnten sie gehen? Taylor, Parker und die anderen waren entschlossen herauszufinden, wie die Mandarine, wie die chinesische Bevölkerung reagieren würden. Meist stießen sie auf Toleranz, sogar auf Wohlwollen. Ein Hindernis bei der Ausbreitung des Evangeliums gab es freilich immer: Für die Chinesen war England untrennbar mit dem Opiumhandel verbunden.

Shanghai war inzwischen vollständig von den kaiserlichen und den französischen Truppen eingeschlossen. Verzweifelt suchten die Triaden-Rebellen nach einem Ausweg. Es war so gut wie ausgeschlossen, dass sie auch nur noch einen Monat lang durchhalten konnten. Ganz China drohte aus den Fugen zu geraten. Die Taiping-Rebellion konnte nicht mehr an ihre anfänglichen Erfolge anknüpfen. Sie entfernte sich immer mehr von den ursprünglichen Zielen und Motiven. Die Mandschu-Dynastie war schwach wie eh und je – auch nicht bereit, irgendwelche Reformen in Angriff zu nehmen. Taylor hatte inzwischen seine Meinung über die Taiping-Rebellion ebenfalls grundlegend geändert. Seiner Mutter schrieb er: »Ich fürchte, ein Erfolg der Taiping-Rebellen hätte katastrophale Folgen. Jedenfalls schlimmere als ihr Untergang. Sie irren sich in vielem und spielen ein falsches Spiel.«

1855 erhielten Taylor, Alexander Wylie und John Burdon die Erlaubnis, eine Woche lang im Inland zu evangelisieren. So brachen sie an einem Februarmorgen in Richtung Südwesten auf. Sie kletterten auf einen Hügel, auf dem die Ruine einer Pagode stand. Dort sangen sie Choräle und lasen in der Bibel. Ganz weit entfernt entdeckten sie plötzlich Rauchwolken über Shanghai: Die Triaden-Rebellen hatten gemerkt, dass es keine Aussicht auf Erfolg mehr gab, und so hatten sie die Stadt in Brand gesteckt und waren geflohen.

Sofort kehrten die drei Männer nach Shanghai zurück. Was sie vorfanden, sah schlimm aus. Das südliche Stadttor war in die Luft gesprengt worden, und die Stadt selbst bestand nur noch aus rauchenden Ruinen. Unzählige Leichen, fast alle geköpft, säumten ihren Weg. Selbst ihnen vertraute Plätze waren nicht wiederzuerkennen. Frauen und Kindern hatte man die Kleider vom Leib gerissen, bevor sie erschlagen wurden. Dann ließ man sie einfach liegen. In der Tat – Shanghai hatte nun Frieden. Aber was für ein entsetzlicher Friede war das!

Jetzt begann die Aufbauarbeit, und auch die Missionare mussten mit anpacken. Taylor und Parker kauften ein Grundstück für das geplante Krankenhaus und die Missionszentrale. Ein gewagter Handel, denn von der CES hatten sie noch kein grünes Licht bekommen. »Die jungen Missionsgesellschaften befördern ihre Leute aufs Missionsfeld und machen sich keine Gedanken darüber, ob diese auf den Kopf oder auf die Füße fallen«, sagte jemand zu Taylor. Und in der Tat! Organisatorisch herrschten bei der CES schlimme Zustände. Vielleicht spendete aus diesem Grund ein gewisser W. T. Berger aus Hackney zehn Pfund mit dem Vermerk, sie seien ausschließlich für Hudson Taylor und die Parkers bestimmt, die ebenfalls selbst über den Verwendungszweck entscheiden sollten. Die beiden Männer unterstützten mit diesem Geld einen verwaisten chinesischen Jungen. Ohne dass sie es ahnten, war dies der erste Schritt auf dem Weg zu einem Internat in Shanghai.

Im April 1855 mieteten Hudson Taylor und John Burdon zwei Dschunken und segelten den Jangtse ein ganzes Stück weit dahin – fast bis zu seiner Mündung.[19] Die Bootsleute steuerten die Dschunke in den nächstliegenden Flussarm. Hier legten sie an – konnten sie doch von hier aus die Berge besteigen, die das nördliche Ufer des Flusses säumten.

Vor ihnen lag eine ungewöhnlich fruchtbare Landschaft; eine frische Brise wehte über die blühenden Felder. Fünf Hügel konnten sie zählen, und auf dem höchsten stand eine schöne, in herrlichen Farben prangende Pagode. Am Fuß des Hügels sahen sie einen riesigen buddhistischen Tempel und ein Kloster.

19 A. d. H.: Wenn es hier im Original heißt, dass sie den Jangtse fast bis zur Mündung *hinauf*segelten, dann ist dies missverständlich. Es kann nur bedeuten, dass sie von Shanghai aus bis zu jener Stelle segelten, an dem sich dieser ungeheuer breite Fluss in zwei mächtige Arme teilt, und sie dann für die restliche Flusstour den nördlichen Arm nutzten, um wieder ein Stück weit Richtung Ostchinesisches Meer zu segeln. (Zwischen beiden Armen liegt die unten erwähnte große Insel Chongming [Tschungming].) Diesen Sachverhalt legen auch die beiden nachfolgenden Sätze nahe.

Der Berg war felsig. Doch überall hatten sich Blumen und Bäume ihren Platz erobert. Während des ganzen Aufstiegs begeisterte sich Hudson Taylor an den Farben der Blätter »von der tiefen, düsteren Zypresse zur hellen, anmutigen Weide, dazu Orangenbäume, Talgbäume und viele andere«. An jeder Wegbiegung grüßten neue Schreine und Pavillons.

Am Tempel selbst war eine Gruppe von Arbeitern mit Streichen und Vergolden beschäftigt. Tausende von bunt gekleideten Gläubigen feierten ein Fest. Erstaunt registrierten Taylor und Burdon Hunderte leuchtend bunt bemalter Götzen. Die Straßen hallten wider vom Klang der Münzen, die in die Körbe geworfen wurden, von Musik, lebhaften Gesprächen und den hastig aufgeregten Schritten der Menschen, denen die schwere, von Weihrauchduft erfüllte Luft keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten schien.

Schließlich erreichten die beiden Missionare den Gipfel und stiegen auf die Pagode hinauf. Eine atemberaubend schöne Aussicht bot sich ihren Augen. »Hier schenkt die Natur ihrem Schöpfer die Verehrung, die der Mensch ihm verweigert.« Diese Gedanken drängten sich Hudson Taylor geradezu auf.

Im Gegensatz zur weihrauchgeschwängerten Luft beim Tempel war sie hier oben leicht und klar. Durch ihr Fernrohr hatten sie einen guten Ausblick auf die anderen vier Hügel. Grün und üppig gedieh hier auf regenfeuchten Feldern das Getreide. Plantagen mit Pfirsichen, Aprikosen, Pflaumen, Äpfeln und Kirschen waren von Weizenfeldern umgeben. Bäche, von tief geneigten Weiden umsäumt, schlängelten sich durch die Landschaft. Inmitten dieser blühenden Landschaft standen gepflegte Bauernhäuser, daneben Zypressen, die ihren Schatten auf winzige Friedhöfe warfen.

An dieser Stelle war der Jangtse etliche Kilometer breit. Hinter dem weit entfernten Ufer erhoben sich die Heiligen Berge mit ihren unzähligen Klöstern und Tempeln. Sogar die Stadt Tongzhou war zu erkennen.

Beim Abstieg stellte sich ein Priester Hudson Taylor in den Weg. Hudson möge doch auf einem Hocker vor seiner Buddhafigur niederknien, Weihrauch verbrennen und Geld spenden. Taylor folgte dieser Einladung – allerdings nicht so, wie der Priester es gewollt hatte. Vielmehr hielt er eine glühende Ansprache darüber, wie unsinnig der Götzendienst sei. Wichtig für die Menschen sei allein, dass Gott sie liebe. Ganz offensichtlich verstanden die Priester genau, was die beiden Männer sagten. Und nicht nur das – sie stimmten dem auch zu, was die Missionare ihnen predigten.

»Haben wir irgendetwas erzählt, was nicht wahr ist?«, wandte sich Burdon an die Menge. Niemand meldete sich zu Wort.

Da kehrten sie zu ihren Dschunken zurück und beschlossen, am nächsten Tag Tongzhou zu besuchen, die Stadt, die man »den Thron des Satans« nannte. Sie war berüchtigt für ihre gewalttätigen Bewohner und für ihre feindselige Haltung Ausländern gegenüber.

Der nächste Tag war trübe und regnerisch. Die beiden chinesischen Lehrer, die Taylor und Burdon mitgenommen hatten, versuchten mit aller Kraft, ihre Schützlinge daran zu hindern, die Stadt zu betreten.

»Bleibt hier auf der Dschunke«, rieten die beiden Missionare den verängstigten Lehrern. »Wenn wir heute Abend nicht zurück sind, dann versucht herauszufinden, was mit uns passiert ist. Danach kehrt ihr so schnell wie möglich mit einer Dschunke nach Shanghai zurück und meldet es dort. Das andere Boot lasst hier, damit wir euch folgen können, sobald es uns möglich ist.«

Nun machten sich Taylor und Burdon zusammen mit einem Diener auf den Weg nach Tongzhou. Sie hatten Bücher dabei. Die Straßen waren in einem so schlechten Zustand, dass sie lieber nicht zu Fuß gehen wollten, sondern zwei »Schubkarren« mieteten, die von Kulis geschoben wurden.

Sie waren allerdings noch nicht weit gekommen, da fragte sie ihr Diener schlotternd vor Angst, ob er nicht zu den Dschunken

zurückkehren dürfe. Kaum hatte er die beiden verlassen, da wurden sie von einem ehrbar aussehenden Mann angesprochen.

»Ich bitte Sie inständig«, wandte er sich an Hudson und Burdon, »die Stadt nicht zu betreten. Sie werden sonst wohl oder übel feststellen müssen, welch fürchterliche Menschen in Tongzhou leben.«

»Haben Sie vielen Dank für Ihren freundlichen Rat! Aber wir sind fest entschlossen, nach Tongzhou zu gehen.«

Nun erklärte einer der »Schubkarren«-Fahrer kategorisch, er werde keinen Schritt weitergehen. Glücklicherweise fand Taylor einen anderen, der bereit war, ihn – wenn auch zu einem schamlos hohen Preis – zu fahren.

Kurz vor der Stadt ließen sie ihre Fahrer anhalten und erklärten ihnen, wo sie warten sollten. Sie selbst gingen das letzte Stück zu Fuß.

Sie hatten gerade das westliche Stadttor erreicht, als plötzlich ein kräftig gebauter Mann auf sie zukam. Er war betrunken und packte John Burdon bei den Schultern. Burdon versuchte ihn abzuschütteln – allerdings ohne Erfolg. Mit einem Mal waren sie von einem Dutzend gewalttätig aussehender Männer umzingelt, die sie in die Stadt hineintrieben. »Bringt uns sofort zum obersten Würdenträger der Stadt!«, schrien Taylor und Burdon.

»Wir wissen schon, wo wir Leute wie euch hinbringen und was wir mit ihnen machen!«, brüllten die Männer zurück – ganz offensichtlich in der Meinung, die beiden Missionare seien Taiping-Rebellen.

Der große Mann, der Burdon gepackt hatte, ließ nun von ihm ab und ging stattdessen auf Taylor los. Er ergriff ihn mit seinen riesigen Pranken, schlug ihn zu Boden, riss an Taylors Haaren, drückte ihm den Kragen zu, bis Hudson keine Luft mehr bekam, und zerrte ihn so an den Armen und Schultern herum, dass sie grün und blau wurden.

John Burdon aber ließ sich nicht einschüchtern. Tapfer versuchte er, ein paar Bücher zu verteilen. Doch genau das steigerte den Zorn des Mannes ins Unermessliche. »Handschellen her!«,

schrie er. Glücklicherweise hatte niemand Handschellen dabei. Aber selbst Burdon hatte nun nicht mehr den Mut, weiterhin Literatur zu verteilen.

Inzwischen stritten die Männer heftig untereinander. »Bringt sie vor den Mandarin!«, riefen die einen. »Tötet sie an Ort und Stelle!«, schrien die anderen.

In diesem Gerangel gerieten Taylor und Burdon für einen Augenblick nebeneinander. »Denke daran, wie die Apostel sich darüber freuten, dass sie für die Sache Christi leiden durften«, flüsterte Taylor seinem Mitstreiter zu.

Es gelang ihm, die Hand in die Tasche zu stecken und seinen »Pass« herauszuholen – ein rotes Blatt Papier, auf dem sein Name stand. Tatsächlich wirkte das. Sie wurden fast respektvoll behandelt.

»Der Ausweis muss dem obersten Beamten dieses Bezirks vorgelegt werden«, forderte Taylor. »Führt uns sofort zu ihm!«

Man schleppte sie weiter – bis vor das Haus eines Mandarins. Völlig erschöpft und schweißgebadet stolperte Hudson Taylor gegen eine Mauer und lehnte sich kraftlos daran. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

»Bringt uns Stühle, bitte!«

»Ihr wartet hier!«, bestimmten die Männer in barschem Ton.

»Dann gebt uns doch etwas Tee zu trinken«, baten die beiden fast flehentlich.

»Ihr wartet!«

Eine große Menschenmenge umgab sie inzwischen. Eine Gelegenheit, die sich John Burdon nicht entgehen lassen wollte. Er begann zu predigen! Man nahm ihnen Pässe und Bücher ab und brachte diese zum Mandarin hinein. Der ließ sie eine Weile warten. Dann entledigte er sich der unangenehmen Aufgabe, indem er den Fall seinem Vorgesetzten in einem anderen Teil der Stadt übergab.

Als Taylor und Burdon das hörten, wurden sie – ungeachtet aller Furcht – energisch.

»Wir gehen keinen einzigen Schritt mehr!«, erklärten sie bestimmt. »Bringt uns Sänften!«

Nach einigem Hin und Her brachte man endlich Sänften herbei und trug die beiden Männer durch die menschengefüllten Straßen.

»Sie sehen überhaupt nicht wie schlechte Menschen aus«, murmelten einige der Umstehenden. »Andere«, so erinnerte sich Taylor später, »schienen uns sogar zu bemitleiden.«

Schließlich kamen sie zum »yamen«, der Residenz des obersten Mandarins. Dort führte man sie durch zwei mächtige Tore bis zu einem großen Schild mit der Aufschrift »Min zhi fu mu« (»Der Vater und die Mutter des Volkes«).

Wieder nahm man ihnen die Pässe ab und brachte die Papiere zum Mandarin. Dann – endlich – wurden sie zum »Chen da laoye« (»dem Großen Ehrwürdigen Vater Chen«) geleitet. Auf seiner Mütze trug der Chen das dunkle blaue Abzeichen eines Vizegouverneurs. Ehrerbietig fiel seine Dienerschaft vor ihm auf die Knie, verbeugte sich bis zum Boden und bedeutete den beiden Engländern, es ebenso zu tun. Taylor und Burdon verneigten sich tief.

Zum Glück war der Chen früher einmal Präfekt von Shanghai gewesen, und so wusste er, wie wichtig es war, Ausländern höflich zu begegnen; so wie es in den Verträgen stand. Er kam also freundlich auf sie zu und begrüßte sie. Dann geleitete er sie in einen kleineren Raum, und einige der Beamten folgten ihnen.

Weil Hudson Taylor besser als Burdon Mandarin beherrschte, sprach vor allem er mit dem Chen. Er erklärte ihm, weshalb sie gekommen waren, und bat um die Erlaubnis, ihm Bücher schenken zu dürfen. Der Mandarin bedankte sich, und Hudson überreichte ihm ein Neues Testament und einige Traktate. Dann erzählte er ein wenig von sich und Burdon und versuchte auch, in aller Kürze etwas von der Lehre zu vermitteln. Der Chen hörte höflich zu, ebenso seine Beamten. Anschließend ließ er einige Erfrischungen bringen und aß gemeinsam mit den beiden Missionaren. Lange noch blieben sie bei dem Chen – in bestem Einvernehmen. Schließlich baten Hudson Taylor und John Burdon, die Stadt besichtigen

und die restlichen Bücher verteilen zu dürfen. Mit einer großmütigen Gebärde wurde es ihnen gestattet.

Sie verabschiedeten sich. Höflich, aber fest sah Taylor dabei seinem Gastgeber in die Augen und sagte: »Als wir in Ihre Stadt kamen, wurden wir angegriffen und sehr schlecht behandelt. Wir möchten diesen Vorfällen keine allzu große Bedeutung beimessen, denn wir sind uns darüber im Klaren, dass diese Männer es nicht besser wussten. Allerdings möchten wir so etwas nicht noch einmal erleben. Dürfen wir Sie deshalb bitten, in Zukunft für unseren Schutz zu sorgen?«

»Das ist ganz selbstverständlich! So etwas wird nicht wieder passieren!«, beteuerte der Chen.

Er selbst begleitete sie zum Tor seines »yamen« und befahl einigen Läufern, den beiden Missionaren vorauszueilen und aufzupassen, dass sie nicht belästigt würden. Und in der Tat! Im Gefolge der Läufer verteilten sie ihre Bücher sehr schnell. Wobei sie amüsiert beobachteten, wofür die Läufer ihre Zöpfe verwendeten: Sobald die Straßen von der Menge blockiert waren, gebrauchten die Läufer ihre Zöpfe als Peitsche und bahnten sich einen Weg! Einer der Beamten des Chen ging mit ihnen zum Fluss zurück, wo die Dschunken warteten. Welch ein Unterschied zu dem Zeitpunkt, da sie die Stadt betreten hatten!

13 Neue Strategien?

Ermutigt durch die Unterstützung der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, plante Hudson Taylor schon bald danach eine weitere Reise in das Landesinnere. Die Bibelgesellschaften versorgten ihn nicht nur äußerst großzügig mit Bibeln, sie erklärten sich auch bereit, fast alle seine Reisekosten zu übernehmen.

Wieder ging es mit dem Boot bis weit in die Trichtermündung des Jangtse hinein.

In Zhangjiasi machte er halt. Soweit er wusste, hatte man dort nie zuvor einen Ausländer gesehen. Und so war das Staunen der Bewohner von Zhangjiasi verständlich, die es nicht fassen konnten, dass er ihre Sprache so gut verstand. Als er seine Uhr herausnahm, entspann sich plötzlich ein lebhaftes Gespräch.

»So eine Brille habe ich ja noch nie gesehen!«, sagte jemand.

»Unsinn!«, erwiderte ein anderer. »Das ist doch keine Brille. Das ist ein Fernrohr. Die Menschen aus dem Westen machen so merkwürdige Erfindungen.«

»Nein!«, wandte ein dritter ein. »Was wir da gesehen haben, das ist eine Uhr. Sie zeigt die Stunde an. Und was dieser ausländische Teufel auf der Nase trägt, das ist ein Fernrohr und keine Brille. Ihr seid schon ganz schön dumm!«

Doch als Taylor einen ehemaligen Mandarin in Zhangjiasi besuchte, war er es, der Weisheit empfing. Man führte Taylor in die Eingangshalle, wo er über der Tür den Spruch erblickte: »Handle moralisch gut, und du wirst das Glück finden.«

Hudson traf auf einen alten Mann, mit dem er ein eingehendes gutes Gespräch führte und dem er Bücher anbot. Lächelnd meinte darauf der alte Mann: »Ich habe auch Bücher für Sie.«

Freundlich übergab er Hudson Taylor zehn wunderbar ein-

gebundene Bücher. Themen aller Art – von der Astronomie bis zur Meteorologie, von der Geografie bis zur Mathematik – waren darin abgehandelt. Der ganze Reichtum an Wissen!

Der alte Mann beugte sich in seinem Stuhl nach vorn. Leise, aber sehr nachdrücklich meinte er:

»Ich habe die Ehre, Ihnen einen sehr erhabenen Gedanken weiterzugeben. Auf dieser Erde gibt es drei große Königreiche: England, Russland und China. Doch keinem von ihnen ist diese Entdeckung bisher bekannt. Selbst Konfuzius wusste nichts davon, auch nicht alle unsere großen Philosophen. Es ist eine Wahrheit, die nur einer kennt – und das bin ich. Ich bin nun 80 Jahre alt. Deshalb möchte ich Ihnen berichten, was es ist.«

Hudson Taylor wartete gespannt. Was nur würde ihm der alte Mann sagen?

»Die Sonne steht still«, flüsterte der Mandarin mit feierlicher Stimme. »Und die Erde dreht sich um sie.«

Der junge Mann lächelte so höflich, wie es ihm nur möglich war.

»Ich glaube, Sie haben recht«, erwiderte er schließlich. Und so wurden sie Freunde.

Am nächsten Tag besuchte Hudson Taylor den alten Mandarin noch einmal.

»Jesus ist euer Weiser«, sagte dieser zu Taylor, »und Konfuzius ist unser Weiser.«

»Aber Jesus war kein Engländer«, erklärte Hudson zum Erstaunen des alten Mannes. »Er wurde in einem Volk geboren, das man die Juden nennt. Und Jesus war auch nicht nur Mensch. Er war zugleich vollkommen Gott und vollkommen Mensch.«

Um die Göttlichkeit Jesu zu beweisen, berichtete Taylor von den Wundern und der Auferstehung. Stumm hörte der alte Mann zu. Schließlich meinte er:

»Ich komme in ein paar Wochen nach Shanghai. Dann werde ich Ihren Besuch erwidern. Inzwischen werde ich Ihre Bücher lesen. Doch Sie müssen auch meine lesen. Unbedingt!«

Seinen 23. Geburtstag, den 21. Mai 1855, verbrachte Hudson Taylor auf der Insel Qingcaosha. Dort wurde Mandarin gesprochen, und so konnte er ohne Schwierigkeiten predigen. Inzwischen aß er auch ganz manierlich mit Stäbchen und begann, einige seiner europäischen Gewohnheiten abzulegen. Seine Bootsleute strahlten. Allmählich gehörte er ganz zu ihnen.

»Sie sollten sich die Haare abrasieren und chinesische Kleider anziehen«, schlugen sie ihm in ihrer Begeisterung vor.

»Aber Ihre Augen und Ihre Nase müssen wohl so bleiben«, meinte einer nachdenklich.

Gegen Abend wurde Hudson zu einem Patienten gerufen, dem er helfen konnte. Wie ein Lauffeuer breitete sich die Nachricht aus, und noch ehe er zu seinem Boot zurückkehren konnte, hatten sich mehr als 100 Menschen versammelt. Alles Kranke, die um Hilfe baten. Und wirklich, etwa die Hälfte von ihnen konnte er erfolgreich behandeln.

Auf dieser Reise kaufte er sich eine Katze mit zwei Jungen – hoffte er doch, damit in seinem Haus in Shanghai der Rattenplage Herr zu werden. Immer wieder fraßen ihm die frechen Ratten seine Kerzen auf und sprangen in sein Bett. Keine angenehme Schlafgesellschaft. In Zukunft würden sie es mit drei Verfolgern aufnehmen müssen – und er selbst war nicht mehr ganz allein.

Alle Frauen erinnerten ihn allmählich an Amelia. Voller Sehnsucht dachte Hudson oft an sie und an Elizabeth. ›Aber wie kann ich jemals heiraten?‹, dachte er. ›Auf die Missionsgesellschaft ist doch einfach kein Verlass! Wäre ich doch bloß in England und könnte meinen medizinischen Abschluss machen. Dann wäre ich endlich von der CES unabhängig. Ich bekäme ohne Probleme eine Stelle, wo ich 300 oder mehr Pfund im Jahr verdienen würde. Und meine missionarische Arbeit könnte ich dennoch weiterführen.‹

Im Juni 1855 reisten Hudson Taylor, John Burdon und William Parker in die Stadt Ningbo, die zu den fünf Vertragshäfen gehörte. Zum ersten Mal betrat Taylor dieses Missionszentrum, das später von so großer Bedeutung für ihn sein sollte.

Ningbo war eine der schönsten Städte Chinas, mit hübschen Gärten und Tempeln, prächtigen Herrschaftshäusern und einem See mitten in der Stadt sowie einer breiten und sauberen Hauptstraße. Der Yong-Fluss bildete vom Norden bis zum Süden Ningbos einen natürlichen Stadtgraben. Von einer Hügelkette umgeben, wirkte die Stadt wie eine Bastion. Dieser Eindruck wurde noch durch einen mächtigen Granitwall unterstützt, der die Stadt umgab und auf dem eine Straße verlief. Sogar einem Beschuss durch die Briten im Jahr 1841 hatte er schon standgehalten. Die Einwohner der Stadt waren gebildet und kultiviert. Und so ist es nicht erstaunlich, dass Hudson Taylor später dort gute Freunde fand.

Die ersten Missionare hatten die amerikanischen Baptisten und Presbyterianer nach Ningbo gesandt. Es waren die beiden Ärzte Dr. Macgowan und Dr. McCartee. Eine mehr als couragierte Engländerin, Mary Ann Aldersey, war 1843 gekommen und hatte eine Schule eingerichtet, wobei sie von zwei Lehrerinnen unterstützt wurde – Burella und Maria Dyer, den sehr attraktiven Töchtern des verstorbenen Pastors Samuel Dyer. Er war 1827 nach Penang ausgereist und war – wie man später über ihn sagte – »einer der erfolgreichsten Missionare geworden, die je in die heidnische Welt ausgesandt wurden … Er war ein Mann Gottes.«

Die »Church Missionary Society« vertraten William Russell, der später der erste Bischof von Nordchina wurde, sowie R. H. Cobbold und Frederick Gough, beides hervorragende Bibelübersetzer. Der amerikanische Presbyterianer William Martin war seit 1850 in Ningbo; insgesamt sollte er 57 Jahre in China verbringen.

Burdon, Parker und Hudson Taylor wurden von Dr. Macgowan sehr freundlich aufgenommen. Am nächsten Tag sahen sie sich mit Frederick Gough die Stadt an. Doch bereits nach ein paar Tagen

traf eine traurige Nachricht aus Shanghai ein: John Burdons Sohn war schwer erkrankt! Zum zweiten Mal in einem Jahr musste Hudson seinem Freund in einer schweren Not helfen. Die beiden Männer machten sich sofort auf den Heimweg, reisten Tag und Nacht, ohne haltzumachen. Aber sie konnten nichts mehr tun. Das Kind starb.

Die ausländischen Missionare und Händler in Ningbo baten William Parker, als Arzt zu ihnen zu kommen. Parker und Taylor waren beide beeindruckt gewesen, dass die Missionare in Ningbo so gut zusammenarbeiteten, obwohl sie allen möglichen Missionsgesellschaften und verschiedenen Konfessionen angehörten. »Ich wünsche mir so sehr«, schrieb Taylor dazu in einem Brief nach Hause, »dass ich einen gläubigen Gefährten hätte, der ähnlich denkt und empfindet wie ich und bei dem ich Rat suchen könnte.«

Parker war ihm nie ein solcher Gefährte gewesen. Parker wollte seinen eigenen Weg gehen, auch wenn er sich einer Zusammenarbeit mit anderen nicht grundsätzlich verschloss. Schon einen Monat später nahm Parker die Einladung nach Ningbo an, und Taylor blieb allein in Shanghai zurück.[20]

Den ganzen Juli und August über hielt Hudson Taylor weiter seine täglichen Andachten im Shanghai-Dialekt vor etwa 30 bis 40 Leuten. Lehrer waren es, Diener, Männer und Frauen, die einfach interessiert waren. Als in der Nachbarschaft plötzlich jemand an Cholera starb, sprach Taylor davon, wie wichtig es sei, von den Sünden und ihren Folgen gerettet zu werden.

»Jesus ist für euch gestorben und hat für eure Sünden bezahlt. Hat jemand von euch Gott gebeten, ihm seine Sünden zu vergeben?«

20 A. d. H.: Aus Internet-Angaben und anderen Büchern über die Missionsarbeit in China geht hervor, dass die Parkers zwar die Einladung einen Monat später angenommen hatten, der Umzug nach Ningbo aber wohl etwas später erfolgte. Dies scheint auch besser in den Kontext der nachfolgenden Ausführungen zu passen, denen zufolge Dr. Parker zunächst noch in Shanghai blieb.

Er hielt einen Moment inne, erwartete aber kaum eine Antwort.

»Ja, ich«, meldete sich da Guihua zu Wort. Ein junger Koch, der Bruder des Schülers, den sie mit William Bergers Spende unterstützen konnten.

»Er hat zwar seine Fehler«, schrieb Taylor später über Guihua, »aber er hat sich schon sehr zum Guten verändert.«

Guihua war der erste Chinese, der sich durch Hudson Taylor bekehrte und von ihm getauft wurde. »Wenn eine einzige Seele Welten wert ist«, schrieb Hudson an seine Mutter, »bin ich dann nicht überreich belohnt worden – und auch Du?«

Walter Medhurst hatte Hudson Taylor geraten, chinesische Kleidung zu tragen, wenn er durch das Land reiste. Er selbst hatte das 1845 auch getan; ebenso die katholischen Priester, die sich wie die chinesische Bevölkerung kleideten.

Schon seit seiner Reise auf dem Jangtse dachte Taylor über diese Frage nach. Hatte er es nötig, sich zu »tarnen«? Sicherlich nicht! Aber aus Höflichkeit den Chinesen gegenüber könnte er es tun. Er könnte sich so anziehen, so sprechen und so leben wie sie, und zwar während seiner ganzen Zeit in China. Andererseits wusste er nur allzu gut, dass die europäischen Händler in der Stadt eine solche Haltung als Beleidigung, als Verrat an ihrer »Rasse« ansehen würden – und einige Missionare würden ähnlich denken.

Doch ungeachtet aller Bedenken: Am 27. Juli traf Hudson Taylor seine große Entscheidung! Er wollte ein Haus auf dem Land mieten, regelmäßig medizinisch und evangelistisch arbeiten, chinesische Kleidung anziehen und – sogar das! – einen »bianzi« tragen, einen chinesischen Zopf. Sollte sein Experiment fehlschlagen, würde er sich den Parkers in Ningbo anschließen.

Im September traf die Antwort der CES auf Taylors und Parkers Vorschlag ein, in Shanghai ein ständiges Missionszentrum einzurichten. Inzwischen freilich ahnten die beiden Männer, wie die Antwort aussehen würde.

»Wir haben es uns zum Ziel gesetzt«, schrieb die CES, »nicht in den freien Vertragshäfen zu arbeiten, sondern im Landesinnern … Darum wollen wir in Shanghai kein Geld ausgeben.«

Diese Antwort löste nicht gerade Freude aus. Aber – konnte es sein, dass die CES recht hatte, wenn sie konsequent an ihrer Strategie festhielt? Viele in Shanghai hielten nichts von dieser Strategie, aber Taylor wollte sie nun endlich ausprobieren.

An einem der so schrecklich heißen Tage saß Parker im CES-Haus in Shanghai und verfasste einen Protestbrief an George Pearse. Konnte die Gesellschaft es denn nicht einsehen, dass sie es mit ihrer Strategie zwar gut meinte, dass aber momentan eine Niederlassung im Landesinnern und in diesem Teil Chinas ausgeschlossen war? Der raue Schotte nahm kein Blatt vor den Mund. »Wie können Männer, die Tausende von Kilometern entfernt sind, den Zustand eines Landes und die erforderlichen Maßnahmen besser beurteilen als die Leute, die vor Ort sind?«

Während sich Parker den Unmut von der Seele schrieb und seine Arbeitgeber zurechtwies, mischte Hudson Taylor wagemutig geheimnisvolle »Zutaten«, um sein blondes Haar schwarz zu färben – jedenfalls, sobald es lang genug für einen »bianzi« war. Er nahm eine riesige Flasche Ammoniak vom Regal, und weil es ein so heißer Tag war, zog er den Korken mit großer Vorsicht von der Flasche. Doch nicht vorsichtig genug! Er hatte den Druck unterschätzt, der sich in der Flasche gebildet hatte. Der Korken knallte ihm aus der Hand, und aus der Flasche zischten Gas und Flüssigkeit. Verzweifelt presste er die Hand auf die Öffnung. Doch das Ammoniak spritzte ihm in die Augen, die Nase, den Mund, ins Haar und über seine Kleider.

Er rannte um sein Leben, konnte kaum noch etwas sehen. Doch irgendwie gelang es ihm, in die Küche zu stolpern, wo ein großer Bottich mit Wasser stand. Sofort tauchte er seinen Kopf, die Schultern, die Arme ins Wasser. Und das rettete ihm das Leben. Noch einmal und noch einmal wiederholte er die Prozedur, und dennoch

fühlte er sich, als würde er am ganzen Körper brennen. Sobald er sprechen konnte, schrie er um Hilfe. »Holt sofort Dr. Parker!«

Parker, der schon die merkwürdigen Geräusche gehört hatte, war aber bereits auf dem Weg in die untere Etage. Als er in die Küche kam, konnte er Taylors Gesicht kaum noch erkennen. So schnell er nur konnte, behandelte er Taylors Augen und Gesicht und verordnete ihm eine starke Dosis Opium. Dann steckten sie Hudsons Füße in heißes Wasser und legten Eisbeutel auf sein Gesicht. Taylor erholte sich überraschend schnell. Er wurde gesund – ohne irgendwelche bleibenden Schäden.

14 Den magischen Ring durchbrechen

Bereits Tage nach dem Ammoniak-Unfall war Hudson Taylor wieder auf den Beinen. Doch dann erhielten Parker und er die Nachricht, dass ihr Haus für einen der neuen LMS-Missionare und dessen Familie gebraucht wurde. Sie mussten also ausziehen.

Parker war nun bereit, nach Ningbo zu gehen, und er bat Taylor, ihn ein Stück auf der Reise zu begleiten. ›Eine gute Gelegenheit, endlich mein Aussehen zu verändern‹, überlegte sich Hudson. Einen Monat schon hatte er seine Haare wachsen lassen, sodass er sie zu einem Zopf flechten konnte, und außerdem waren seine chinesischen Kleider eingetroffen. Jetzt also konnte er ausprobieren, wie die Chinesen und die Europäer darauf reagieren würden.

Als Erstes wollte er sich ein Boot mieten. Noch während er sich danach umhörte, erfuhr er von einem leerstehenden Haus mit vier Zimmern im chinesischen Teil Shanghais – nahe dem Südtor. Schnell entschlossen bezahlte er für ein halbes Jahr Miete und konnte so innerhalb von zehn Tagen einziehen.

Am späten Abend ließ er einen chinesischen Barbier zu sich kommen, der ihn auf der Reise begleiten und sich täglich der komplizierten Aufgabe des »bianzi«-Flechtens widmen sollte.

Wenn man sich das erste Mal den Kopf rasieren lässt, ist das eine ziemlich schmerzhafte Angelegenheit – vor allem, wenn sich die Haut durch Hitzebläschen ohnehin schon in einem desolaten Zustand befindet, wie es bei Hudson Taylor der Fall war. Eine anschließende fünf- bis sechsstündige Behandlung mit Haarbleichmitteln lindert die Schmerzen auch nicht gerade. Als Krönung dieser schmerzensreichen Prozedur rupfte der Barbier Taylor noch die restlichen Haare aus.

Am nächsten Tag zog Hudson seine neuen Kleider an. Zuerst

die Kattunsocken mit der dicken starren Sohle. Dann die »han ku«, die Kniehosen. Und weil die ihm um die Hüften meilenweit zu groß waren, faltete er sie vor dem Bauch einfach zusammen und band sie mit einem starken Gürtel fest. An den Beinen waren sie so breit wie Pumphosen – also stopfte er sie direkt unterhalb der Knie in seine Socken und wickelte bunte Strumpfbänder darum. Nun zog er ein Baumwollhemd an und darüber einen schweren bunten Seidenmantel mit weiten Ärmeln, die fast 40 Zentimeter über seine Fingerspitzen reichten. Es dauerte ziemlich lange, bis er sich daran gewöhnt hatte, die Ärmel zurückzuschlagen, sobald er seine Hände gebrauchen wollte. Schließlich schlüpfte er noch in Stoffschuhe – oben gewölbt und außerdem breit genug für seine dicken Socken.

William Parker musterte ihn leicht fassungslos von oben bis unten, bis sein Blick auf den Hosen haften blieb. »In denen können Sie ja Reiseproviant für 14 Tage unterbringen!«, lächelte er.

Die beiden Männer gingen zum Bootssteg – der Schotte in seiner gewohnt selbstbewussten Art, der Mann aus Yorkshire dagegen ziemlich unsicher, hatte er doch mit seinen ungewohnten Socken und Schuhen zu kämpfen. Der Barbier und die Diener waren schon an Bord bei der Mannschaft, und Parkers Gepäck wurde im Boot verstaut. In diesem Augenblick überreichte jemand Parker einen Brief. Darin stand: »Für die Gründung eines Krankenhauses in Ningbo von einem Freund, übermittelt durch Pastor J. Hobson. Dieses Geld war ursprünglich für eine Klinik in Shanghai bestimmt.«

Der »Freund« aber war niemand anders als Hobson selbst, der als Pastor der CMS unter der britischen Bevölkerung von Shanghai arbeitete. Im Umschlag lagen umgerechnet 100 Dollar.

Sie legten ab und fuhren in Richtung Süden, wobei sie sich durch ein ganzes Labyrinth von Kanälen arbeiteten. Nach vier Tagen erreichten sie die Bucht von Hangzhou, nachdem sie an allen Städten am Kanal haltgemacht und Bibeln verteilt hatten, während William Parker auf dem Boot Patienten versorgte.

In Ganpu, wo Hudson Taylor sie verlassen sollte, gab es Schwierigkeiten. Der Kapitän weigerte sich hartnäckig, sie weiter mitzunehmen, wenn ihm die Fahrtkosten nicht im Voraus erstattet würden. Weil sich Taylor aber sehr gut vorstellen konnte, dass der Kapitän Parkers Unerfahrenheit ausnutzen würde, wenn dieser ihm das Geld gegeben hätte, wollte er auf die Bedingungen des Kapitäns nicht eingehen.

»Wie kann ich sicher sein, dass Sie mich bezahlen, wenn wir auf der anderen Seite der Bucht sind?«, fragte der Kapitän.

»Weil wir drei Jünger Jesu sind«, antwortete Parkers Diener. »Und Jünger Jesu lügen und betrügen nicht. Was der Doktor versprochen hat, das hält er auch.«

Parker und Taylor horchten auf. Beide hatten nichts davon gewusst, dass der Diener an Jesus glaubte! Überzeugt willigte der Kapitän in das Geschäft ein.

Hudson Taylor blieb allein in chinesischer Kleidung zurück. Schon in der ersten Stadt auf seiner Rückreise nach Shanghai ging er an Land und schlenderte durch die Straßen. Niemand erkannte in ihm den Ausländer. Erst als er anfing, Bücher zu verteilen und Kranke zu behandeln, merkten die Leute, wer er war. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht. Anfangs belächelten sie ihn. Doch das änderte sich sehr schnell, als sie staunend sahen, wie er seinen Arztkoffer auspackte. Während sich früher die Frauen und Kinder ihm nur zögernd genähert hatten, kamen sie nun ohne Scheu, um sich behandeln zu lassen. Taylor konnte es kaum fassen, dass ihm die chinesische Kleidung eine so große Hilfe war.

Zurück in Shanghai schrieb er an seine Mutter: »Ich muss auf Gott harren und ihm vertrauen, dann wird alles gut. Ich glaube, ich liebe ihn jetzt mehr als je zuvor. Immer größer wird meine Sehnsucht, ihm so zu dienen, wie er es möchte. Die letzten Monate haben meiner Seele so viel Kraft und Stärke gegeben, obwohl ich das gar nicht verdient habe!«

An Amelia schrieb er: »Es ist etwas Wunderbares, über die Liebe Gottes nachzudenken … Dr. Parker ist jetzt in Ningbo, aber ich bin nicht allein. Denn ich erfahre so stark wie noch nie, dass Gott bei mir ist. Ich fühle mich zu Gebet und Wachsamkeit hingezogen. Das ist ein großer Segen und so notwendig.«

Doch noch etwas beschäftigte ihn. Er bekam Post von Elizabeth Sissons, auch von ihren Eltern. Die Briefe Elizabeths aus dieser Zeit sind nicht mehr erhalten, doch Taylor bezeichnete sie – immerhin! – als »sehr zufriedenstellend«. Aber welche Ähnlichkeit der Antworten von Elizabeths Vater und denen von Mr Vaughan! »Wenn ich in England oder in einem nahe gelegenen europäischen Land arbeiten würde, hätte er wahrscheinlich keine oder nur wenig Einwände«, schrieb Taylor. Wieder das alte Lied – armer Hudson Taylor!

Sein neues Haus am Südtor war nun fertig: zwei Zimmer oben und zwei unten, die Küche auf der anderen Seite eines kleinen Hofes. Es war keine Prachtvilla, in die er zog. Der feuchte Fußboden bestand aus gestampfter Erde und Steinen; durch die Ritzen der Wände, die aus notdürftig zusammengenagelten Holzplanken bestanden, pfiff der Wind, und das Dach war nur mit dünnen Ziegeln belegt. Doch das Haus hatte eine sehr günstige Lage, und – ein besseres konnte er sich mit seinem CES-Gehalt eben nicht leisten.

Inzwischen trug er nur noch seine chinesischen Kleider, und sein Zopf hatte eine beachtliche Länge erreicht. Die Reaktion in Shanghai auf seinen mutigen Schritt war eher zwiespältig. George Woodcock schrieb dazu in seinem Buch *The British in the Far East*[21]: »Wer die Auffassung, dass alle Menschen vor Gott gleich sind, zu wörtlich nimmt, vielleicht sogar danach lebt, gelangt oft zu Verhaltensformen, die eine imperialistische Gesellschaft nicht einstimmig gutheißen kann. Für die *Taipane*[22] und alle übrigen, wel-

21 A. d. H.: George Woodcock, *The British in the Far East. A Social History of the British Overseas*, London: Weidenfeld and Nicholson, 1969.

22 A. d. H.: Leiter ausländischer Unternehmen in China.

che die Würde des weißen Mannes vor allem in seiner britischen Kleidung sowie den britischen Sitten begründet sahen, war Hudson Taylors Verhalten schockierend. Er war zu einem Chinesen geworden, hatte sein Gesicht verloren. Ja, er hatte den magischen Ring weißer Solidarität durchbrochen. Ein ›Verräter‹ war er.«

Dem chinesischen Volk die nicht einmal sonderlich hohe Ehre zu erweisen, sich ihrer Kultur anzupassen, war einfach zu revolutionär – ganz gleich, wie viele das schon im Lauf der Jahrhunderte ebenso getan hatten.

Ein wenig getröstet wurde er durch einen Brief von William Berger. Berger hatte zwei Geschenke beigelegt: zehn Pfund, mit dem Versprechen, diesen Betrag alle sechs Monate zu schicken, um damit das Schulgeld für einen Schüler bezahlen zu können, den Hudson Taylor bei sich aufgenommen hatte; und dann noch 40 Pfund, die Taylor nach seinem Gutdünken verwenden sollte. Auch Berger schien also wie viele andere das Vertrauen in die CES verloren zu haben – was seine direkte Zahlung an Taylor beweist.

Ganz gleich, wie arbeitsreich sein Tag war – Hudson Taylor nahm sich Zeit, um drei neue chinesische Christen zu unterweisen. Guihua, Si und Tsien hießen sie. Außerdem predigte er oft vor so vielen Menschen, wie sein Haus fassen konnte. Er ging auch in die Straßen Shanghais und verkündigte dort das Evangelium. Si unterstützte ihn bereits beim Predigen, während Tsien nun ebenso wie Guihua getauft werden wollte. Shanghai sollte für Taylor eine Ausgangsbasis sein. Das war sein Ziel. Hier wollte er aktiv werden – und das möglichst bald.

Im Oktober segelten Taylor, Tsien und Guihua zur Insel Chongming (Tschungming) in der Jangtse-Mündung. Zunächst nur für einen Monat mieteten sie sechs Zimmer. Für ihre umfangreichen medizinischen und evangelistischen Dienste ein geradezu idealer Platz. »Könntest du doch nur einmal hereinschauen und sehen, wie gemütlich ich es hier habe«, schrieb Hudson an seine Mutter.

Doch irgendwann mussten sie nach Shanghai zurückkehren, um Proviant und Medikamente einzukaufen. Und dort gab es eine gute und eine schlechte Nachricht für sie. Die gute Nachricht: William Berger hatte ihnen 50 Pfund geschickt. Die schlechte: ein Schreiben des obersten Würdenträgers von Chongming. Er beschwerte sich, dass Taylor auf der Insel ein Haus gemietet hatte. Noch im gleichen Monat musste Taylor deswegen vor dem britischen Konsul Rutherford Alcock erscheinen: Eine hochoffizielle Untersuchung stand an.

»Es tut mir leid, aber ich muss Ihnen untersagen, in Chongming zu leben«, erklärte Alcock bedauernd. »Ansonsten müssen Sie eine Geldbuße von 500 Pfund zahlen!«

Hudson Taylor wusste genau, dass seine chinesischen Freunde noch größere Schwierigkeiten als er bekommen würden, wenn er das Haus nicht aufgab. Immerhin genoss er als Ausländer ja noch mehr Schutz als sie. Also musste er tun, was von ihm verlangt wurde. Dennoch fühlte er sich vom Konsul ungerecht behandelt, hatten doch zwei französische Missionare auf der Insel sogar eine katholische Kapelle gebaut. Nach der Meistbegünstigungsklausel aus dem Vertrag von Nanjing hätte er also dasselbe Recht in Anspruch nehmen dürfen.

»Kommen Sie bald wieder, kommen Sie bald wieder!«, riefen ihm seine Nachbarn hinterher, als er nach sechs Wochen das Haus in Chongming verließ. »Kommen Sie bald! Bitte! Wir werden den guten Doktor mit den himmlischen Worten so sehr vermissen.«

»Es ist mir wirklich schwergefallen, sie verlassen zu müssen«, schrieb Taylor. »Schließlich hatte ich so gehofft, dort eine gute Arbeit tun zu können. Viel Saat ist ausgesät worden, die Menschen haben viele Bücher von uns bekommen. Nun liegt es beim Herrn, dass er die Saat aufgehen lässt. Möge er darüber wachen.«

Doch dann traf ihn ein harter Schlag. Elizabeth Sissons schrieb ihm, sie habe Angst, ihn nicht wirklich zu lieben. Verzweifelt versuchte er, in einem langen Brief zu beweisen, dass ihre Bedenken unbegründet seien. »Denn«, so lautete sein eher zweifelhaftes

Argument, »wenn sie mich nicht liebte, hätte sie auch keine Angst, mich nicht zu lieben.«

Ein wenig später erhielt er Post von seiner alten Freundin Miss Stacey aus Tottenham. Sie berichtete ihm von einigen Reaktionen in England auf das Verhalten des Konsuls. Er hätte die Drohungen ignorieren sollen, in dem gemieteten Haus bleiben und – wie die Apostel – darauf warten sollen, bis man ihn hinauswarf. So hatten es zumindest ganz Eifrige in England gemeint. Doch die gute Miss Stacey stärkte Hudson den Rücken. »Du hast dich ganz richtig verhalten«, meinte sie, »als du nach dem Wort handeltest: ›Wenn sie euch … verfolgen in dieser Stadt, so flieht in die andere.‹[23]« Und dann schenkte ihm die treue alte Dame aus der Brook-Street-Gemeinde genau die Ermutigung und den Trost, den er so dringend brauchte. »Gott hat Ihnen, lieber Bruder, bei uns in Tottenham einen ganz besonderen Platz gegeben: Niemals vergessen wir Sie in unseren Gebeten, kein Name fällt so oft wie der Ihre … Und nun leben Sie wohl, lieber Bruder in Jesus und Teilhaber an der Hoffnung der Herrlichkeit … Welch reiche Verheißungen warten auf den, der überwindet!« Welch eine Labsal für seine wunde Seele!

In London ergriff die CES ebenfalls Partei für Hudson Taylor. Sie veröffentlichte im *Gleaner* eine feurige Stellungnahme, in der das Verhalten des Konsuls als »ein Verstoß gegen das geltende Recht« angeprangert wurde. »Denn Hudson Taylor befand sich in Chongming nicht mehr unter britischer Gerichtsbarkeit. Und wenn er es für richtig hielt, sich den damit verbundenen Gefahren auszusetzen, so hatte der Konsul kein Recht zum Eingreifen … Den Verträgen entsprechend müsste jedem britischen Staatsbürger dasselbe erlaubt sein (wie den französischen Priestern). Die Angelegenheit ist von so großer Bedeutung, … dass sie bald der britischen Regierung vorgelegt werden wird.«

23 A. d. H.: Matthäus 10,23.

So unzuverlässig die CES in manchem auch war, so hatte sie doch einen beachtlichen Einfluss: In ihrem Generalausschuss saßen der Graf von Cavan, zwei weitere Parlamentsmitglieder, ein Baronet und der zukünftige Bischof von Ripon. An diese Leute dürfte Lord Clarendon wohl vor allem gedacht haben, als der Beschwerdebrief der CES im Außenministerium eintraf.

15 »Ein Stückchen Himmel«

Er ist einer dieser ganz besonderen Männer, die man so selten trifft«, schrieb Hudson seiner Mutter. »Einer von denen, für die es einzig und allein um Gottes Ehre geht … Sein Geheimnis kann man leicht herausbekommen, man kann es auch leicht weitergeben: Er ist ein Mann des Gebets, ist stark und kräftig gebaut und verfügt über einen unbeugsamen Willen.«

Endlich hatte Hudson Taylor einen gleichgesinnten Freund gefunden – Pastor William Burns. Er war der erste britische Presbyterianer gewesen, der nach China gekommen war; 17 Jahre älter als Taylor. Die Erweckung in Schottland von 1839 war nicht zuletzt auf seine machtvollen Predigten zurückzuführen. Burns hatte evangelistische Erfahrungen in Irland und Kanada gesammelt, wie er denn überhaupt – nicht zuletzt wegen seines Humors – ein begnadeter Prediger war, dem die Menschen gern zuhörten.

Seit Burns 1847 nach China gekommen war, hatte er die Sprache des einfachen Volkes gelernt, volkstümliche Choräle geschrieben und *Die Pilgerreise zur seligen Ewigkeit* ins Chinesische übersetzt. Zunächst hatte er als Pioniermissionar für die »English Presbyterian Mission« gearbeitet, dann aber hatte er versucht, eine Arbeit unter den Taipings in Nanjing aufzubauen. Leider ohne Erfolg.

Seit 1855 lebte er auf einem Hausboot in Shanghai. Und obwohl sein Haar inzwischen grau geworden war – er hatte nichts von seinem jugendlichen evangelistischen Eifer eingebüßt. Er und Hudson Taylor trafen sich oft. Taylor besuchte ihn, während er sich in seinem Hausboot aufhielt, und Burns predigte in Hudsons Haus am Südtor.

Drei Dinge vor allem waren es, die Hudson von William Burns lernte und die ihm später beim Aufbau der China-Inland-Mission von unerhört großem Nutzen sein sollten. Zum einen wies Burns

in Zeiten der Anfechtung immer wieder darauf hin, welchen Plan Gott mit ebendieser Anfechtung verfolgte, und das gab dem Leben »eine neue Perspektive und einen neuen Wert«. Dann war nach seiner Ansicht die Evangelisation die Hauptaufgabe der christlichen Gemeinde, und schließlich war aus seiner Sicht die Arbeit von »Laien-Evangelisten« äußerst wichtig.

Burns und Taylor wurden Freunde – richtige Freunde. Und als Freunde begannen die beiden Männer, Gott gemeinsam zu dienen. Im Dezember 1855 machten sie sich mit zwei Booten auf die Reise und nahmen ihren Lehrer Song sowie Diener und Bootsleute mit. Tsien und Guihua sollten später zu ihnen stoßen.

Hudson besaß ein komfortables Boot, auf dem es auch eine geräumige Kajüte für ihn gab. Sie hatte ein Fenster, einen kleinen Tisch, auf dem er schreiben oder essen konnte und einen Spind, über dem er bei Nacht sein Bett herunterklappen konnte. Er schlief unter zwei dicken »pugai«, diesen dicken chinesischen Steppdecken. Sogar zwei Stühle für Besucher gab es. In einer anderen Kajüte wohnten sein Diener und Song, eine weitere beherbergte die Bootsleute und seine Bücher. Sie wurde außerdem noch zum Kochen benutzt.

In Nanxung, südlich des Großen Sees[24], hörte Burns davon, dass bei den Reisfeldern außerhalb der Stadt ein unmoralisches Theaterstück aufgeführt wurde. Lautstarke Musik empfing sie, als sie am Ort des Geschehens, einem großen Lager mit Tausenden von Menschen, ankamen. Die Bühne war umgeben von verführerisch gekleideten Prostituierten, daneben standen Bordelle und Wettbuden.

Burns zögerte keinen Augenblick. Er sprang auf die Bühne und zwang die Schauspieler zur Unterbrechung: »Was ihr da tut, ist falsch!«, schrie er. »Damit werdet ihr in der Hölle landen!«

24 A. d. H.: In China als »Tai Hu« bekannt: drittgrößter Süßwassersee des Landes, westlich von Shanghai gelegen.

Er und Taylor wurden sanft, aber bestimmt am Arm genommen und weggeführt. Am nächsten Tag kamen die beiden wieder. Sie versuchten allerdings nicht, das Stück zu unterbrechen, sondern sie predigten von einer Leiter aus. Anfangs scharten sich die Menschen um sie – neugierig, belustigt, amüsiert –, doch dann wurden die beiden Männer wieder abgeführt. »Ich verspüre eine tiefe Liebe für diese Menschen«, schrieb Taylor, »sie sind mir lieb und wert. Ach, wenn sich der Herr ihnen doch nur offenbaren würde – es täte mir so leid, wenn ich sie aus irgendeinem Grund verlassen müsste.«

Ehrbare Leute aus Nanxung baten die beiden Missionare, dem Theaterstück und allem, was damit verbunden war, ein Ende zu bereiten. Taylor und Burns beteten und beschlossen dann, dass Taylor einen zweiten Versuch wagen sollte. In seiner chinesischen Kleidung kam er unerkannt an den Wettbuden vorbei und bahnte sich den Weg durch die Menge. Er kletterte auf die Bühne und befahl den Schauspielern aufzuhören. Überrascht, aber durchaus aufmerksam sahen ihn die Zuschauer an. Und da entdeckte er Burns in der Menge. Ein paar Männer versuchten, Taylor zu stoppen, doch Burns befahl ihnen so nachdrücklich, sich wieder zu setzen, dass sie im Blick auf seine kräftigen Fäuste kleinlaut gehorchten.

»Es sollte euch um eure Seelen leidtun. Warum lasst ihr euch als Lockvögel missbrauchen, die andere auf den Weg in die ewige Verdammnis führen?«, rief Taylor den Schauspielern zu.

Weiter kam er nicht, er wurde von der Bühne gezerrt. Als man ihn wieder freiließ, ging er einfach auf die dort versammelte Menschenmenge zu. Eine Prostituierte stand von einem Stuhl auf, und Hudson nutzte sofort die Gelegenheit. Er kletterte auf den Stuhl und rief: »Was ihr hier seht, ist doch falsch. Habe ich denn nicht recht?«

Viele Leute nickten zustimmend, aber da rissen sie Taylor schon wieder von seinem Stuhl.

»Würdet ihr denn wollen, dass eure Töchter so werden wie diese Frauen hier?«, hörte er noch Burns rufen. Er hörte, wie die Menge

diese Frage aufgriff und einige zustimmend riefen: »Nein, das wollen wir auch nicht!«

»Und warum kauft ihr dann die Töchter anderer Männer?«, fragte er unbeirrt weiter.

Die meisten Einwohner von Nanxung waren mit dem einverstanden, was die beiden Missionare getan hatten. Ein Mann folgte ihnen sogar überallhin und nahm sie dann mit in ein Teegeschäft.

»Was Sie gepredigt haben, war die Wahrheit«, sagte er. »Ich lade Sie zu einem Tee ein.«

Vor allem Burns' Laterne erregte die Aufmerksamkeit der Leute. Auf drei Seiten bestand sie aus Glas und auf der vierten Seite aus einem Spiegel, der das Licht reflektieren sollte. Diese Lampen waren in England zu dieser Zeit schon bekannt, aber nicht in China. Ein paar Männer versammelten sich um den Tisch, an dem Taylor und Burns saßen.

»Sind alle Götzen falsch?«, fragten sie neugierig.

»Was hat man davon, dass man an Jesus glaubt?«

»Wenn Jesus im Himmel ist, wie können wir ihn dann auf der Erde anbeten?«

»Zeige mir Gott und Jesus«, sagte einer. »Dann kann ich an sie glauben.«

Wenn der Junge, der sie bediente, die Tassen nachfüllte, stellte er seine Kanne ab und hörte aufmerksam zu, was gesagt wurde.

Taylor hörte zufällig, wie ein Mann zum anderen sagte: »Glaubst du etwa an die Lehre dieser Barbaren?«

»Ja«, lautete die schlichte Antwort.

Ein nachdenklicher junger Mann aus Peking, der den Shanghaier Dialekt nicht verstand, sagte zu Hudson Taylor: »Ich glaube, wir beide haben einiges gemeinsam. Unser Zuhause ist weit entfernt. Wir leben allein und ohne Freunde unter Menschen, deren Sprache wir nicht verstehen. Fühlen Sie sich einsam, oder erspart Ihnen das Gott, Ihr Vater?«

»Es gibt schon Zeiten, in denen ich mich einsam fühle«, bekannte nachdenklich der junge Mann aus Barnsley, »vor allem,

wenn ich krank bin. Oft sehne ich mich nach meinen Eltern und Verwandten. Aber dann knie ich nieder und bete, und Gott gibt mir ein Stückchen Himmel ins Herz. Auch wenn das Heimweh nicht immer ganz verschwunden ist, bekomme ich doch neue Kraft.«

»Oh, das ist ja gut.«

Ein paar Männer betrachteten William Burns und meinten dann: »Sie sollten sich den Kopf rasieren lassen und eine chinesische Mütze tragen wie Ihr Freund. Das würde Ihnen viel besser stehen!«

Burns beschloss, dem Vorbild des jungen Mannes zu folgen. Er schrieb an seine Mutter: »Ein junger englischer Missionar – er heißt Hudson Taylor – war in den letzten Wochen mein Gefährte; er in seinem Boot und ich in meinem. Wir haben zusammen viel Gnade und großen Beistand in unserer Arbeit erfahren. Vor vier Wochen, am 29. Dezember, habe ich nun beschlossen, chinesische Kleidung zu tragen. Taylor hat sich dazu schon vor einigen Monaten entschlossen. Musste ich da nicht seinem Beispiel folgen?«

Taylor unterhielt sich mit einigen chinesischen Gästen in der Kajüte seines Bootes, das immer noch bei Nanxung lag.

»Es ist dumm, Götzen zu verehren«, sprach er mit leidenschaftlicher Stimme auf sie ein. »Alle guten Gaben verdanken wir dem einen, wahren und lebendigen Gott.«

»Aber verallgemeinern Sie das nicht ein bisschen? Es gibt doch gute und nutzlose Götzen«, widersprach ihm einer der Chinesen.

»Und welche sind die guten Götzen?«, wollte Taylor wissen.

»Sie sind dort drin«, erwiderte der Mann und zeigte in Richtung des nahe gelegenen Tempels. »Vor vielen Jahren kamen zwei Männer in unsere Stadt. Sie hatten eine Bootsladung Reis, der verkauft werden sollte. Gerade damals herrschte eine große Hungersnot. Als die Fremden das sahen, nahmen sie den Reis und verteilten ihn unter die Ärmsten. Doch dann wagten sie sich nicht mehr nach Hause.«

»Und warum nicht?«

»Weil sie den Reis verschenkt hatten, anstatt ihn zu verkaufen.«

»Gehörte er ihnen denn nicht?«

»Nein, er gehörte ihrem Herrn. Und weil sie vor ihm Angst hatten, ertränkten sie sich hier im Fluss. Die Leute haben dann behauptet, die beiden seien Götter gewesen. Sie stellten Bilder auf, die sie darstellen sollten. Den Tempel da drüben haben sie gebaut, und seitdem werden die beiden Männer verehrt.«

»Aber eure Götter waren dann doch nur Menschen. Dazu noch Menschen, die ihren Herrn bestahlen und ein Unrecht begingen, indem sie sich selbst umbrachten.« Zum ersten Mal konnte Taylor nun seinen Gästen von dem wahren und lebendigen Gott erzählen, der seinen einzigen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben haben.

Seiner Schwester berichtete Hudson damals: »Wie gern würde ich Dir vom Wirken des Heiligen Geistes hier an diesem Ort erzählen. Doch es gefiel dem Herrn nicht, uns das zu gewähren. Dennoch haben viele Menschen hier einiges über den Weg zum Heil erfahren, einige sind sogar im Gebet mit uns niedergekniet und haben bekannt, dass sie an die Wahrheit unserer Lehre glauben.«

Rückschauend auf die Zeit mit Burns schrieb Hudson: »Diese glücklichen Monate waren eine unaussprechliche Freude, fast eine Gnade für mich. Es ist wunderbar zu sehen, wie sehr dieser Mann das Wort Gottes liebt. Sein hingebungsvolles Leben und sein ständiger Umgang mit Gott machten die Gemeinschaft mit ihm zu einem Erlebnis, das mich bis ins Innerste meines Herzens bewegt hat.«

Zurück in Shanghai gingen Hudson Taylor und William Burns an einem Winterabend zum wöchentlichen Gebetstreffen bei Dr. Medhurst. Ein christlicher Kapitän – er hieß Bowers – nahm ebenfalls an dem Treffen teil. Er war gerade mit seinem Schiff von Shantou[25] nach Shanghai gekommen. Dieser Kapitän nun bat die

25 A. d. H.: Gelegentlich, besonders in älteren Veröffentlichungen, als »Swatow« bezeichnet.

Gruppe sehr eindringlich, für Shantou zu beten. Denn – so betonte er immer wieder – die Hafenstadt könne sehr rasch zum Zentrum für die Missionsarbeit werden.

»Dort leben Menschen aller Nationalitäten«, berichtete er. »Warum also nicht auch Missionare? Freilich – der Missionar, der dort hingeht, muss bereit sein, sein Los mit dem Abschaum der chinesischen Gesellschaft zu teilen.«

Shantou liegt etwa 1200 Kilometer südlich von Shanghai. Obwohl die Stadt kein Vertragshafen war und ausländischen Händlern vom Gesetz her also nicht offenstand, hatten sich zahlreiche ausländische Händler auf einer der Hafeneinfahrt vorgelagerten Insel niedergelassen – und das mit stillschweigender Duldung sowohl der eigenen Konsulate als auch der chinesischen Behörden. Wie denn überhaupt Begriffe wie Ehre, Recht, Ordnung bei der Bevölkerung von Shantou nichts als Fremdwörter waren. Gehandelt wurde vor allem mit Opium und Menschen. Tausende – Männer, Frauen und Kinder – wurden als Kulis verkauft.

Taylor konnte einfach nicht vergessen, was Kapitän Bowers gesagt hatte. Er hatte das Gefühl, dass Gott ihn nach Shantou rief. Doch welches Opfer wäre damit für ihn verbunden!

»Ich hatte nie einen solchen geistlichen Vater gehabt wie Burns. Nie habe ich eine so frohe Gemeinschaft genossen. Konnte es also Gottes Wille sein, dass wir uns trennen?«

Unglücklich, mit sich selbst uneins, ging er ein paar Tage später mit Burns zu Pastor Reuben Lowrie[26]. Nach dem Essen versammelten sich alle um das Klavier, und Mrs Lowrie sang ein Glaubenslied, das Taylor nie zuvor gehört hatte – »Der Ruf des Missionars«.

26 A. d. H.: Presbyterianischer Chinamissionar aus den USA. Er starb bereits 1860 im Alter von 32 Jahren.

»Doch ich will gehen!
Ich darf nicht länger zögern,
Lass Freunde, eitle Hoffnungen zurück
Und jedes Band, an das mein Herz gebunden …
Ob mir beschieden sei Sturm oder Sonnenschein,
Ob bitter oder süß sein mag mein Kelch,
Von nun an ist mein einziges Gebet:
›O Herr, heilige mich
Und gib mir Kraft für diesen schweren Kampf.‹«

Hudson war so bewegt, dass er kaum sprechen konnte. Er bat Burns, ihn auf dem Heimweg zu begleiten. Vor dem Haus am Südtor angekommen, brach er in Tränen aus.

»Gott hat mir gezeigt, dass ich nach Shantou gehen soll, dass ich dort für ihn arbeiten soll. Doch ich wollte nicht, um keinen Preis. Ich wollte nicht von Ihnen getrennt werden, wollte nicht die Zeit unseres gemeinsamen Dienstes beenden.«

Überrascht sah ihn Burns an, doch eher freudig als schmerzlich bewegt.

»Auch ich habe den Ruf des Herrn nach Shantou gehört«, sagte er schließlich. »Und mir ging es ebenso wie Ihnen. Aber jetzt können wir ja unseren gemeinsamen Dienst fortsetzen.«

Niemand war mehr begeistert als Kapitän Bowers, nachdem er die Neuigkeit erfahren hatte. In seiner Begeisterung bot er den beiden Missionaren eine kostenlose Fahrt auf seinem Schiff an. Und so verließen sie Shanghai am 6. März 1856. Was würde sie wohl in Shantou erwarten?

16 Unruhige Nächte

Die Reise dauerte sechs Tage. Shantou liegt in einer sehr schönen Landschaft, umgeben von hohen Hügelketten und kleinen, fruchtbaren Tälern, in denen tropische Bäume, Sträucher, Kakteen, Palmen und Bananen wachsen. Doch welcher Kontrast dazu die Menschen!

»Die Leute hier sind arm, verelendet und böse«, schrieb Hudson Taylor. »Sie sind aggressiv, gewalttätig und haben so gar nichts von der kultivierten Lebensart der Chinesen, die ich bisher kennengelernt hatte.«

Keiner der beiden Missionare verstand Chaozhou, den Dialekt, der in der Stadt gesprochen wurde. Burns konnte Kantonesisch sprechen, und sie trafen einen Kantonesen, der mit dem obersten Beamten Shantous verwandt war. Der Mann freute sich so sehr, dass ihn jemand in seinem Dialekt anredete, dass er all seinen Einfluss geltend machte, um ein Zimmer für die beiden Missionare aufzutreiben. Und tatsächlich hatten sie schon bald ein Zimmer. Es lag über einem Weihrauchgeschäft und war mit der Leiter durch eine Öffnung im Boden zu erreichen.

Sie teilten den Raum in drei kleinere Bereiche auf. Taylors »Zimmer« lag im Süden, Burns wählte die Nordseite, und den Streifen im Westen nutzten sie als Arbeitszimmer. Ein Laken sowie ein paar Regale dienten als Raumteiler. Ihr Vermieter versprach ihnen zudem einen besonderen Luxus: eine Falltür! Die Betten bestanden aus einigen Kiefernbrettern, der Tisch aus dem Deckel einer Kiste, den sie auf zwei Bücherstapel legten.

»Hätten Sie da nicht etwas Besseres finden können?«, fragte Kapitän Bowers in tadelndem Ton bei seinem ersten Besuch.

Burns lachte. »Ich lebe lieber abenteuerlich mitten unter den Chinesen als komfortabel und bequem in der Ausländerkolonie.«

»Wie viel verlangt man denn für das Zimmer?«, wollte Bowers schließlich wissen.

»Zehn Dollar pro Monat.«

»Zehn Dollar pro Monat!«, rief Bowers. »Mr Burns, da könnte ich mir ja keine einzige Zigarre mehr leisten!«

Eines Nachts hörte Hudson Taylor nicht weit entfernt durchdringende Schreie von Frauenstimmen. Erschrocken wollte er wissen, was das zu bedeuten hatte.

»Das sind bestimmt Frauen, die man in eines der Bordelle gebracht hat«, lautete die eher gleichgültige Antwort. »Sie wollen nicht als Prostituierte arbeiten, aber man foltert sie so lange, bis sie sich fügen. Das ist hier so üblich.«

Mindestens noch zwei Stunden lang waren die Schreie zu hören. Wie sehr brauchte Shantou Christus!

Ende März trafen sie einen alten Bauern, der gut lesen konnte. Eine nicht gerade alltägliche Fähigkeit. Hellauf begeistert nahmen sie ihn sofort als Chaozhou-Lehrer für Hudson in ihre Dienste. An jedem Tag sprachen und lasen die beiden nun ein paar Stunden zusammen. Taylor machte dabei so gute Fortschritte, dass er schon nach wenigen Wochen allein arbeiten konnte.

Einmal war er mit seinem Diener unterwegs. Sie kamen zu einem Dorf.

»Gibt es hier einen Lehrer und eine Schule?«, wollte Hudson wissen.

»Nein«, antwortete ein alter Mann, der gerade von der Feldarbeit zurückkam. »Letztes Jahr hatten wir einen Lehrer, aber jetzt sind wir zu arm. Wir haben ja kaum noch etwas anzuziehen.« Dabei deutete er auf seine abgetragenen Hosen.

»Wenn ihr kein Opium rauchen und nicht so viel Geld ausgeben würdet, um eure toten Verwandten, die Himmelskönigin und andere Götzen zu verehren«, wandte Hudson kurz angebunden ein, »dann würde es euch viel besser gehen. Ihr erhofft euch Bewahrung, Reichtum und Wohlstand. Aber seht ihr denn nicht, dass

ihr getäuscht worden seid? Eure Götzen haben Augen. Aber können sie euch sehen? Sie haben Ohren. Aber können sie euch hören, wenn ihr betet? Sie haben einen Mund. Aber können sie sprechen? Können sie euch vor Räubern, vor Streit, Krankheit und Unglück bewahren?«

Inzwischen hatten sich etwa 30 oder 40 Leute und eine Menge Kinder um sie versammelt, die alle im Schatten eines mächtigen Banyanbaumes saßen und den beiden angespannt zuhörten.

»Richtig! Richtig!«, stimmten einige zu. »Unsere Götzen sind tatsächlich nicht viel wert.«

»Und doch es gibt einen, den ihr verehren solltet«, forderte Hudson Taylor sie nun auf. »Es ist der große Vater, der den Himmel, die Erde, die Menschen und alle Dinge geschaffen hat. Wenn ihr euch ihm zuwendet, dann vergibt er euch eure Sünden. Glaubt an diesen wunderbaren Retter, dann werdet ihr Frieden finden – im Leben und im Sterben. Und auf diesen Vater könnte ihr euch wirklich verlassen!«

Niemals mehr vergaß Taylor jene langen heißen Sommermonate in seinem Zimmer über dem Weihrauchgeschäft. Das Dach des Hauses wurde so heiß, dass man die Ziegel nicht einmal hätte anfassen können. Also bastelte sich Taylor eine »punkah«, indem er ein Laken am Dachgebälk aufhängte. So konnte er sich Luft zufächern, wenn er im Bett lag oder auf seinem Stuhl saß. Er brauchte dazu nur an einem Strick zu ziehen.

Briefe aus der Heimat linderten seine Einsamkeit. Von seinem alten Freund Benjamin Broomhall erreichte ihn die gute Nachricht, dass er und Amelia sich verlobt hatten; ja, mehr noch: dass sie sogar daran dachten, als Missionare nach China zu kommen! Hudson war außer sich vor Freude und schickte den beiden sofort seine Glückwünsche. Wenn Benjamin wirklich nach China kommen wolle, so riet ihm Hudson, dann solle er sich unbedingt vorher ordinieren lassen. Sonst bliebe er den anderen Missionaren gegenüber immer im Nachteil.

Hudson hatte seine Meinung in diesem Punkt inzwischen gründlich geändert. In seiner Bewerbung bei der CES hatte er ja noch ausdrücklich erklärt, dass er die Unterscheidung zwischen Priestern und Laien als nicht notwendig ansehe. Doch inzwischen wäre er sehr froh gewesen, in einer Missionsgesellschaft wie der »Church Missionary Society« arbeiten zu können.

»Wobei es nicht so wichtig ist, wie man Gott dient, sondern dass man ihm in Vollmacht dient. Und nach meinem Eindruck herrscht in der anglikanischen Kirche größere Freiheit als in den meisten Freikirchen.«

Schließlich empfahl Taylor seinem künftigen Schwager noch, er solle besser mit der »London Missionary Society« ausreisen, weil diese besser zu ihm passen würde. Die wertvolle Missionsbibliothek der Gesellschaft, die auch viele chinesische Bücher enthielt, würde Benjamin sicher gut gefallen; außerdem wäre er bei dieser Missionsgesellschaft nicht immer »den Launen eines Bischofs ausgeliefert«.

Enttäuscht äußerte sich Hudson freilich darüber, dass weder Amelia noch Elizabeth Sissons von seinem Entschluss, sich chinesisch zu kleiden, begeistert waren. »Ihr schreibt, dass die chinesische Kleidung auf euch so barbarisch wirkt. Muss dann die englische auf die Chinesen nicht ebenso wirken? … Doch ich kann euch versichern: Hätten wir nicht die einheimische Kleidung, könnten wir keinen einzigen Tag hier bleiben.«

Wieder erreichte Taylor ein deprimierender Brief von Elizabeth. Ihre Mutter war immer noch gegen die Heirat mit ihm, und sie selbst und ihr Vater waren auch weiterhin gegensätzlicher Meinung. Was für eine seltsame Liebesgeschichte!

Seit sechs Monaten hatte die CES Taylor überhaupt kein Geld mehr geschickt. Offensichtlich gingen sie davon aus, dass William Berger ihn ohnehin privat unterstützte. Die Missionsgesellschaft, die anfangs einen wahren Spendenboom erlebt hatte, war inzwischen tief verschuldet. Daraufhin deutete Taylor gegenüber George Pearse an, dass er sich vielleicht von der CES trennen werde. Von Berger erhielt er noch einmal 50 Pfund.

Jahre später schilderte Dr. de la Porte, ein christlicher Arzt, der unter Händlern und Geschäftsleuten arbeitete, wie er Hudson Taylor während seiner Zeit in Shantou kennengelernt hatte. »Ich habe erlebt, wie er abends müde und mit geschwollenen Füßen nach Hause kam, das Gesicht voller Hitzebläschen, die er sich tagsüber geholt hatte. Vollkommen erschöpft warf er sich aufs Bett, um nach nur wenigen Stunden Schlaf wieder aufzustehen und einen neuen Tag voller Mühe und schwerer Belastungen durchzustehen. Ganz offensichtlich stand er bei der chinesischen Bevölkerung in hohem Ansehen, denn er tat viel Gutes für sie. Vielleicht könnte man sein Wirken mit einer Blüte vergleichen, die den herrlichen Duft des Evangeliums um sich herum verbreitet.«

Der Mandarin von Shantou wurde krank, und keiner seiner Leibärzte konnte ihm helfen. Von Freunden hatte er gehört, dass es da einen jungen Engländer gab, der schon viele Kranke geheilt hatte. Also ließ er ihn zu sich rufen. Hudson Taylor berichtete später: »Gottes Segen war mit meiner Arbeit, und der Mandarin wurde gesund. Dafür war er so dankbar, dass er uns riet, ein Haus zu mieten, in dem man ein Krankenhaus und eine Apotheke unterbringen könnte. Mit seiner Erlaubnis bekamen wir das ganze Anwesen, in dem wir bereits wohnten.«

Taylor hatte die meisten seiner Medikamente und auch die chirurgischen Instrumente in Shanghai gelassen. Wieder wurde ihm jetzt die kostenlose Fahrt auf einem Schiff angeboten, damit er seine Ausrüstung nach Shantou holen konnte. Am 5. Juli ging er an Bord der »Wild Flower«. Burns begleitete ihn zum Pier; auch er – wie Taylor – erfüllt von großen Hoffnungen in die Zukunft.

Zehn Tage dauerte die Reise nach Norden. Nach der kräftezehrenden Hitze in Shantou eine Wohltat für Taylor. Sofort nach seiner Ankunft in Shanghai ging er direkt zu den Gebäuden der LMS. Doch welch ein Schock! Ein Brand hatte das Lagerhaus vollkommen zerstört. 30 000 Neue Testamente und fast die gesamte medizinische Ausrüstung Taylors – verbrannt! Lediglich ein paar

chirurgische Instrumente hatten das Feuer überstanden! Nichts mehr mit einer medizinischen Ausrüstung für Shantou! Aber vielleicht könnte er ja zunächst nach Ningbo fahren und Dr. Parker um Hilfe bitten …

Doch damit nicht genug! Elizabeth Sissons hatte ihm geschrieben, dass sie sich entschlossen habe, seinen Heiratsantrag endgültig abzulehnen.

Hudson machte sich auf den Weg nach Ningbo. Geplant war die normale Route über den Großen Kanal und Hangzhou. Er nahm seine beiden Uhren mit und in einer großen Bambuskiste seine Kamera, Fotos, seine Insektensammlung, ein paar medizinische Instrumente, eine Konzertina, einige wertvolle Bücher über die chinesische Sprache und die unentbehrlichen »pugai«, seine Decken.

Nach vierzehntägiger Wanderung erreichten er und sein Diener Youxi die Stadt Shimenwan.[27] Weil der Große Kanal zu wenig Wasser führte, konnte er sich auf keinem Schiff einmieten, sondern musste Kulis anheuern, die sein Gepäck fast 30 Kilometer weit bis Haining trugen. Doch bereits nach zehn Kilometern merkte er, dass seine Kulis – starke Opiumraucher – am Ende ihrer Kräfte waren. Zu allem Überfluss erklärte ihm noch Youxi, er wolle einen Freund besuchen, der in der Stadt Shimenxian wohne. Ärgerlich über die erneute Verzögerung erlaubte es ihm Hudson nicht. Gleichwohl ließ er Youxi zurück und gab ihm den Auftrag, noch mehr Kulis anzuheuern. Er selbst ging voraus. In Changan wartete er auf Youxi und die Kulis, doch niemand kam.

27 A. d. H.: Obwohl die genaue Lage dieser Stadt und diejenige des nachfolgend erwähnten Shimenxian nicht ermittelt werden konnte, steht fest, dass diese beiden Städte irgendwo zwischen Shanghai und Hangzhou liegen (wobei sie heute möglicherweise andere Namen tragen). Dass Hudson Taylor und seine Begleiter für dieses Teilstück der Strecke bis Ningbo 14 Tage brauchten, ist allerdings erstaunlich. Die Entfernung zwischen Shanghai und Hangzhou (das sie bei den geschilderten Zwischenfällen noch nicht einmal erreicht hatten) beträgt – selbst wenn man kleine Umwege einrechnet – etwa 200 Kilometer.

Nachdem er eine unruhige Nacht in einer schmutzigen Gaststätte hinter sich gebracht hatte, wanderte er am nächsten Tag nach Haining. Dorthin sollte – angeblich! – sein Gepäck gebracht worden sein. Doch weder von seinem Gepäck noch von irgendwelchen Kulis irgendeine Spur. Zu allem Unglück fand er auch keine Unterkunft und musste im Freien auf den Stufen eines Tempels schlafen, wo er nur mit allergrößter Mühe verhindern konnte, ausgeraubt zu werden.

Am folgenden Tag blieb ihm nichts anderes übrig, als nach Changan zurückzukehren. Bis zum Mittag versuchte er herauszubekommen, wo sein Diener mit den Kulis geblieben war – vergeblich.

Nachdem er gegessen, geschlafen und seine wundgelaufenen Füße versorgt hatte, machte er sich auf den Weg nach Shimenxian, wohin zwei Tage zuvor Youxi hatte gehen wollen. Unterwegs fiel ihm ein, dass er am Abend vorher vergessen hatte, Gott um eine Unterkunft für die Nacht zu bitten. Er fühlte sich schuldig, weil er sich so viele Sorgen um die paar Sachen gemacht hatte, die ihm abhandengekommen waren, und so wenig Sorgen um die Menschen ringsum, die nichts von Jesus wussten.

»Wie stark empfand ich in diesem Augenblick die große Liebe Jesu!«, berichtete er. »Ich betete für mich, für die Freunde in England und für meine Geschwister in der Arbeit. Ich dachte nicht einmal an den Weg, den ich zu gehen hatte, und war doch schon am Ziel angekommen.«

Vor dem Südtor von Shimenxian trank er eine Tasse Tee, erkundigte sich nach seinem Gepäck – wieder ohne Erfolg – und predigte vor ein paar Leuten. Als er sich gerade auf den zehn Kilometer langen Fußmarsch nach Shimenwan machen wollte, traf er einen seiner Kulis und erfuhr, dass Youxi mit dem Gepäck zuletzt auf dem Weg nach Hangzhou gesehen worden war. Nun blieb ihm nichts weiter übrig, als mit einem Boot nach Shanghai zurückzukehren.

Die Nacht verbrachte er auf einem Boot, das im trockenen Flussbett festlag.

Gleich bei Sonnenaufgang zog er los, um eine Passage nach Shanghai zu buchen. Doch wie groß war seine Enttäuschung, als er feststellen musste, dass an diesem und vielleicht sogar auch am nächsten Tag kein Passagierboot auslaufen würde. Der Fluss führte immer noch zu wenig Wasser.[28]

»Was ist mit den Postbooten?«

»Diese sind schon abgefahren.«

In diesem Moment entdeckte Hudson in der Ferne ein Postboot, das wohl unerwartet aufgehalten worden war. Er rannte, so schnell er konnte, bis er es eingeholt hatte. »Fahren Sie nach Jiaxing?«, schrie er völlig außer Atem.

»Nein!«

»Fahren Sie wenigstens in die Richtung?«

»Nein!«

»Können Sie mich wenigstens ein Stück weit mitnehmen?«

»Nein!«

Das war zu viel! Bewusstlos brach Hudson Taylor zusammen.

»Er spricht reinen Shanghaier Dialekt«, hörte Hudson eine Stimme sagen, als er wieder zu sich kam.

Der dies sagte, hielt sich auf einem großen Passagierboot auf, das sich auf der anderen Seite des Kanals befand. Ganz offensichtlich hatten ein paar Männer seine Rufe gehört, bevor er das Bewusstsein verlor. Sie schickten ihr Beiboot los, um ihn zu holen, und so war er an Bord gekommen.

Das Passagierboot kam aus Shanghai und war auf dem Weg nach Süden, konnte freilich wegen des seichten Wassers nicht weiterfahren. Die Mannschaft flößte ihm etwas Tee ein und gab ihm auch etwas zu essen. Dann konnte er seine Füße, die über und über mit Blasen bedeckt waren, in heißem Wasser baden.

28 A. d. H.: Aus dem Zusammenhang geht nicht hervor, welcher Fluss gemeint oder ob der oben erwähnte Große Kanal damit identisch ist. Fest steht, dass dieser Kanal in der Region zwischen Shanghai und Hangzhou in ein weit verzweigtes Netz von natürlichen Wasserläufen integriert wurde.

Mitleidig hörten sich die Männer auf dem Boot seine Geschichte an. Sie riefen nach jedem Boot, das nach Norden fuhr, um zu erfahren, ob es nach Shanghai unterwegs war. Doch auch sie hatten keinen Erfolg.

»Ich bin zu erschöpft, um zu Fuß nach Jiaxing zu gehen«, sagte ihnen Taylor. »Ich habe aber auch kein Geld, um mit dem Postboot zu fahren. Im Moment weiß ich wirklich nicht, wie der Gott, dem ich diene, helfen wird. Aber er wird mir helfen. Auf jeden Fall! Und daran werdet ihr erkennen, dass es wahr ist, was ich und die anderen Missionare euch in Shanghai predigen! Jetzt will ich ihm einfach da dienen, wo ich gerade bin.«

Also ging er mit dem Kapitän an Land und wollte im nahe gelegenen Tempel predigen. Doch als sie auf die Stadt zugingen, machte ihn der Kapitän ganz aufgeregt auf etwas aufmerksam.

»Sehen Sie mal, da ist ein Postboot! Vielleicht fährt es ja nach Shanghai.«

»Vielleicht«, antwortete Taylor. »Aber, wie gesagt, ich habe nicht genug Geld, um die Fahrt zu bezahlen.«

Der Kapitän ließ sich nicht aufhalten. Da rief Taylor nach den Leuten im Boot. Und tatsächlich! Zielhafen war eine Stadt – nur etwa 15 Kilometer von Shanghai entfernt. »Dieser Herr hier ist ein Ausländer, der in Shanghai lebt«, rief der Kapitän. »Er ist ausgeraubt worden und hat nicht genug Geld, um nach Hause zu kommen. Wenn ihr ihn so weit mitnehmt, wie ihr fahrt, und ihm dann für den Rest des Weges eine Sänfte mietet, wird er euch in Shanghai bezahlen. Mein Boot liegt da drüben im seichten Wasser und kommt nicht mehr weiter. Ich bürge für diesen Herrn! Wenn er euch in Shanghai nicht bezahlt, dann werde ich euch das Geld geben, sobald ihr wieder hier seid.«

»Einverstanden!«, riefen die Männer vom Postboot und nahmen Hudson Taylor an Bord.

Postboote sind lang und schmal. Sie fahren erstaunlich schnell, wenn sie auch nur von zwei Männern bewegt werden, die mit Händen und Füßen rudern. Viel Platz gibt es da nicht. Außerdem muss

man die ganze Zeit liegen, denn auch nur eine einzige ungeschickte Bewegung kann das Boot zum Kentern bringen. Taylor störte das alles nicht! Er war überglücklich, sich endlich ausruhen zu können und wohlbehalten in Shanghai anzukommen.

17 Die Tragödie auf dem Kanal

Wie aber sollte sich Hudson Taylor Youxi gegenüber verhalten, der sich ganz offensichtlich mit Taylors Besitz aus dem Staub gemacht hatte?

Zunächst sandte Hudson einen Boten nach Shimenxian, der herausfinden sollte, ob Youxi vielleicht im »yamen« eines Mandarins in Haft war. Denn dass Youxi Hudsons Gepäck gestohlen hatte – das stand inzwischen fest.

Ein paar Sachen vermisste Hudson besonders: ein Foto von Amelia, seine Konzertina, ein Choralbuch, eine Bibel, die ihm seine Mutter geschenkt hatte, ganz zu schweigen von seinen geliebten Landkarten und den Kleidern.

Natürlich hätte er alles auf dem Rechtsweg regeln können, und in der Tat hatten ihm einige Leute dringend dazu geraten. Doch je mehr er darüber nachdachte und betete, umso mehr schreckte er vor einem solchen Schritt zurück. Wie oft hatte er für Youxis Bekehrung gebetet. Wenn er nun die Behörden einschaltete, die Youxi mit Sicherheit ins Gefängnis werfen würden, dann handelte er doch nicht im Sinne Christi. Wäre er dann für Youxi überhaupt noch glaubwürdig?

Also entschied er sich, Youxi einen »offenen, ehrlichen Brief« zu schicken. »Ich weiß genau, was Du getan hast«, schrieb er ihm darin. »Mein erster Gedanke war, die Sache im ›yamen‹ zu melden. Aber wenn wir Christus nachfolgen wollen, müssen wir Böses mit Gutem vergelten. Deswegen werde ich Dich nicht anzeigen. Dennoch bist Du der eigentliche Verlierer. Ich vergebe Dir aber von Herzen und bitte Dich inständig, dem kommenden Zorn zu entfliehen.« Ob er vielleicht doch die ausländischen Bücher und Papiere, die für ihn ja schließlich wertlos seien, wieder zurückschicken könnte?

Die Briefe nach Hause, in denen Hudson den Vorfall und seine

Reaktion darauf beschrieb, wurden in Auszügen im *Gleaner* veröffentlicht. Georg Müller las sie in Bristol – wobei Müller fest davon überzeugt war, dass die radikalen Gebote Jesu ernst genommen werden sollten. So konnte die Bergpredigt als ärgerlich – ja, als anstößig – gelten, wenn man sie nur mit halbem Herzen befolgte. Was für ein wunderbares Abenteuer aber war sie, wenn ein Jünger, der sich ganz seinem Herrn anvertraute, sie in die Praxis umsetzte. Hier war ein junger Mann, der das ganz offensichtlich glaubte und auch danach handelte. Müller betete für ihn, schrieb ihm einen freundlichen Brief und legte 40 Pfund bei. Ungefähr so viel hatte Taylor durch den Diebstahl verloren. Es war die erste von vielen Gaben, die Müller schickte.

Ungeachtet aller Misserfolge ließ sich Hudson Taylor nicht entmutigen. Er machte sich wieder auf den Weg nach Ningbo. Vielleicht konnte Dr. Parker ihm ja doch helfen und wenigstens ein paar der durch das Feuer verlorenen medizinischen Instrumente ersetzen. Diesmal verlief die Reise gut und ohne Zwischenfälle. Bei diesem Besuch lernte Taylor übrigens John und Mary Jones kennen. John Jones vertrat die CES in Ningbo. Das Ehepaar war mit der Bereitschaft nach China gekommen, mit dem zufrieden zu sein, was die CES ihnen geben konnte, ohne die Gesellschaft zu einer bestimmten Gehaltszahlung zu verpflichten. Für sie war die Frage ihres Lebensunterhalts eine Sache ihres Gottvertrauens. Hudson Taylor und John Jones verstanden sich auf Anhieb hervorragend, sie wurden schnell Freunde.

Fast zwei Monate lang arbeitete Hudson in Parkers Klinik in Ningbo. Einmal in der Woche aßen die Parkers bei Miss Aldersey und den beiden Dyer-Töchtern, die mit dieser bemerkenswerten Dame zusammenarbeiteten. So wie England von einer Frau – der Königin Victoria – regiert wurde, so war Miss Aldersey das Oberhaupt der Briten in China; zumindest behaupteten das einige Leute in Ningbo. Angeblich sollte sogar der britische Konsul von ihr Weisungen empfangen.

Als den Bewohnern der Stadt einmal ein Erdbeben drohte, führten sie dieses Beben auf Miss Alderseys magische Kräfte zurück. Hinter vorgehaltener Hand flüsterten sich die Chinesen zu, sie sei vor Tagesanbruch auf die Stadtmauer gestiegen und habe eine Flasche geöffnet, in der sich mächtige Geister befanden, die letztendlich die Säulen der Erde ins Wanken gebracht hätten. Tatsächlich ging Miss Aldersey zu jeder Jahreszeit morgens um fünf Uhr auf der Stadtmauer spazieren, im Winter angeführt von einem Mann mit Laterne. Und in der Flasche, die sie bei sich trug, wirkten in der Tat kräftige Geister – ihr Riechsalz nämlich, das sie regelmäßig gegen ihre Kopfschmerzen gebrauchte oder »um üblen Gerüchen entgegenzuwirken«. Ob es freilich so stark war, um ein Erdbeben auszulösen …?

Die Schule, die Miss Aldersey zusammen mit Burella und Maria Dyer führte, war die erste Mädchenschule, die protestantische Missionare in China gegründet hatten. Zudem waren Burella und Maria die einzigen unverheirateten jungen Damen weit und breit. Schon von Kindesbeinen an sprachen sie Chinesisch, und für den Ningbo-Dialekt galten sie als regelrechte Experten. Vor allem aber brachten sie ein wenig Sonne und Leben in die Ausländer-Siedlung der Stadt. Wir wissen nicht, welchen Eindruck die beiden Mädchen auf Hudson Taylor machten. Maria aber gefiel dieser junge Mann von Anfang an so gut, dass sie »die Angelegenheit sofort vor Gott brachte«.

Am 15. September 1856 erhielt Hudson Taylor 20 Pfund von William Berger. Eine höchst willkommene Gabe. Konnte doch Hudson Taylor damit die Medikamente und Instrumente bezahlen, die Parker ihm gegeben hatte. Drei Tage später bekam er noch einmal 40 Pfund von Berger. Taylor war so dankbar dafür, dass er 50 Dollar für den Bau von Parkers Krankenhaus beisteuerte.

Gegen Ende des Monats verließ Taylor Ningbo und fuhr mit John Jones und dessen Sohn Tom nach Shanghai. Tom war sehr krank gewesen und sollte sich dort erholen. Kaum war Hudson

abgesegelt, da stellte Maria Dyer mit einiger Verwirrung fest, dass sie ihn vermisste – ihn sogar sehr vermisste.

In Shanghai war inzwischen wieder eine Spende William Bergers angekommen. Berger hatte Taylor in einem Jahr 300 Pfund geschickt, die Hudson übrigens bitter nötig hatte, denn die CES überwies nur einen Bruchteil von dem, was sie Taylor zugesagt hatte.

Gerade als er wieder nach Shantou aufbrechen wollte, erreichte ihn ein Brief von William Burns; merkwürdigerweise nicht aus Shantou, sondern aus Guangzhou. Burns schrieb, er und zwei chinesische Mitarbeiter seien verhaftet und ins Gefängnis geworfen worden. Sechs Wochen lang habe man sie festgehalten und dann dem Konsul in Guangzhou übergeben. Zumindest vorläufig schien es also nicht geraten, nach Shantou zu fahren. »Musste ich darin nicht die Hand Gottes sehen«, so schrieb er viele Jahre später, »der die Tür verschloss, durch die ich so gern gegangen wäre?«

In der Tat gab es gute Gründe für Hudson Taylor, sich in Ningbo niederzulassen. Dort waren seine CES-Kollegen: William Parker, der sich schon gut eingelebt hatte und dabei war, sein Krankenhaus zu bauen, oder John Jones, der dringend einen erfahrenen Evangelisten als Begleiter brauchte. Und dann … Burella und Maria Dyer? Welche Gründe es denn auch gewesen sein mögen – jedenfalls beschlossen Hudson Taylor, Jones und dessen Sohn Tom, gemeinsam dorthin zurückzufahren.

Sie mieteten eine Dschunke und nahmen Peter mit, einen jungen Chinesen, den William Parker in England kennengelernt und auf seiner Reise nach China als Diener und Lehrer angestellt hatte. Peter, der kein Christ war, hatte Parker in einem Brief gefragt, ob er nach Ningbo kommen und für ihn arbeiten könne, und Parker hatte zugestimmt.

Eines Morgens saß Taylor in seiner Kajüte und bereitete Bücher und Traktate zum Verteilen vor. Peter schlenderte auf der Dschunke herum. Schon oft hatte man ihn vor seiner leichtsinnigen Angewohnheit gewarnt, auf der schmalen Leiste an der Außenseite der

Kajüte entlangzuklettern, wenn er von einem Bootsende zum anderen gehen wollte. Plötzlich hörte Hudson Taylor einen Schrei. So schnell er konnte, lief er aus seiner Kajüte an Deck. Peter war kopfüber in den Kanal gestürzt. Das Wasser war zwar immer noch recht niedrig, aber irgendwo dort unten steckte Peter im tiefen Schlamm! Die Bootsleute schauten hilflos drein. Ein kräftiger Wind trug die Dschunke rasch vorwärts, obwohl sie gegen eine starke Strömung fuhren.[29] Keiner wusste, wie weit sie Peter schon hinter sich gelassen hatten.

Taylor beeilte sich, das Segel einzuziehen. Dann sprang er ins Wasser und suchte verzweifelt nach Peter. Auf einmal entdeckte er ein Fischerboot mit Schleppnetzen und Haken.

»Hierher!«, schrie er. »Ein Mann ist am Ertrinken! Kommt schnell und werft euer Netz hier aus!«

»Aber doch nicht jetzt! Wir wollen fischen«, antworteten die Männer.

»Es geht doch nicht darum, ob es euch passt! Ein Mann ertrinkt! Hört ihr?«

»Wir müssen jetzt fischen und können nicht kommen!«

»Fischen könnt ihr doch noch später. Ich gebe euch mehr Geld, als ihr mit euren Fischen verdienen könnt. Aber jetzt kommt, rasch!«

»Wie viel Geld wollen Sie uns denn geben?«

Hudson meinte, seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. »Darüber können wir doch jetzt nicht reden! Beeilt euch, sonst ist es zu spät! Ich gebe euch fünf Dollar.«

---

29 A. d. H.: Grundsätzlich gab es zwei Möglichkeiten, um auf dem Wasserweg von Shanghai nach Ningbo zu gelangen (Entfernung je nach Route zwischen ca. 200 und 330 Kilometern): auf der oben bereits hinreichend beschriebenen Route, die den Großen Kanal und verschiedene natürliche Wasserläufe nutzte, oder auf der Route entlang der Küste des Ostchinesischen Meeres (was natürlich nur dann infrage kam, wenn man über halbwegs hochseetüchtige Wasserfahrzeuge verfügte). Der Kontext (u. a. die Umstände des Ertrinkens von Peter) scheint hier die erstgenannte Route nahezulegen.

»Für fünf Dollar machen wir das nicht. Geben Sie uns 20 Dollar!«

»So viel habe ich nicht. Kommt schnell, und ich gebe euch alles, was ich habe!«

»Wie viel ist das?«

»Ich weiß es nicht genau, vielleicht 14 Dollar.« Endlich bequemten sich die Fischer, mit ihrem Boot herüberzukommen. Aber auch jetzt hatten sie es nicht besonders eilig. Sie warfen ihr Netz aus und hatten – tatsächlich! – innerhalb einer Minute Peter gefunden. Doch Peter gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Er hatte wohl zu lange unter Wasser gelegen. Dennoch versuchte Taylor, ihn durch Mund-zu-Mund-Beatmung zu retten. Immer vom Lamentieren der Fischer begleitet, die lauthals beklagten, dass er sie nicht sofort bezahlte.

Doch alle seine Anstrengungen waren vergeblich: Peter war tot.

Taylor wusste nur zu gut, wie die Chinesen über den Tod dachten und welche Angst sie vor Geistern hatten. Was mochte da noch auf sie zukommen! Sie fuhren nach Shanghai zurück, doch das Wetter war für ihre Reise sehr ungünstig, sodass sie viel Zeit brauchten. Hinzu kam, dass sie mit ihrer schaurigen Fracht mehr und mehr Anstoß erregten.

In Shanghai suchte Hudson nach Peters Verwandten. Seine Mutter wollte die Leiche ihres Sohnes nicht haben; versuchte aber, Hudson so viel Geld wie möglich abzuknöpfen. Viele Stunden später, nach langem Geschrei, Geheule und Gefeilsche, waren die Verwandten endlich bereit, die Leiche zu nehmen. Taylor gab ihnen fünf Dollar für die Beerdigung.

»Dieser Vorfall hat mich sehr, sehr traurig gemacht«, schrieb er über dieses Ereignis. »Er war sehr bezeichnend, und er schloss mir eine noch viel traurigere Realität auf. Waren nicht diese Fischer im Grunde schuld am Tod des armen Chinesen? Sie hätten ihn doch retten können, wenn sie es nur gewollt hätten! Ja, natürlich! Sie waren schuldig. Und doch! Bevor wir unser Urteil über sie fällen, sollten wir einen Augenblick innehalten, damit nicht jemand

zu uns sagt: ›Du bist der Schuldige!‹ Denn wenn es so hartherzig und böse ist, den Körper eines Menschen nicht retten zu wollen – wie viel schlimmer ist es, die Seele eines Menschen dem Verderben zu überlassen und wie Kain zu sagen: ›Bin ich meines Bruders Hüter?‹[30]

Jesus befiehlt uns, er befiehlt es mir, und er befiehlt es dir, in alle Welt zu gehen und das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen!«

30 A. d. H.: 1. Mose 4,9.

18 Finstere Pläne

Wenn ihr im Osten durch das Salztor nach Ningbo hineinkommt, dann geht die Hauptstraße entlang, an der alten Pagode vorbei und überquert den Kanal über die holprige Steinbrücke. So gelangt ihr direkt in eine enge Straße, die zum Sonnen- und zum Mondsee führt, vorbei an einem großen Konfuzius-Tempel. Dann«, so schrieb Hudson Taylor seinen Freunden in der Heimat, »geht ihr etwa einen knappen Kilometer die gepflasterte Hauptstraße hinunter. Solltet ihr da einen Mann entdecken, der eine große bronzene Glocke läutet, bleibt bei ihm stehen. Er wird euch einladen, hereinzukommen und das Evangelium zu hören. Sobald ihr den ordentlich gepflasterten Hof durchquert habt, betretet ihr die große Eingangshalle. Dort werdet ihr uns entdecken, wie wir auf euch warten und gerade anfangen wollen.«

Ein paar Wochen, nachdem Hudson mit John Jones und dessen Sohn Tom in Ningbo angekommen war, zog er ins Dachgeschoss über einem Schulraum in der Bridge Street. Den Klassenraum benutzte Parker. Sobald die Kinder den Raum verlassen hatten, wurde aus der Eingangshalle eine Kapelle.

Obwohl der Winter eher mild war, konnte Taylor jeden Morgen seine Initialen in den Schnee schreiben, der sich auf seiner Bettdecke angesammelt hatte. »Das Dach eines chinesischen Hauses kann zwar den Regen abhalten, wenn er nicht zu stark ist, aber vor Schnee kann es nicht schützen. Der dringt durch alle Spalten und Ritzen!« Das Dachgeschoss war mit Bretterwänden in vier, fünf kleinere Räume unterteilt. Taylor hatte die Wände getüncht und die Risse – so gut es eben ging – mit Tapete überklebt.

Parker – der inzwischen einen gut bezahlten Vertrag als Arzt für die Handelsschiffe hatte – konnte bereits auf einem Grundstück am Flussufer außerhalb des Salztores mit dem Bau seines

neuen Krankenhauses beginnen. In der Stadt und der Umgebung genoss er als Arzt einen hervorragenden Ruf, und so strömten die Patienten nur so zu ihm.

Während Hudson Taylor Parker bei der medizinischen Arbeit unterstützte, schloss sich John Jones Frederick Gough von der CMS an und predigte mit ihm zusammen in den zur Straße hin offenen Teegeschäften. Mary Gough wiederum nahm Mary Jones mit, wenn sie chinesische Frauen zu Hause besuchte. Und Taylor schloss sich häufig Gough und Jones an, wobei er es immer perfekter lernte, im Ningbo-Dialekt zu sprechen.

Die Familie Jones mietete sich mitten in der Stadt – in der Nähe des Osttores – ein Haus von amerikanischen Presbyterianern. Ein paar Straßen weiter lagen das Haus und die Schule von Miss Aldersey.

Sie lud John und Mary Jones, aber auch Hudson Taylor zum Abendessen ein; wobei ihr dieser – wie sie sagte – »exzentrische« junge Mann nicht sonderlich gefiel. Er gehörte keiner angesehenen Denomination an, und er kleidete sich doch tatsächlich wie ein Chinese! Unerhört! Zu allem Überfluss hatte er sich auch noch die Haare lang wachsen lassen und sie zu einem regelrechten »bianzi« geflochten. Was die gute Miss Aldersey freilich nicht wusste: Das jüngere der beiden Dyer-Mädchen war von diesem »exzentrischen« jungen Mann geradezu fasziniert. In fast jedem ihrer Gebete tauchte die heiße Bitte auf, er möge sie doch endlich einmal beachten.

Hudsons Freund, der verwitwete John Burdon, hatte sich in Burella verliebt. Die beiden wollten sich bald verloben. Und der etwa 40-jährige Joseph Edkins hatte Maria einen Heiratsantrag gemacht, worüber sie allerdings nur gekichert hatte. Edkins war zu schüchtern, um noch einmal bei Maria sein Glück zu versuchen, wenn auch einige meinten, Burdons Erfolg könnte auch ihm wieder neuen Mut machen.

Nach dem Abendessen bei Miss Aldersey beschrieb Hudson Taylor Maria als »ein gut aussehendes Mädchen, das freilich

ein klein wenig schielt«. Er hatte bemerkt, dass sie ungewöhnlich gut Chinesisch sprach (am besten konnte es wohl ein junger Beamter namens Robert Hart). Und man hatte ihm erzählt, dass ihr Vater sie auf dem Sterbebett dem Missionsdienst verpflichtet hatte und dass sie ein sehr ernstes, aufrichtiges und fleißiges Mädchen sei. Andere wieder schilderten sie als lebhaft, witzig und intelligent. Sie hatte feines, hellbraunes Haar und eine schlanke, hübsche Figur. Die Dyers waren eine begabte Familie. Marias Vater hatte in Cambridge Jura studiert, bevor er 1827 als Missionar nach Penang gegangen war.

Eines Tages war Maria bei Familie Jones, als Taylor vorbeikam. Er hatte gerade seine neue Wohnung in der Bridge Street getüncht und tapeziert.

»Da kannst du ja bald Besuch empfangen!«, bemerkte Mary Jones augenzwinkernd. Maria schaute so ernst drein, wie eine schüchterne Neunzehnjährige nur kann und eine viktorianische junge Dame es soll.

»Ja«, griff Taylor eifrig diesen Vorschlag auf, »ich hoffe tatsächlich, dass ich viele Besucher bekomme.« Mary Jones seufzte innerlich. Die beiden zu verkuppeln, würde wohl noch eine ganze Menge Arbeit machen!

Taylor war in gedrückter Stimmung. Obwohl ihn die meisten Missionare in Shanghai herzlich aufgenommen hatten, blieb ihm doch nicht verborgen, dass sie ihn nicht wie ihresgleichen behandelten. Kein Wunder! Er war weder ein ordinierter Pastor noch ein voll ausgebildeter Arzt. Ordinierte Pastoren wurden zu englischen und chinesischen Gottesdiensten eingeladen, doch ihn hatte man nur selten gebeten, eine Predigt zu übernehmen. Dabei sprach er doch mehrere chinesische Dialekte – sogar fließend. Und diese Miss Aldersey machte aus ihrer Abneigung ihm gegenüber überhaupt keinen Hehl. Immer häufiger spielte er mit dem Gedanken, nach England zu gehen, dort seine medizinische Ausbildung abzuschließen und zu heiraten. Dann könnte er ja wieder nach China zurückkehren. Manchmal dachte er sogar daran, ganz und gar mit

der Missionsarbeit aufzuhören. Schließlich hatte Elizabeth Sissons' Vater Ja gesagt, er habe nichts gegen eine Heirat der beiden, wenn Hudson in England bliebe.

Dann kam Weihnachten, und er vergaß seine Probleme für eine Weile. Die Goughs gaben ein Fest für die 15 englischen Missionare in Ningbo, mit Beef und Plumpudding – und einem besonderen Leckerbissen. Frederick Gough besaß ein erstklassiges Klavier, und er bat Burella und Maria, seine Gäste etwas zu unterhalten. Hudson gefielen die Duette, die sie spielten, über alle Maßen gut. Allerdings erinnerten sie ihn auch schmerzlich an seine gestohlene Konzertina!

»Die amerikanischen Missionare hier haben alle ein Harmonium, zum Teil sehr gute Instrumente«, schrieb er seiner Mutter am nächsten Tag. Ob es wohl in England tragbare Harmonien gab? Wenn man eines für zehn bis 15 Pfund bekommen könnte, so sollte sie ihm doch bitte eines kaufen und schicken. Es müsste aber fünf oder mehr Oktaven haben, damit er mit der Frau, die er hoffentlich einmal heiraten würde, im Duett spielen könnte!

Am gleichen Tag nahm Mary Jones Maria mit zu Hausbesuchen. Als die beiden zurückkamen, trank Taylor mit ihnen Tee und begleitete Maria anschließend nach Hause. Marias Glück kannte keine Grenzen.

John und Mary Jones waren inzwischen für Hudson Taylor wie Bruder und Schwester geworden. Ihnen vertraute er denn auch an, dass er mit dem Gedanken spiele, nach England zurückzukehren. Sie sahen ihn fassungslos an, wollten es einfach nicht glauben.

»Ich wüsste wohl, was dich hier halten könnte«, meinte schließlich Mary. »Eine nette Frau! Ich werde einmal versuchen, was ich bei Maria Dyer erreichen kann.«

»Aber an so etwas kann ich doch nicht einmal denken!«, protestierte Hudson. »Die CES gibt mir nicht einmal für mich allein ausreichend Geld!«

»Der Herr versorgt dich doch mit allem, was du brauchst«, gab Mary scharf zurück. »Und wenn du mehr brauchst, dann wird er dir auch mehr geben.«

Also begann Taylor, darum zu beten, Gott möge ihn im Blick auf Maria den rechten Weg führen.

Inzwischen erfuhren er und Jones, dass die CES verschuldet war und sich nur noch mit geliehenem Geld über Wasser hielt. Ein harter Schlag! »War das«, so schrieb Hudson, »nicht ein unmissverständlicher Hinweis im Wort Gottes: ›Seid niemand irgendetwas schuldig‹[31]? Geld zu leihen, bedeutete für mich, gegen die Schrift zu handeln. Es zeigte, dass Gott etwas Gutes zurückhielt und dass man entschlossen war, sich selbst zu holen, was er nicht gegeben hatte.«

Nach dem Tod von Burellas und Marias Mutter im Jahr 1846 und nach der Abreise der beiden Mädchen aus Penang, hatte ihr Stiefvater, J. G. Bausum, wieder geheiratet. Nach dessen Tod 1855 hatte dann seine Witwe die Arbeit weitergeführt, bis Miss Aldersey, die nun bald 60 Jahre alt wurde, sie bat, nach Ningbo zu kommen. Mrs Bausum sollte sich in den Schuldienst einarbeiten und die Schule später einmal von ihr übernehmen. So kam sie im Oktober 1856 nach Ningbo.

Im Januar 1857 erzählte Maria ihr von Joseph Edkins' Heiratsantrag. Mrs Bausum hielt mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg.

»Eine Dame sollte einen Gentleman nie der Lächerlichkeit preisgeben, nur weil er sie liebt und sie seine Gefühle nicht erwidert. Sie sollte ihn auch nicht verachten, weil er so hoch von ihr denkt. Du solltest ihn also weder allzu rasch ablehnen noch ihm allzu schnell zusagen, ohne darüber gebetet zu haben.«

»Ich kann seinen Antrag nicht annehmen«, widersetzte sich Maria und erzählte von ihren Gefühlen für Hudson Taylor.

»Ich habe nicht bemerkt, dass Mr Taylor sich für dich interessiert«, meinte Mrs Bausum trocken.

Dabei wurde Maria von vielen begehrt. Der neue Dolmetscher des britischen Konsulats in Ningbo zum Beispiel gehörte zu ihren

31 A. d. H.: Römer 13,8.

Verehrern. Er hieß Robert Hart. Obwohl er sehr beschäftigt war, fand er doch immer Zeit, sich mit der liebenswerten jungen englischen Dame, die so gut Chinesisch sprach, zu treffen. Er genoss es, sich von ihrem Charme verzaubern zu lassen. Eines Tages dann, Anfang 1857, machte er ihr einen Heiratsantrag. Und auch ihm gab Maria einen Korb.

Inzwischen hatte sich zwischen England und China ein bedrohlicher Konflikt entwickelt. Krieg lag in der Luft! Auslöser war ein unglückseliger Zwischenfall gewesen, der sich im Oktober 1856 ereignet hatte. Chinesische Schiffe, die in Hongkong registriert waren, durften unter britischer Flagge segeln, was ihnen gegenüber ihren eigenen Zollbeamten und den Anti-Opium-Mandarinen Immunität verlieh. Am 8. Oktober gingen chinesische Beamte in Guangzhou an Bord eines chinesischen Schiffes, der »Arrow«, auf der Opium geschmuggelt wurde. Das Schiff segelte aber unter britischer Flagge. Die chinesischen Beamten ließen also kurzerhand die Flagge einholen und verhafteten die Mannschaft. Darauf verlangte der britische Konsul vom Vizekönig in Guangzhou, die Männer wieder freizulassen und die Flagge erneut zu hissen. Doch der Vizekönig weigerte sich. Jetzt stellte Sir John Bowring, der Gouverneur von Hongkong, ein Ultimatum: Wenn nicht innerhalb von 24 Stunden die Mannschaft freigelassen, eine öffentliche Entschuldigung ausgesprochen und das Versprechen abgegeben würde, dass so etwas nie wieder vorkommen sollte, würde Guangzhou beschossen. Es gab keine Entschuldigung, und so kam es zum Beschuss.

Tatsächlich aber hatten sich die Briten geirrt. Die »Arrow« hatte nämlich kein Recht, unter britischer Flagge zu segeln, denn ihre Lizenz war bereits einige Tage vor dem Zwischenfall abgelaufen. Die chinesischen Beamten hatten demnach richtig gehandelt, und die Weigerung des Vizekönigs, eine offizielle Entschuldigung auszusprechen, war gerechtfertigt gewesen.

Aber jetzt stand auf einmal die »Ehre« der beiden Staaten auf dem Spiel. Und außerdem: Die britische Öffentlichkeit wollte nur

zu gern einen britischen Botschafter in Peking haben, damit China sich für das Ausland öffnete.

Die britische Marine unter Admiral Seymour griff Guangzhou an und besetzte den »yamen«. Jetzt begannen die Chinesen, darüber nachzudenken, wie sie es den Ausländern heimzahlen könnten. Der Vizekönig von Guangzhou schwor den Briten Rache. Denn immerhin hatten sie seinen Palast entweiht und seine Stadt beschossen. Auf jeden Kopf dieser Barbaren setzte er einen Preis aus, und so bestand für alle Ausländer in China Lebensgefahr.

Bisher waren die Beziehungen zwischen den Einwohnern von Ningbo und den Ausländern gut und friedlich gewesen. Doch viele Mandarine, die aus anderen Teilen Chinas kamen, kümmerten sich kaum um die Ausländer und hatten keinen Kontakt zu ihnen. Viele von ihnen – vor allem viele Kantonesen – lebten in der Gegend von Ningbo. Obwohl Hudson Taylor und die anderen Missionare das britische Vorgehen verurteilten, rechnete man sie zu den Geschäftsleuten und dem Militär, machte keinen Unterschied zwischen ihnen.

Anfang Januar 1857 meinten dann die Kantonesen in Ningbo, einen Weg gefunden zu haben, mit dessen Hilfe sie sich aller Ausländer in der Stadt und der Umgegend entledigen könnten. Alle wussten, dass die meisten Europäer – Konsuln, Geschäftsleute und Missionare – an einem Gottesdienst teilnahmen, den der CMS-Missionar William Russell jeden Sonntagabend in seinem Haus abhielt.

Dieses Haus wollte man nun zu einer bestimmten Zeit umstellen und dann alle Barbaren, die sich darin aufhielten, niedermetzeln. Die übrigen Ausländer, die nicht an dem Treffen teilnahmen, sollten zur gleichen Zeit überfallen werden. Der »daotai«, der oberste Beamte der Stadt, gab seine Zustimmung zu dieser Verschwörung.

Doch dann begann einer der Verschwörer, sich Sorgen um seinen Freund zu machen, der als Diener bei einem der Missionare arbeitete. Er warnte ihn vor dem geplanten Anschlag und drängte

ihn, seine Stelle aufzugeben. Der Diener beichtete sofort alles seinem Arbeitgeber, und der informierte die anderen Missionare.

In höchster Eile beriefen die Missionare ein Gebetstreffen ein, um von Gott Führung und Schutz zu erbitten. Noch während dieses Gebets ging ein junger Mandarin zum »daotai«.

»Bei allem Respekt«, begann der Mandarin, »aber ich muss doch sagen, dass ich es für nicht besonders klug halte, einen solchen Anschlag auf das Leben der Ausländer in Ningbo zu gestatten. Wenn er gelingt, werden Ausländer aus allen Teilen Chinas Truppen nach Ningbo schicken und den Tod ihrer Landsleute rächen. Sie werden die Stadt dem Erdboden gleichmachen.«

»Wenn sie das tun«, antwortete der »daotai«, »streite ich einfach jedes Mitwissen und jede Beteiligung an dem Komplott ab. Und das bedeutet: Sie rächen sich an den Kantonesen und vernichten diese. So werden wir mit einem Schlag die Ausländer und die Kantonesen los!«

»Solche Versuche, sich aus der Affäre zu ziehen und jede Verantwortung abzulehnen, werden zwecklos sein«, behauptete unbeirrt der junge Mandarin. »Ich habe sogar Grund zu der Annahme, dass die Ausländer bereits von dem geplanten Anschlag und deiner Beteiligung daran wissen. Meiner Meinung nach sind sie voll darauf vorbereitet.«

Das wirkte. Der »daotai« erklärte sich bereit, seine Zustimmung zu widerrufen und den Angriff zu verbieten.

Ein paar Straßen weiter machten sich indessen die Missionare auf den Heimweg von ihrem Gebetstreffen. Keiner von ihnen ahnte, dass ihre Gebete bereits erhört worden waren.

Dennoch blieben alle Ausländer in Ningbo weiter in großer Gefahr. Ausländische Geschäftsleute und einige Missionare ließen deswegen ihre Häuser von bewaffneten Männern bewachen. Andere beschlossen, ihre Frauen und Kinder nach Shanghai zu schicken. Miss Aldersey hätte es gern gesehen, wenn Burella und Maria mit nach Shanghai gefahren wären, sie selbst aber mit Mrs Bausum die

Schule bewacht hätte. Doch die beiden Mädchen wollten Ningbo nicht verlassen.

Weil John Jones und Hudson Taylor am wenigsten an Ningbo gebunden waren, sollten sie die Frauen und Kinder begleiten und sich um sie in Shanghai kümmern. Das konnte lange dauern!

Maria ging mit zum Pier, um die Frauen zu verabschieden. An Bord der »Foam« waren zwei amerikanische Familien und auf der »Japan« die Martins (amerikanische Presbyterianer), John und Mary Jones mit ihren Kindern, Mary Gough mit den ihren sowie Hudson Taylor. Hudson saß an Deck – das Baby der Goughs auf dem Schoß.

Maria winkte ihm zu, als die »Japan« den Fluss bis zur Bucht hinuntergeschleppt wurde, wo sie dann die Segel setzen konnte. Fast die ganze Reise über kümmerte sich Hudson hingebungsvoll um »den kleinen Schatz«. Allerdings – wie er später bekennt – um »zu verbergen, wie sehr mich der Gedanke aufwühlte, Maria in Ningbo zurückzulassen«. Umgekehrt schrieb Maria an ihren Bruder in England: »Mr Taylor ist, obgleich er das ursprünglich gar nicht wollte, nach Shanghai gefahren, weil ein Freund ihn darum gebeten hatte, sich um dessen Frau und Kinder zu kümmern. Vor der Abreise hatte ich fast den Eindruck, er interessiere sich ein wenig für mich. Aber vielleicht sollte ich nicht zu optimistisch sein …«

Keiner von beiden wusste, ob sie einander je wiedersehen würden.

19 Eine wichtige Botschaft

In Shanghai nutzten Hudson Taylor und John Jones den größten Teil ihrer Zeit dafür, im chinesischen Teil der Stadt und auf dem Land zu predigen und Bibeln zu verteilen. Ein paar Wochen lang wussten sie nicht, wann und ob sie überhaupt je nach Ningbo zurückkehren könnten oder vielleicht mit allen anderen Ausländern China verlassen müssten.

Doch Ende Februar hatten sich allem Anschein nach die Wogen in Ningbo beruhigt. Parker berichtete, dass sich die Bevölkerung und die Mandarine freundlich verhielten. Die meisten Flüchtlinge kehrten zurück. Nur Mary Gough, die Familie Jones und Hudson Taylor blieben in Shanghai. »Der Herr, der uns hierhergebracht hat, hat uns noch nicht befohlen, wieder zurückzugehen«, vermerkte Taylor. »Und so bleiben wir, bis sich die Wolkensäule weiterbewegt.«

Eines freilich war Taylor in dieser Zeit klar geworden: »Ich sehne mich so sehr nach jemandem, mit dem ich uneingeschränkt Gemeinschaft haben kann. Jemand, den ich liebe und dem ich vertraue.« Wie sehr vermisste er Maria! Mary und John Jones ermutigten ihn, Maria zu schreiben, und tatsächlich schrieb er einen Brief.

Dieser Brief ist nicht erhalten, aber wir wissen, dass Hudson Maria darin seine Gefühle beschrieb. Er bat, sie näher kennenlernen zu dürfen, weil das ja für eine Heirat wohl unerlässlich sei. Er flehte sie an, ihn nicht zurückzuweisen. Sollte sie aber keinerlei liebevolle Gefühle für ihn aufbringen können, möge sie doch diesen Brief verbrennen. Den strengen gesellschaftlichen Normen der viktorianischen Gesellschaft entsprechend, schrieb er zur gleichen Zeit an Frederick Gough und berichtete ihm von dem Antrag, den er Maria gemacht hatte.

Am Morgen des 8. April – Maria arbeitete gerade in der Schule – brachte ihr Mary Gough diesen Brief. Eine unbekannte

Handschrift für Maria. Sie sah also auch keinen Grund, das Schreiben sofort zu lesen. Ruhig arbeitete sie weiter, bis der Unterricht zu Ende war. Dann ging sie auf ihr Zimmer und öffnete den Brief. Fassungslos las sie den Absender: Hudson Taylor.

Waren ihre Gebete also doch erhört worden? Hastig lief sie zu Burella und berichtete überglücklich von der Neuigkeit.

»Wunderbar!«, umarmte sie die Schwester. »Ich gratuliere dir!«

Und dann bekam es Miss Aldersey zu hören.

»Ich hoffe, du denkst nicht einmal daran, seinen Antrag anzunehmen«, grollte die gefürchtete alte Dame. Und als Maria andeutete, dass sie vielleicht doch …, da fiel ihr Miss Aldersey ins Wort: »Wir sollten besser an Mr Tarn schreiben und ihn bitten, mehr über Mr Taylor herauszufinden.«

William Tarn war Marias Onkel und Vormund, der in London lebte.

»Und nun in allem Ernst«, meinte daraufhin Miss Aldersey kategorisch, »du musst Mr Taylors Antrag ablehnen und ihn bitten, dieses Thema nie wieder zur Sprache zu bringen. Überhaupt solltest du dir die ganze Angelegenheit aus dem Kopf schlagen!«

Was sollte Maria nur machen? Zwar bestand für sie keinerlei rechtliche Verpflichtung, Miss Alderseys Anweisungen zu befolgen. Aber wie konnte sie sich den Wünschen dieser Dame widersetzen, die sie trotz allem einfach liebte und die ihr die ganzen Jahre hindurch so viel Gutes getan hatte? Ebenso sah es Mary Gough. Ihr tat Maria leid, aber ihrer Meinung nach musste Maria Miss Aldersey gehorchen.

»Miss Aldersey ist doch wie eine Mutter für dich! Und selbst dann, wenn du ihn aufrichtig lieben solltest – meinst du wirklich, du würdest glücklich, wenn du einen Weg einschlägst, den sie so deutlich missbilligt?«

Miss Aldersey schrieb sofort an William Tarn – ein für Hudson Taylor nicht gerade freundliches Schreiben. Auch Maria verfasste einen Brief an ihren Onkel, in dem sie ihre Gefühle Hudson Taylor

gegenüber schilderte und ihn bat, seine Zustimmung für eine Heirat zu geben. Doch dann ließ Miss Aldersey ihr durch Burella ausrichten, dass sie gegen einen solchen Brief sei.

Maria dachte lange darüber nach. Wie nur sollte sie Hudson Taylor antworten? Denn eines war sicher! Miss Aldersey würde diesen Brief unbedingt sehen wollen. Ihr Herz und ihr Verstand sagten ihr, dass sie Hudson ermutigen sollte. Doch weil Miss Aldersey ihr genau das verboten hatte und weil sie der alten Dame Respekt schuldete, musste der Antwortbrief wie eine Ablehnung aussehen. Der Brief, den sie dann schließlich wegschickte, war ein Meisterwerk der Diplomatie. Die Worte, die sie wählte, und die Art, wie sie ihre wahre Meinung erkennen ließ, waren brillant. Auf jeden Fall stand mehr zwischen den Zeilen als in ihnen.

16. April 1857

Mein sehr verehrter Mr Taylor,

hiermit teile ich Ihnen mit, dass ich einen Brief von Ihnen erhalten habe, der auf den 21. März datiert war und mir gestern vor einer Woche, am 8. April, von Mrs Gough ausgehändigt wurde. Zunächst möchte ich Ihnen danken, dass Ihr ganzer Brief von einem so freundlichen christlichen Geist durchdrungen ist.

Ich habe das Anliegen, das Sie darin vorbringen, in ernstlichem Gebet vor Gott gebracht und kann aufrichtig sagen, dass ich einzig und allein seinen Willen erkennen und danach handeln wollte. Und obgleich es mir keine Freude bereitet, Ihnen Schmerz zuzufügen, muss ich doch Ihren Brief so beantworten, wie es Gottes Weisung zu entsprechen scheint. Und es scheint ganz eindeutig meine Pflicht zu sein, Ihren Antrag zurückzuweisen. Aber denken Sie nicht, lieber Mr Taylor, dass ich dies leichtfertig tue und dass ich die freundlichen Gefühle, die Sie mir gegenüber zum Ausdruck brachten, nicht zu schätzen weiß. Auch habe ich viel zu viel Respekt für diese Gefühle (obwohl die Pflicht es erfordert, sie nicht weiter zu fördern), als dass ich Sie und Ihr Anliegen der Lächerlichkeit preisgeben könnte.

Es erschien mir richtig, Miss Aldersey und meine Schwester mit der Angelegenheit vertraut zu machen. Abgesehen von den Personen, durch die Ihr Brief zu mir kam, weiß – soweit es mir bekannt ist – nur noch Mrs Bausum davon. Und es ist auch mein Wunsch, dass niemand weiter davon erfahren soll, außer meinen nächsten Verwandten und denen, die zu unterrichten Sie selbst für angemessen hielten und halten. Bevor ich diesen Brief beende, werde ich den Ihren verbrennen, so wie Sie es gewünscht haben.

Ich betrachte Sie, verehrter Mr Taylor, als einen Bruder in Christus und hoffe, Ihnen gegenüber stets die Gefühle zu hegen, die Jünger Jesu einander entgegenbringen sollen. Doch fordern Sie nicht mehr von mir. Ich bitte Sie, die Angelegenheit nicht noch einmal zur Sprache zu bringen, da ich nur gezwungen wäre, Ihnen wieder dieselbe Antwort zu geben. Am Ton meines Briefes werden Sie erkennen, dass es mir nicht leichtgefallen ist, Ihnen eine ablehnende Antwort zu schicken. Ich habe Ihnen weniger zurückhaltend geschrieben, als ich es bei jemandem getan hätte, mit dem ich mich nicht durch das Band der christlichen Gemeinschaft verbunden fühle. Und nun möge Jesus Sie reich segnen und Sie zum Segen setzen. Möge er Ihnen die Ehre erweisen, Sie zu gebrauchen, um viele Seelen zu ihm zu führen, damit Sie sich am Tag Christi vieler Kronen erfreuen können.

Ich verbleibe
in Jesus verbunden
Ihre Maria Jane Dyer

Würde dieser Brief die Zensur« passieren? Natürlich ist es allen Christen geboten, einander zu lieben. Außerdem hatte sie Hudson gebeten, das Thema nicht mehr anzusprechen – aber sie hatte es nicht verboten. Würde Hudson verstehen, dass sie es als ihre Pflicht ansah, den Anweisungen von Miss Aldersey zu folgen?

Der Brief ging ungehindert durch Miss Alderseys »Zensur«. »Nachdem ich den Brief abgeschickt hatte«, schrieb Maria, »war mir klar, dass ich mir nun nicht mehr das eine oder das andere

wünschen konnte. Ich konnte die Sache nur noch Gott anbefehlen und ihn bitten, das zu tun, was er für das Beste hielt.«

Anfang Mai erhielt Hudson Taylor Marias Antwort. Immer und immer wieder las er den Brief. Und dann merkte er, dass man ihn so oder so verstehen konnte. Etwa: »Nein, und bitte versuchen Sie es nicht wieder.« (»Jedenfalls nicht jetzt.«) Oder: »Wenn ich könnte, wie ich möchte …« Auf jeden Fall drängte sich ihm der Verdacht auf, dass Miss Aldersey ihre Hand im Spiel hatte und der Brief deshalb so zweideutig ausgefallen war.

Doch bevor diese Liebesgeschichte sich weiterentwickeln konnte, musste noch etwas anderes geregelt werden. Am 29. Mai 1857, eine Woche nach seinem 25. Geburtstag, verließ Hudson Taylor die CES. Oft genug hatte er die Missionsgesellschaft gewarnt, dass er diesen Schritt tun würde. Dennoch hatte die CES ihm wieder nicht die volle Summe geschickt, die ihm für das Vierteljahr zugesagt worden war. Außerdem arbeitete sie auch weiter mit geliehenem Geld – ein aus Hudsons Sicht völlig unbiblisches Verhalten. Doch Hudson war nicht nur unzufrieden mit der Gesellschaft, sie bedeutete für seine Arbeit sogar ein Hindernis. Verbot sie doch ihren Missionaren, selbst Geld zu verdienen, um das magere Gehalt aufzubessern.

In Hull und in London hatte Taylor erlebt, dass Gott ihn auf sein Gebet hin mit allem versorgte, was er zum Leben brauchte. Nun würde er eben wieder nach diesem Grundsatz leben. »Wenn der Herr Sie segnet«, schrieb er an die CES, »und Sie mir etwas schicken wollen, sei es ein Ratschlag, finanzielle Hilfe oder etwas anderes, so werde ich es als von ihm empfangen ansehen, mit Dankbarkeit Gott und Ihnen gegenüber.« Ein paar Tage später trat auch John Jones aus der CES aus. Insgesamt aber vollzog sich der Bruch mit der CES auf beiden Seiten in durchaus freundlichem Einvernehmen.

Nachdem sie viele Stunden nachgedacht und gebetet hatten, beschlossen Taylor und Jones, in einem der Vertragshäfen zu arbeiten, bis es eine Gemeinschaft einheimischer Christen gab. Dann wollten sie diese Christen ausbilden und sie ermutigen, ihren Landsleuten das Evangelium zu bringen. Sie wollten alles, was sie hatten, zusammenlegen, wie eine Familie leben und eine gemeinsame Kasse führen. Zunächst aber würden sie nach Ningbo zurückkehren, mit William Parker und anderen zusammenarbeiten, dabei den Aufbau einer chinesischen Gemeinde vorantreiben und Leiter ausbilden.

Am 7. Juni erfuhren sie, dass ein Schiff mit drei neuen CES-Missionaren – Charles Hall, seiner Frau und Miss Magrath – nach sechsmonatiger Seereise in der Mündung des Jangtse angekommen war. Taylor und Jones holten sie ab, und nachdem die Neuen ein paar Wochen lang auf die Reise vorbereitet worden waren, fuhren sie alle nach Ningbo. Dort wohnten die Halls und Miss Magrath vorläufig im Haus der Parkers auf den Feldern jenseits der ausländischen Siedlung. Die Jones' und Hudson Taylor übernahmen das alte Haus der Russells innerhalb des chinesischen Stadtteils, ganz in der Nähe des Salztores.

Hudson hatte nicht vergessen, was Maria ihm geschrieben hatte; also vermied er jede Begegnung mit ihr. Maria ihrerseits hielt es ebenfalls für ihre Pflicht, ihre Freundin Mary Jones nicht zu besuchen, damit sie nicht plötzlich dem bewussten jungen Mann gegenüberstand, der doch in ebendiesem Haus wohnte. Hudson Taylor seinerseits und John Jones stürzten sich in die Arbeit, zu der sie sich von Gott berufen wussten. Sie planten eine Reise aufs Land, wobei sie einige Zeit unterwegs sein würden.

So weit schien alles in Ordnung. Doch dann begann es zu knistern. Mary Jones bat nämlich Maria, mit ihr Hausbesuche bei chinesischen Familien zu machen und ihr während der Abwesenheit der Männer Gesellschaft zu leisten. Maria musste dies zu Hause erwähnt haben, denn umgehend stand Miss Aldersey

vor Mary Jones und bewies ihr berüchtigtes Talent, Erdbeben auszulösen.

»Ich wünsche keinesfalls«, begann sie mit gebieterischer Stimme, »dass Maria mit Ihnen auf Hausbesuche geht. Außerdem«, ihre Stimme wuchs zu beachtlicher Lautstärke an, »muss ich Ihnen mitteilen, dass ich sehr wohl von Mr Taylors Absichten ihr gegenüber weiß und dass ich diese zutiefst missbillige. Ich bitte Sie also, kein Treffen zwischen den beiden jungen Leuten zu ermöglichen. Und schließlich müssen Sie mir versprechen, Mr Taylor nichts von dem zu erzählen, was ich gesagt habe!«

Die arme Mary Jones! Widerwillig gab sie ihre Zustimmung, kein Treffen der beiden zu ermöglichen. Fürchtete sie doch, sonst gar nicht mehr mit Maria zusammenarbeiten zu können. Doch dann nahm sie all ihren Mut zusammen und sagte bestimmt und fest zu Miss Aldersey:

»Ich kann Ihnen keineswegs garantieren, Mr Taylor nichts von dem zu berichten, was Sie gesagt haben. Und noch etwas: Ich halte es für unverantwortlich, dass Sie derart mit den Gefühlen zweier junger Menschen umspringen!«

Nach diesem heftigen Gespräch berichtete Mary Jones Hudson Taylor alles, wirklich alles. Und nun hatte er den sicheren Beweis, dass Marias Ablehnung nicht ihrer eigenen Meinung entsprach.

Miss Aldersey ließ sich auch noch von Mary Gough das Versprechen geben, die jungen Leute nicht zusammenzubringen.

Hudson Taylor wusste jetzt, dass es nur noch einen Weg gab: Er musste selbst mit Miss Aldersey sprechen.

20 Ein Weg mit Hindernissen!

Mary Ann Aldersey hatte vor Kurzem ihre Schule Mrs Bausum übergeben und lebte jetzt bei den Russells ganz dicht am Nordtor von Ningbo. An einem schönen Julitag im Jahr 1857 teilte man ihr nun mit, ein Mr James Hudson Taylor sei da und wolle sie sprechen. Die Tatsache, dass er sich mutig der Herausforderung gestellt und sich zu ihr gewagt hatte, imponierte ihr. Darum empfing sie ihn höflich.

»Ich bin gekommen«, eröffnete Taylor das Gespräch, »weil ich wissen möchte, womit ich Sie beleidigt habe. Vielleicht, weil ich mich mit meinem Anliegen zuerst an Mr Gough gewandt habe und nicht an Sie?«

»Nein!«, donnerte Miss Aldersey. »Sondern weil Sie direkt an Miss Dyer geschrieben haben und nicht zuerst an mich.«

»Das tut mir leid. Sind Sie denn noch immer Miss Dyers Vormund?«

»Nicht direkt. Aber sie ist sozusagen meiner Obhut anvertraut. Außerdem habe ich den Eindruck, dass auch Marias juristische Vormünder, Mr und Mrs Tarn, denen ich bereits alles berichtet habe, einer Verlobung zwischen Ihnen beiden nicht zustimmen würden. Ich kann unmöglich etwas billigen, was sie mir vielleicht später zum Vorwurf machen würden.«

»Ich verstehe, dass Sie da eine schwere Pflicht haben, die Sie so gut wie möglich erfüllen möchten. Aber Sie haben doch inzwischen Miss Dyer der Obhut von Mrs Bausum anvertraut. Welche Einwände gegen mich haben Sie denn dazu veranlasst, sich so stark gegen mich zu wenden?«

»Nach allen Gesetzen der Höflichkeit hätten Sie sich zuerst an mich wenden sollen.«

»Aber«, wandte Hudson Taylor ein, »das konnte ich doch erst

tun, nachdem ich wusste, wie Miss Dyer selbst über diese Angelegenheit dachte. Erst wenn klar gewesen wäre, dass sie meine Gefühle erwidert, hätte ich mit anderen darüber sprechen können. Haben Sie sonst noch etwas gegen mich vorzubringen?«

»Ich glaube, das brauche ich Ihnen nicht zu erzählen.«

»Ich lege aber großen Wert darauf. Außerdem sind Sie mir eine Antwort schuldig.«

»Nun gut! Ich werde zwei Dinge erwähnen: Sind Sie nicht Mitglied der ›Plymouth Brüder‹[32]?« Verachtung schwang in ihrer Stimme, die so klang, als brächte sie es kaum über sich, auch nur den Namen auszusprechen. »Und haben Sie nicht den Sabbat geschändet«, meinte sie dann, »als Sie auf dem Rückweg nach Ningbo auch am Sonntag unterwegs waren?«

»Ihre Fragen kann ich sofort beantworten«, antwortete Taylor mit ruhiger Stimme. »Wenn Sie mit den ›Plymouth-Brüdern‹ die Nachfolger des J. N. Darby meinen, so bin ich nie Mitglied dieser Gruppe gewesen. Ich bin als Methodist aufgewachsen. Die Gemeinden in Hull und Tottenham, zu denen ich gehörte, waren freie Gemeinden, die bei ihren Versammlungen versuchten, sich nach den Grundsätzen des Neuen Testaments zu richten. Was den Sabbat betrifft – den ich lieber ›Tag des Herrn‹ nenne –, so schätze, liebe und ehre ich die Rechte und Pflichten, die dieser Tag mit sich bringt. Es stimmt, dass John Jones, sein Sohn Tom und ich auf dem Rückweg nach Ningbo an einem Sonntag reisen mussten, denn Vater und Sohn brauchten dringend medizinische Hilfe in der Stadt. Diese Einwände gegen mich beruhen also auf falschen Berichten. Haben Sie noch etwas gegen mich vorzubringen?«

»Mehr sage ich nicht«, beendete Miss Aldersey das Gespräch.

Hudson Taylor dachte über alles nach, was geschehen war, und verbrachte viele Stunden im Gebet. Nach einer Woche hatte er sich

32 A. d. H.: Vgl. hier und im Folgenden Fußnote 13.

entschieden. Er würde zu Maria gehen und sie um die Erlaubnis zu bitten, an ihren Vormund in London zu schreiben.

Hudson ließ sich also mit einer Sänfte zur Schule bringen. Dort wurde er zunächst in den Hof geführt. In dem Haus lebten nur Frauen. Mrs Bausum, Burella und Maria wollten gerade zu den Goughs gehen. Ein Diener führte Hudson taktvoll in eines der Bügelzimmer, und Hudson drückte ihm eine Nachricht für Maria in die Hand, die er mit größter Sorgfalt verfasst hatte. Als Maria Hudsons Stimme hörte, wollte sie weglaufen. Doch der Diener überreichte ihr die Botschaft und sagte: »Der ausländische Herr, der sie mir gab, wartet auf eine Antwort.«

Zitternd vor Aufregung las Maria:

Liebe Maria,

letzte Woche hatte ich ein Gespräch mit Miss Aldersey. Ich erfuhr von ihr, dass sie wegen meines Briefes aus Shanghai an Ihren Vormund geschrieben hat und dass sie ihre Einwände gegen mich (die sie mir nicht nennen wollte) nicht zurückziehen wird, bevor eine Antwort aus London vorliegt. Nach reiflicher Überlegung und vielem Beten scheint es mir nun zweckmäßig, einen weiteren Schritt zu unternehmen. Das ist nicht nur meine persönliche Meinung. Doch bevor ich etwas in die Wege leite, möchte ich selbstverständlich gern mit Ihnen darüber sprechen. Deshalb bitte ich Sie inständig, mir eine kurze Begegnung mit Ihnen zu ermöglichen. Ich möchte hinzufügen, dass alle, die mir im Gebet und mit ihrem Rat zur Seite standen, ebenfalls der Ansicht sind, dass mein Vorgehen richtig und wünschenswert ist.

Ratlos lief Maria zu Mrs Bausum und Burella.

»Du darfst ihn nicht sehen«, entschied Burella. »Das wäre Miss Aldersey nicht recht.« Und genau dieser Meinung war auch Mrs Bausum. Also stahlen sich die beiden Mädchen zu den Goughs davon, und nur Mrs Bausum blieb zurück, um mit Hudson zu sprechen.

»Kommen Sie mit hinauf in unsere Wohnung«, bat sie ihn.

Mrs Bausum war eine lebenskluge und erfahrene Frau, und – sie gehörte zu den wenigen, die keine Angst vor Miss Aldersey hatte. Taylor berichtete ihr von dem Gespräch mit Miss Aldersey.

»Bevor ich an Marias Vormund schreibe«, meinte er nun entschlossen, »muss ich wissen, ob Maria meine Zuneigung erwidert.«

Nur einen Augenblick zögerte Mrs Bausum, dann sagte sie: Ja.«

Gleich am nächsten Tag schrieb Maria einen langen Brief an ihre Tante und ihren Onkel. Sie erzählte ihnen, dass sie schon im April einen Brief geschrieben hatte, Miss Aldersey ihr aber nicht erlaubt hatte, ihn abzuschicken. Seit einem Jahr schon sei sie in Hudson Taylor verliebt. Sie habe viel gebetet und sehe in seinem Brief eine Antwort auf diese Gebete. Gleichzeitig aber müsse sie eingestehen, dass Miss Aldersey ganz entschieden gegen eine Verbindung mit Hudson Taylor sei. Warum? Das könne weder sie noch sonst jemand sagen.

»Meiner Meinung nach hat sich Mr Taylor die ganze Zeit über so verhalten, wie ein Christ es tun sollte. Vor vier Wochen ist er nach Ningbo zurückgekommen, und wir haben seitdem noch kein Wort miteinander gewechselt … Manchmal denke ich, es wäre die größte Freude, die ich mir auf dieser Welt vorstellen kann, mit ihm in der tiefsten und schönsten Verbindung zu leben, die zwei sterbliche Menschen haben können. Dennoch – an erster Stelle soll Jesus für mich der ›Auserkorene unter vielen Tausend‹ bleiben; der, von dem ich sage: ›Alles an ihm ist lieblich.‹[33]«

An einem heißen Julinachmittag fand in dem Haus, in dem die Jones' und Hudson Taylor wohnten, ein Gebetstreffen der Frauen statt. Maria ging mit Mrs Bausum hin. Hudson war nicht dort. Er hatte beschlossen, einen Händler zu besuchen, der außerhalb der Stadt lebte. Von ihm wollte er ein paar Kisten mit Neuen Testa-

33 A. d. H.: Hoheslied 5,16.

menten abholen, die aus Shanghai gekommen waren. Doch gegen Abend begann es heftig zu regnen. Nicht gerade das Wetter, bei dem man Bücher durch die Gegend trägt!

Also nahm Taylor seine Schreibsachen mit in das oberste Stockwerk des Hauses und wollte dort bleiben, bis zum Abendessen geläutet wurde. Dann freilich kam ihm der Gedanke: ›Vielleicht hat ja Gott diesen Regen geschickt, damit endlich das Treffen zustande kommt, das ich so dringend brauche? Vielleicht wollte Gott ja verhindern, dass ich fortgehe?‹

»Lieber Herr«, betete er, »bitte gib mir ein eindeutiges Zeichen, ob ich das Zimmer verlassen soll, bevor Maria nach Hause geht.«

Kurz bevor das Gebetstreffen zu Ende war, klopfte es an die Tür, und ein Diener trat herein. Einer der Missionare, mit denen Taylor zusammenarbeitete, war gekommen. Ob Mr Taylor wohl so freundlich wäre, herunterzukommen und mit ihm zu sprechen?

Und wie gern er herunterkam! Der Kollege konnte nicht lange bleiben und ging nach ein paar Minuten. Aber Mrs Bausum und Maria waren noch da.

Konnte es ein deutlicheres Zeichen geben, dass Gott ihn so geführt hatte?

»Würdest du bitte Maria sagen, dass ich gern mit ihr sprechen möchte?«, bat er John Jones.

Maria war gerade beim Beten, als John Jones den Raum betrat. Er gab ihr ein Zeichen.

»Mr Taylor bittet Sie dringend darum, mit Ihnen sprechen zu dürfen«, flüsterte er ihr zu.

»Es gibt nichts, was ich mir mehr wünschen würde«, antwortete Maria. »Soll ich allein mit ihm reden, oder darf noch jemand mit dabei sein?«

»Wie Sie wünschen.«

»Dann hätte ich gern, dass Mrs Bausum dabei ist.«

Die beiden Frauen gingen nun nach oben in John Jones' Arbeitszimmer. Wenige Augenblicke später ging die Tür auf, und Hudson und Maria standen einander gegenüber.

Hudson sah, wie ängstlich Maria wirkte. »Es tut mir leid, dass ich Ihnen so viel Unannehmlichkeiten bereitet habe«, wandte sich Taylor an Maria. »Aber ich musste Sie unbedingt sprechen, um zu wissen, ob Sie damit einverstanden sind, wenn ich an Mr und Mrs Tarn schreibe.«

»Sie haben meine Zustimmung«, erwiderte Maria. »Auch ich habe ihnen bereits geschrieben und ihnen mitgeteilt, wie ich über alles denke. Jetzt werde ich noch einmal schreiben. Bitte glauben Sie mir, es war Miss Aldersey, die mich gezwungen hat, Ihren Antrag abzulehnen. Seitdem habe ich viel gelitten. Vielleicht aber können wir jetzt noch miteinander beten.«

Und in der Tat! Nichts wäre Hudson Taylor in diesem Moment lieber gewesen.

21 Eine sanfte Hand auf seiner Stirn

Jetzt konnte Hudson Taylor nichts mehr aufhalten. Er schrieb an die Tarns und beendete seinen Brief mit den Worten:

»Frohen Herzens befehle ich die Angelegenheit in die Hände dessen, der alles lenkt. Ich bete, dass er Sie zu der richtigen Entscheidung führt, und ich hoffe, dass Sie unsere Verbindung entweder gutheißen mögen oder Miss Dyer erlauben, für sich selbst so zu entscheiden, wie der Herr sie führt …«

Als Referenz nannte er einige Freunde, aber auch die CES. Eine Abschrift dieses Briefes schickte er an Maria, verdeckt unter einer kurzen Nachricht, die mit »Liebste Maria« begann. Wahrscheinlich wusste niemand, dass auch Mrs Bausum einen Brief an Mrs Tarn schrieb und sich für Maria einsetzte.

Doch während Hudson ungeduldig auf die Antwort wartete, ging das Leben in seinen gewohnten Bahnen weiter. Er mietete wieder das Haus in der Bridge Street, das nun als evangelistischer Treffpunkt und auch als Apotheke diente. Taylor und Jones teilten sich den Predigtdienst nach einem festgelegten Plan, wobei Hudson inzwischen damit begonnen hatte, Opiumsüchtigen zu helfen, von ihrer Abhängigkeit freizukommen.

Kaum eine Woche war nach seiner Unterredung mit Maria vergangen, als er einen Brief erhielt. Der Absender: Miss Aldersey. Sie hatte natürlich doch von dem Treffen erfahren, und nun kannten ihr Zorn und ihre Empörung keine Grenzen.

»Als Sie mir vor einiger Zeit die Ehre eines Besuches erwiesen«, eröffnete sie ihr Schreiben, »bemerkten Sie, Sie hätten nicht gewusst, dass Miss M. D. noch minderjährig sei. Nun aber, da Sie es von mir erfahren hatten, gingen Sie zur Schule und versuchten, Marias jugendliche Unerfahrenheit auszunutzen und sie zu ver-

führen, das ihr auferlegte Verbot zu übertreten … Als weder ich noch Marias ältere Schwester anwesend waren, haben Sie ein ausschließlich für geistliche Zwecke bestimmtes Treffen dazu missbraucht, Miss M. D. mit dem verbotenen Thema zu belästigen. Ich bin erschüttert über diese unerhörte Frechheit! All das hat mich nur darin bestärkt, meine Pflicht hinsichtlich Ihres Antrags noch entschiedener zu erfüllen. Sollten Sie weitere Vorstöße wagen, ohne die Erlaubnis von Marias Tante abzuwarten, sehe ich mich gezwungen, noch sehr viel weitergehende Schritte zu unternehmen. Schritte, auf die Sie nicht vorbereitet sein werden … Es ist einfach unglaublich, dass jemand, der sich Missionar nennt, die Tochter verstorbener Missionare zu einem Schritt verführt, der den Eltern sicher nicht gefallen hätte. Und dass dies der Wahrheit entspricht, wird jeder bezeugen können, der die Eltern Marias gekannt hat!«

Zutiefst betroffen zeigte Hudson den Brief John und Mary Jones. Mary Jones las ihn und konnte es nicht fassen. Sprach so ein Christ zu seinem Glaubensbruder? Dann gab Hudson den Brief Maria. Schließlich musste sie doch wissen, was in ihrer »Angelegenheit« geschah. Arme Maria! Noch Jahre später erinnerten sich alle aus Marias Umgebung daran, wie unglücklich sie in jener Zeit gewesen war, wie oft und heftig sie geweint hatte.

Miss Alderseys neueste Devise lautete, Hudson sei Marias unwürdig, weil er weder eine Ausbildung noch eine gute Position habe. Maria selbst fand diesen Vorwurf einfach lächerlich. So schrieb sie in einem Brief an ihren Bruder Samuel: »Mr Taylor hat eine fünfjährige medizinische Ausbildung absolviert. Nur sechs Monate fehlten ihm noch, dann hätte er sein Examen ablegen können. Doch die Missionsgesellschaft hielt seinen Ruf nach China für wichtiger … Auch unser Vater hätte nur noch ein Trimester gebraucht, um sein Rechtsstudium abzuschließen – und auch er verzichtete damals um des Missionsdienstes willen darauf … Mir scheint, Mr Taylor ist ein Mensch, den mein lieber Vater, wenn er noch lebte, als meinen Ehemann gutgeheißen hätte.«

Der Sommer war sehr heiß. Doch Hudson Taylor ertrug ihn besser als die zwei vorangegangenen. Vielleicht, weil er »regelmäßig ein wenig helles Bier« trank.

Dann kam die Nachricht, dass John Quarterman, mit dem Taylor zusammengearbeitet und auch verschiedentlich aufs Land gereist war, die Pocken bekommen hatte. Sofort erbot sich Taylor, den Kranken zu pflegen, weil er – Taylor – keine Frau und keine Kinder hatte, um die er sich sorgen musste. Außerdem hoffte er, dass ihn ein eben erst entdeckter Impfstoff schützen würde.

Doch für Quarterman gab es keine Hoffnung auf Genesung. Hudson konnte lediglich Quartermans Leiden lindern und ihn auf »die Freude vorbereiten, die auf ihn wartete«.

»Denn dieses Verwesliche muss Unverweslichkeit anziehen… «, pflegte er zu sagen. Und Quarterman vervollständigte den Vers: »… und dieses Sterbliche muss Unsterblichkeit anziehen.«[34]

Bereits nach vier Tagen starb Quarterman. Er hatte, wie Hudson seiner Schwester Amelia schrieb, »ein schönes Ende«.

Dann aber bekam auch Hudson hohes Fieber. Er war erschöpft, nachdem er Quarterman gepflegt hatte, und meinte, etwas von dem Gift in sich aufgenommen zu haben. In der Nacht vom 20. zum 21. Oktober erlebte er etwas Merkwürdiges, war sich aber ganz sicher, dass es sich dabei nicht um Fieberfantasien handelte.

Um drei Uhr in der Nacht hörte er ein Geräusch auf der Straße. Das Fieber hatte ihn so hellhörig gemacht, dass er nicht einmal das Ticken seiner Uhr am anderen Ende des Zimmers ertragen konnte. Weil er nicht schlafen konnte, las er eine Weile in der Bibel, dann legte er sich wieder hin. Sein Herz, so erinnerte er sich später, »flatterte wie ein ängstlicher Vogel«, und seine Gedanken waren »zu aufgewühlt«, als dass er hätte schlafen können.

Dann »war mir auf einmal bewusst, dass Maria in meinem Zimmer war. Still, lautlos wie ein Windhauch war sie gekommen, und ich fühlte, wie mich auf einmal eine große Ruhe erfüllte. Ich wusste,

34 A. d. H.: Vgl. jeweils 1. Korinther 15,53 (Schlachter 2000).

sie war da. Einen Augenblick lang fühlte ich mich wie verzaubert. Nach einer Weile streckte ich meine Hand aus, ohne die Augen zu öffnen, und sie ergriff meine Hand so unbeschreiblich zärtlich und sanft, dass ich sie doch dankbar ansah.

Sie machte mir ein Zeichen, nicht zu sprechen, und legte ihre Hand auf meine Stirn. Da spürte ich, wie die Kopfschmerzen nachließen und ich mich gleich viel wohler fühlte. ›Hab keine Angst, sei nur ruhig!‹, flüsterte sie. ›Ich bin deine Maria, und du bist mein geliebter Hudson. Bleib still und versuche zu schlafen.‹«

»Und das habe ich dann auch getan«, erinnerte sich Hudson. Morgens wachte er auf – ohne Fieber. Allerdings fühlte er sich noch sehr schwach. »Es war ein schöner Traum – ich nenne es einen Traum, obwohl ich hellwach war so wie jetzt und sie so deutlich sah und fühlte wie jetzt Bleistift und Papier.«

Plötzlich – aus welchem Grund auch immer – war nun auch Burella dagegen, dass ihre jüngere Schwester Hudson Taylor heiratete. Sie selbst wollte John Burdon heiraten, und Maria sollte einige Zeit mit dem frisch vermählten Paar in Shanghai verbringen. Der Aufenthalt in Shanghai konnte freilich recht lange dauern, weil das Reisen zwischen den beiden Städten überaus beschwerlich war. Hoffte Burella, dass Marias Liebe zu Hudson während dieser langen Zeit erlöschen würde?

Maria musste gewarnt werden. Gleich, sofort wollte Hudson mit Mrs Bausum darüber sprechen. Und weil er dachte, Maria sei bei den Russells, um Burella bis zur Hochzeit Gesellschaft zu leisten, ging er direkt zu Mrs Bausum.

Doch als er dort ankam, gab es eine Überraschung.

»Ich kann doch sicher mit Ihnen sprechen, ohne gleich wieder befürchten zu müssen, etwas Falsches zu tun?«, fragte er Mrs Bausum.

»Nein, eigentlich können Sie nicht mit mir sprechen, weil Maria hier ist. Miss Aldersey hat sie heute Morgen nach Hause gebracht. Aber kommen Sie trotzdem kurz herein.«

Mrs Bausum führte ihn in das Wohnzimmer.

»Warten Sie hier! Ich werde Maria bitten, nicht herunterzukommen.«

Hudson erschien das alles wie eine Gebetserhörung, Jetzt konnte er doch selbst Maria warnen, nicht mit ihrer Schwester nach Shanghai zu gehen.

»Ach, bitte lassen Sie mich doch mit ihr sprechen!«, flehte er. »Nein! Das gibt nur Ärger«, beharrte Mrs Bausum.

Doch kaum hatte sie das Zimmer verlassen, öffnete sich die Tür, und Maria trat herein. Sie war genauso überrascht wie Hudson. Wortlos sahen sie einander an. Da kam Mrs Bausum eilig gelaufen, und endlich konnte Hudson von seinen Ängsten reden, konnte er Maria vor dem Shanghai-Aufenthalt warnen.

»Ich kenne den Plan«, antwortete Maria, »und ich bin fest entschlossen, nicht zu gehen.«

»Ich denke, es wäre ganz gut und würde viel Ärger vermeiden, wenn wir Miss Aldersey erzählen, wie es zu Hudsons Besuch hier kam«, meinte Mrs Bausum ängstlich. »Vielleicht kommt ihr ja sonst etwas ganz Falsches zu Ohren! Ich werde ihr sagen, dass die Begegnung vollkommen zufällig zustande gekommen ist.«

Burella hatte mit ihrer Schwester ganz andere Pläne. Inständig hoffte sie darauf, dass der amerikanische Missionar William Aitchison Maria einen Heiratsantrag machen würde. Auch Taylor hatte davon gehört, dass Aitchison, »den ich mit großem Respekt und mit Liebe im Herrn betrachte«, von Maria »hingerissen« sei.

›Wenn ich meine Liebe zu Maria offen zeigen könnte‹, überlegte sich Taylor, ›dann würde der arme Aitchison keine Gefühle wachsen lassen, die nachher nur enttäuscht werden müssen.‹ Also entschloss er sich, die Sache mit Aitchison zu klären.

»Maria und ich warten nur noch auf die Antwort ihres Vormunds«, eröffnete er dem amerikanischen Missionar. »Inzwischen betrachten wir uns schon als verlobt.« Armer Aitchison!

Maria muss etwas Unwiderstehliches an sich gehabt haben. War es ihre hübsche schlanke Figur? Ihr hellbraunes Haar? Vielleicht sogar ihr ganz leichter Silberblick, der sie so attraktiv machte?

Ein Niederländer – Gaillard hieß er – kam nach Ningbo, und Hudson Taylor lud ihn in sein Haus in der Bridge Street ein. Eines Abends, als die beiden Männer miteinander sprachen, beugte sich Gaillard im Laufe des Gesprächs vor, so als wolle er Hudson etwas sehr Wichtiges anvertrauen.

»Ich habe zwei Damen in Holland und Deutschland einen Heiratsantrag gemacht. Aber jetzt hat mich der Charme von Miss Maria Dyer so bezaubert, dass ich am liebsten sie heiraten würde.«

Hudson Taylor behielt Würde, doch innerlich kochte er. »Und was würden Sie tun, wenn alle drei Ja sagen?«, fragte er kühl.

Beunruhigt musste Taylor Gerüchte zur Kenntnis nehmen, wonach Maria nun doch mit Burella nach Shanghai gehen wollte. Wenn nur die Tarns endlich antworten würden! Er musste unbedingt noch einmal mit Maria reden.

Am 14. November besuchte er die Knowltons – amerikanische Baptisten, mit denen er befreundet war. Sie lebten in der Nähe Marias. Zufällig hatte Taylor davon erfahren, dass auch sie nach Shanghai fahren wollten. Und als er Mrs Knowlton darum bat, willigte sie ein, Maria eine kurze Nachricht zukommen zu lassen.

Meine liebe Miss Maria,

wie ich höre, wollen auch Sie nach Shanghai fahren. Wir selbst werden am Montag abreisen. Darf ich Sie bitten, vorher noch einmal kurz bei uns vorbeizuschauen? Wir hätten eine Kleinigkeit mit Ihnen zu besprechen. Wenn es Ihnen passt, dann kommen Sie doch einfach gleich zu uns.

Herzliche Grüße,

Ihre L. A. Knowlton

P.S. Falls Sie jetzt nicht kommen können, nennen Sie uns eine andere Zeit.

Maria kam sofort. Mrs Knowlton führte sie in den Raum, in dem Hudson auf Maria wartete, und schlüpfte gleich wieder hinaus. Zum ersten Mal konnten sich die beiden Liebenden allein unterhalten. Befangen saßen sie nebeneinander auf dem Sofa, bis Hudson Maria in den Arm nahm. Später berichtete er: »Sie gab mir einen so wunderbaren Kuss, dass er allein schon ein Dutzend Küsse wieder wettgemacht hätte. Das war ein besseres Stärkungsmittel als ein halbes Dutzend Flaschen Chinin, Portwein oder irgendetwas anderes. Noch nie in meinem Leben habe ich mich besser und gesünder gefühlt … Sie ist einfach ein wunderbares Mädchen. Und jetzt, wo ich weiß, was sie alles durchgemacht hat, liebe und bewundere ich sie mehr denn je.«

Sechs Stunden blieben sie zusammen, und dann trafen sie eine wichtige Entscheidung. Sie wollten sich verloben – ganz gleich, wie die Antwort der Tarns ausfallen würde.

Aus einem Brief, den Hudson an Amelia schrieb, geht immerhin hervor, dass es nicht bei dem einen »wunderbaren Kuss« geblieben ist. »Kaum war ich verlobt«, schrieb er darin, »versuchte ich, alle die Küsse aufzuholen, die mir in den letzten Monaten vorenthalten wurden.«

22 Ein kostbarer Schatz

Hudson und Maria entschieden sich, Miss Aldersey in der Weise ihre Achtung und ihren Respekt zu erweisen, indem sie als Erste von ihrer Verlobung erfahren sollte. Also besuchte Taylor sie an einem Montagabend und berichtete ihr, was geschehen war. Die alte Dame sagte wenig. Vielleicht ist sie sich ihrer Ablehnung selbst nicht mehr so sicher, hoffte Hudson.

Doch am nächsten Tag erhielt Maria eine Botschaft von ihr. Knapp und diktatorisch verlangte sie darin: »Als dein Vormund fordere ich dich auf, sofort zu mir zu kommen.« Maria antwortete: »Als meinen Vormund kann ich Sie nicht betrachten. Doch ich komme jederzeit und gern zu Ihnen als zu einer geschätzten Freundin.«

Darauf flatterte eine weitere Nachricht von Miss Aldersey ins Haus. Maria sei »merkwürdig vernarrt« in Mr Taylor, hieß es darin. Und dann berichtete Miss Aldersey, William Russell habe gesagt, man »müsste diesen Taylor auspeitschen lassen«, und er selbst werde ihm das Abendmahl verweigern, wenn er so weitermache.

Doch dann kam endlich einmal eine gute Nachricht. Maria erhielt den lang ersehnten Brief von ihrer Tante, Mrs Tarn. Ihr Herz machte einen regelrechten Freudensprung, als sie den Brief las, und sie schickte sofort eine Nachricht an Hudson.

Mein Einziger und Geliebter,

gerade habe ich einen Brief von meiner Tante bekommen. Sie und mein Onkel teilen mir mit, dass sie keinerlei Gründe sehen, sich meinen Wünschen zu widersetzen. Bitte komm schnell,

Deine Dich liebende Maria

George Pearse, mit dem die Tarns befreundet waren, hatte sie zu diesem Schreiben ermutigt. Das heißt: Er trug Hudson den Austritt aus der CES nicht nach. Den Tarns hatte er gesagt, er könne gar nicht verstehen, weshalb Miss Aldersey sich dieser Verbindung so hartnäckig widersetze. Ob sie Maria nicht als Mitarbeiterin an der Schule verlieren wollte? Pearse jedenfalls schickte sowohl Hudson als auch Maria seine Glückwünsche.

Die Tarns schrieben an Maria: »Wir sind mit Deiner Wahl voll und ganz einverstanden!« Und an Hudson: »Wir billigen Ihre Verbindung ohne jede Einschränkung!«

Nun konnte das Paar endlich seine Verlobung offiziell bekannt geben. Jeden Abend verbrachten sie gemeinsam. Miss Aldersey verhielt sich merkwürdig still. In Zusammenhang mit der Heirat hatten die Tarns nur eine Bedingung gestellt: Sie sollten erst heiraten, wenn Maria volljährig war – und das dauerte noch einen Monat, bis zum 16. Januar 1858.

Das Weihnachtsfest wurde zu einem der schönsten, die Hudson je erlebt hatte. Gefeiert wurde das Fest gleich mehrfach. Eine Feier war für die jüngeren Europäer gedacht, die in Ningbo lebten. Sie fand im Haus von John Nevius statt, dem amerikanischen Presbyterianer. Hudson und Maria waren eingeladen, ebenso Robert Hart, der auch einmal – freilich ohne Erfolg – um Marias Hand angehalten hatte. Sie saßen alle um einen runden Tisch und spielten ein Spiel, bei dem man die Hände unter dem Tisch verstecken musste. Maria – voller Zärtlichkeit für ihren Hudson – wollte ihm unbedingt ein Zeichen ihrer Zuneigung geben. Und John Nevius war nicht wenig überrascht, als plötzlich jemand unter dem Tisch seine Hand ergriff und sie liebevoll streichelte. Natürlich war ihm klar, dass er mit einem anderen verwechselt wurde. Doch er genoss das Spielchen und erwiderte den Händedruck ebenso liebevoll. Entsetzt erkannte nun auch Maria ihren Fehler. Doch als sie ihre Hand zurückziehen wollte, wurde sie festgehalten. Erst als John Nevius die Tränen in Marias Augen sah, merkte er, dass er mit seinem Scherz zu weit gegangen war, und ließ Marias Hand los.

Noch ein Brief aus England war unterwegs. Er war an Hudson Taylor adressiert und kam von Georg Müller.

Bristol, den 9. Dezember 1857

Mein lieber Bruder,

mit großer Freude im Herrn kann ich Ihnen heute die beiliegenden 40 Pfund senden, die ich vom Herrn einfach als Antwort auf mein Gebet erhalten habe. Möge es eine weitere Ermutigung für Sie sein, dass der Herr bereit ist, Ihre Gebete zu erhören, wenn Sie ihn in der Not anrufen.

Ich war froh zu hören, dass Sie sich entschlossen haben, die Sorge um Ihren Lebensunterhalt allein dem Herrn anzuvertrauen. Ich selbst habe ihn in 27 Jahren als treuen Gott erlebt, denn in dieser ganzen Zeit habe ich es immer nur so gehalten … Gern würde ich Ihnen mehr schreiben, doch ich habe neben meiner anderen Arbeit noch Tausende von Briefen zu erledigen.

Deshalb verbleibe ich, lieber Bruder, mit herzlichen Grüßen im Herrn, Ihr Georg Müller

In den folgenden Jahren fanden noch viele ähnliche Briefe und Spenden von Georg Müller ihren Weg nach China – und alle bedeuteten eine große Ermutigung für Hudson Taylor, Gott zu vertrauen.

Allmählich begannen Hudson und Maria, sich über ihre Hochzeit Gedanken zu machen. Maria wünschte sich, Hudson möge bei dieser Gelegenheit englische Kleidung tragen. Also ließ er sich auf der abrasierten vorderen Hälfte des Kopfes die Haare wachsen und war bereit, seinen »bianzi« abzuschneiden. Dann aber änderte Maria ihre Meinung: Das Haar würde ja ohnehin nicht schnell genug wachsen, und überhaupt würde sie ihn vielleicht gar nicht so gern in englischer Kleidung sehen.

»Ich wünschte, du würdest meine wunderbare Maria kennen«, schrieb Hudson seiner Mutter. »Sie ist ein kostbarer Schatz. Ja, sie ist alles, was ich mir je gewünscht habe … Möge Gott uns seinen

reichen Segen schenken und nicht zulassen, dass wir einander zu Götzen machen.«

Dann kam der Hochzeitstag, der 20. Januar 1858. Die Sonne schien, und Maria, gerade erst 21 Jahre alt geworden, sah bezaubernd aus in ihrem Seidenkleid und dem Brautschleier. Hudson trug ein chinesisches Gewand und hatte seinen »bianzi« ordentlich getrimmt! Den Traugottesdienst hielt Frederick Gough. Immer wieder betonte er: »Haltet euch von den Götzen fern!« Traurig war nur eines: Miss Aldersey und die Russells kamen nicht. Und Mary Jones, die das Paar so erfolgreich zusammengeführt hatte, konnte ebenfalls nicht an der Feier teilnehmen – hatte sie doch gerade vom Tod ihrer Mutter erfahren.

Die standesamtliche Trauung fand anschließend im britischen Konsulat statt. Der amerikanische Konsul hatte dem Brautpaar seine persönliche Sänfte zur Verfügung gestellt, die größte und schönste in ganz Ningbo. 24 Freunde hatten sich versammelt, dazu Offiziere eines gerade anwesenden britischen Kriegsschiffes. Thomas Meadows, der Vizekonsul, hatte die Heiratsurkunde unterzeichnet, wurde aber bei der Trauzeremonie von seinem Assistenten Robert Hart vertreten. Hart bekam von der Braut einen zärtlichen Kuss – ein kleiner Trost für ihn!

Den anschließenden Empfang hatte John Quartermans Schwester organisiert.

Der wundervollen Hochzeitsfeier folgte eine wundervolle Hochzeitsreise! Drei Wochen verbrachten die jungen Eheleute in einem Kloster. Nicht ganz zufällig, denn an solche Orte zogen sich die Bewohner Ningbos gern zurück, um der sommerlichen Hitze zu entfliehen. In Sänften waren sie die Hügel hinauf getragen worden. Hinter ihnen liefen der Koch, ein Diener und Kulis mit dem Gepäck auf Tragstöcken. An den Wochenenden freilich kehrte das Paar immer nach Ningbo zurück, um John Jones, der krank war, im Gottesdienst zu vertreten. Aus dem Kloster schrieb Tay-

lor: »Wir sind so glücklich! … Gott hat all unsere Gebete erhört. Er hat den Widerstand all der Leute heute überwunden, die uns trennen wollten, und er hat uns gezeigt, dass wir ihm in allem vertrauen können. Auch dazu hat er uns die Kraft gegeben. Wie wunderbar, mit dem Menschen verheiratet zu sein, den man wirklich und voller Zärtlichkeit liebt! Es ist ein solches Glück, dass man es kaum in Worte fassen, ja, sich nicht einmal vorstellen kann. Maria ist so wunderbar, wie ich es mir immer vorgestellt habe. Jeden Tag lerne ich meine Geliebte ein Stück besser kennen, und wenn man so einen kostbaren Schatz hat wie ich, dann wird man nur umso glücklicher, demütiger und dankbarer vor dem Geber aller Gaben, der mir ein so herrliches Geschenk gemacht hat.«

In einem Dorf beim Ostsee[35] – etwa 14 Kilometer von Ningbo entfernt – mieteten Hudson und Maria ein kleines chinesisches Haus. Und hierher luden sie am Ende ihrer Flitterwochen ihre Freunde zu einem kleinen »Empfang« ein. In Zukunft wollten sie die Woche über in diesem Haus arbeiten und am Wochenende nach Ningbo kommen.

Doch dann gab es fast eine Tragödie: Maria bekam Typhus. Hudson reiste sofort mit ihr nach Ningbo zurück und pflegte sie gemeinsam mit Mary Jones. Wochenlang dauerte die Krankheit, dann ging es endlich aufwärts. Aber nun wurde Hudson krank! Es war April, bis beide wieder einigermaßen gesund waren. Sie lebten nun bei Mrs Bausum, genossen deren friedliches Haus mit dem Rosengarten und erholten sich allmählich. Im gleichen Monat teilte Hudson seiner Mutter mit, dass sie, wenn alles gut ginge, bald Großmutter würde. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie sehr ich meine Frau liebe. Alle meine Wünsche sind in ihr erfüllt … Sie ist für mich die wunderbarste Frau der Welt …«

35 A. d. H.: Heute allgemein als »Dongqian-See« bekannt.

Nachdem sie wieder gesund waren, zogen sie in das alte Dachgeschoss über der Schule in der Bridge Street, wo Hudson als Junggeselle gelebt hatte. Sie renovierten die gesamte Wohnung, legten einen neuen Boden, teilten sie in kleinere Zimmer auf und stellten chinesische Möbel hinein. Maria hatte sich an Mary Jones' Witz erinnert, dass Hudson ja nun Besucher empfangen könne. Hudson eröffnete wieder seine Apotheke und begann auch wieder, Opiumabhängige zu behandeln. Dabei machte er die Erfahrung, dass er seinen Patienten am besten helfen konnte, wenn er sie zu Jesus führte. Eine ausschließlich medizinische Behandlung brachte nicht so gute Ergebnisse. Maria eröffnete eine Schule für neun bis zehn Mädchen, wobei sie von einer früheren Schülerin unterstützt wurde. Was sie an Spenden erhielten, reichte für ihren Lebensunterhalt. Maria hatte ein eigenes kleines Einkommen, mit dem sie ihre persönlichen Bedürfnisse finanzieren konnte.

Unter den Zuhörern in der Bridge-Street-Kapelle war Ni Yongfa, ein Baumwollhändler aus Ningbo. Er führte eine buddhistische Glaubensgemeinschaft, die Reformen anstrebte, den Götzendienst ablehnte und nach der Wahrheit suchte. Am Ende einer von Hudsons Predigten stand Ni auf und wandte sich an die Versammelten.

»Ich habe lange nach der Wahrheit gesucht – so wie mein Vater vor mir«, sagte er laut und deutlich. »Ich bin weit gereist, aber ich habe sie nicht gefunden. Weder im Konfuzianismus noch im Buddhismus und auch nicht im Taoismus habe ich Frieden gefunden. Das habe ich erst in der Predigt, die ich heute Abend gehört habe. Von jetzt an glaube ich an Jesus.«

Ni nahm Hudson Taylor zu einem Treffen der Glaubensgemeinschaft mit, deren Führer er gewesen war. Hier wollte er die Gründe nennen, weshalb er seinen Glauben gewechselt hatte. Und staunend musste Taylor erleben, mit welcher Klarheit und Kraft Ni sprach. Unter dem Eindruck dieser Rede bekehrte sich ein weiteres Mitglied der Gruppe, das dann mit Ni zusammen getauft wurde.

»Wie lange kennt ihr in England schon das Evangelium?«, fragte Ni Hudson Taylor.

»Schon ein paar hundert Jahre«, antwortete Hudson ein wenig beschämt.

»Was?«, rief Ni. »Und erst jetzt kommt ihr und erzählt uns davon? Mein Vater hat mehr als 20 Jahre nach der Wahrheit gesucht, und er ist gestorben, ohne sie gefunden zu haben. Warum seid ihr nicht früher gekommen?«

Eine schwere Frage!

Im Juni 1858 endete der zweite Krieg zwischen den europäischen Mächten und China.[36] Russland, die USA, Großbritannien und Frankreich schlossen mit China den Vertrag von Tientsin. Für die Ausländer bedeutete das: Zehn weitere Häfen und der gesamte Jangtse standen ihnen nun offen, um Handel zu treiben und sich dort anzusiedeln. Diplomatische Vertreter der vier Mächte ließen sich in Peking nieder, Ausländer durften außerhalb der Vertragshäfen ungehindert Reisen unternehmen und Geschäfte abschließen. Und – den Christen wurde Religionsfreiheit zugesagt. Sowohl chinesische Christen als auch Missionare sollten ihren Glauben ungehindert praktizieren dürfen. Fraglich blieb allerdings, in welchem Maße die Mandarine diese Konzessionen anerkennen würden.

Die Reaktion im *Gleaner* der CES war typisch für den Jubel, den diese Nachrichten überall in der christlichen Welt auslösten. »Dank sei Gott! Ehrlicher, tiefster Dank! Ganz China steht offen! Die Gebete eines halben Jahrhunderts wurden erhört … Für die Missionsarbeit in China beginnt ein neues Zeitalter! Neue Gebiete erschließen sich uns; Provinzen, die so groß sind wie die europäischen Königreiche …«

Miss Aldersey und die Russells fingen an, sich von ihrer freundlichen Seite zu zeigen, und Burella schrieb liebevolle Briefe aus Shanghai. Aus England kam das Harmonium; zwar feucht und beschädigt, aber Hudson konnte es reparieren. Wie genossen er

36 A. d. H.: Allgemein als »Zweiter Opiumkrieg« bekannt. Offiziell ging er 1860 zu Ende.

und Maria die Stunden, die sie gemeinsam davor verbrachten! Doch im Herbst mussten sie gleich mit zwei schweren Schicksalsschlägen fertigwerden. Ende August kam eine kurze Nachricht von John Burdon: Burella war tot, mit 23 Jahren an der Cholera gestorben. Burdon hatte mit seinen 32 Jahren nun schon zum zweiten Mal seine Frau verloren. Jetzt stand er mit seinem Kind allein da. Wieder unternahm er evangelistische Reisen mit William Aitchison, doch noch lange Zeit konnte er sich der Tränen nicht erwehren, wenn er von seiner geliebten Burella sprach.

Dann wurde im Oktober Marias Baby zwei Monate zu früh geboren und starb. »Immer wieder«, schrieb Maria an Hudsons Mutter, »haben wir das kleine ungeborene Kind Gott geweiht, und er … hat unseren Herzenswunsch sicherlich erhört.«

Zu Weihnachten gedachten die einheimischen und ausländischen Christen von Ningbo dann daran, dass der Retter Jesus Christus in diese Welt hineingeboren worden war. Die Gemeinde in Ningbo war 1858 um fünf chinesische Mitglieder gewachsen. Zur Freude aller trug einer der neuen chinesischen Christen, der bereits als Prediger arbeitete, seine Gedanken zu den weihnachtlichen Andachten bei. Wo Tod gewesen war, gab es auch Leben.

Taylor brauchte auch weiter einen großen Teil seiner Zeit, um Opiumabhängigen zu helfen. Sehr erfolgreich übrigens. Und so hatte er sich schon einen guten Ruf erworben.

An einem Sonntagabend, nach einem anstrengenden Predigttag, brachte man spät noch einen Mann zu ihm, der eine Überdosis Opium genommen hatte. Jede Hilfe schien hoffnungslos. Taylor versuchte, ihm ein Mittel einzuflößen, aber der Mann riss sich immer wieder von den Leuten los, die ihn festhielten. Wie wahnsinnig lief er davon, wurde aber immer wieder zurückgebracht. Erst um zwei Uhr morgens hatte Taylor den Eindruck, ihn nun allein lassen zu können und selbst ein wenig zu schlafen. Und was niemand für möglich gehalten hätte, geschah: Der Mann wurde gerettet.

Am Sonntag, dem 31. Juli 1859, war es schrecklich heiß. An diesem Tag musste John Jones den Gottesdienst allein halten, denn in einem Raum im oberen Stockwerk brachte Maria mit Hudson als Arzt und Mary Jones als Hebamme Grace Dyer Taylor zur Welt. Alles ging gut. Als Taylor seinen Eltern von ihrem ersten Enkelkind berichtete, schrieb er: »Ich hatte mir so sehr ein Mädchen gewünscht. Sie ist ein getreues Abbild meiner geliebten Maria.«

In der Woche danach flammten wieder Aufstände auf, verbunden mit einer ausländerfeindlichen Stimmung. William Parker überredete Maria, die Stadt zu verlassen und in seine Klinik zu kommen, die zwischen dem Fluss und der Stadtmauer lag. Hier wäre sie besser aufgehoben. Aus der Klinik schrieb Maria an Hudson:

»Mein Geliebter, mein Schatz,

Deine geflohene Frau ist von Dr. Parker und seiner Frau herzlich aufgenommen worden … Als ich durch die Stadt kam, habe ich nichts von einem Aufruhr gemerkt. Doch das Salztor war geschlossen. Kurz vor dem Tor traf ich Mr Jones, der freundlicherweise mit mir umkehrte und dafür sorgte, dass ich durchgelassen wurde. Niemand widersetzte sich seinen Wünschen … Wann werde ich Dich wieder küssen können, wann Deine liebevollen Arme spüren? Gott segne Dich, mein geliebter Hudson, mein Mann! Er bewahre Dich vor allem Schaden …«

Im August erkrankte Dr. Parkers Frau an der Cholera. Hudson Taylor übernahm die Klinik und die Ambulanz. Nur 36 Stunden später starb Mrs Parker. Ihr Mann blieb mit fünf Kindern zurück.

Von den mehr als 200 protestantischen Missionaren, die seit 1850[37] nach China gekommen waren, waren mehr als 40 gestorben, und mehr als 50 hatten ihre Frau verloren. Doch John Jones' Mei-

37 A. d. H.: Während hier in der ersten deutschen Ausgabe eine falsche Jahreszahl vorliegt, ist vermutlich davon auszugehen, dass stattdessen 1850 gemeint ist.

nung war bezeichnend für sie alle: »Wenn wir noch einmal die Wahl hätten, würden wir wieder diese Arbeit und diesen Ort wählen.«

Doch für Parker gab es vorläufig keine andere Lösung, als seine Kinder zu den Großeltern nach Schottland mitzunehmen. Das wäre eigentlich das Ende seiner so erfolgreichen Privatpraxis gewesen, durch die er immerhin so viel Geld verdient hatte, dass er eine Klinik finanzieren konnte. Fast alle dachten, nun müsse auch die Klinik geschlossen werden.

Doch Hudson Taylor war da ganz anderer Meinung. »Eine brandneue Klinik, die so gut läuft«, meinte er, »sollte nicht leer stehen. Wenn Gott will, dass sie weitergeführt wird, dann schenkt er auch die Mittel dazu.«

Bereits Mitte September übernahm Taylor die Klinik von Parker. Er und Maria zogen in das danebenstehende Haus, das die Parkers bewohnt hatten. »Um diese Arbeit weiterführen zu können«, erklärte Hudson, »muss ich ganz auf den Herrn vertrauen.«

Ein paar Wochen lang kamen nur sehr wenige Patienten, doch allmählich erwarb sich Hudson Taylor einen ebenso guten Ruf wie sein Vorgänger. Die neue Verantwortung verband sich mit unerhört viel Arbeit. Eine Belastung, die nicht ohne Auswirkung auf Hudsons Gesundheit blieb. Maria klagte, sein Gesicht sei »lang und schmal« geworden.

Dann kam der Tag, als Hudsons alter Freund und Koch meldete: »Wir haben gerade den letzten Sack Reis geöffnet.« Doch Hudson blieb ruhig.

»Dann wird der Herr sicher bald helfen«, meinte er zuversichtlich.

Und tatsächlich kam bald darauf ein Brief von William Berger. »Ich habe etwas von meinem Vater geerbt«, schrieb er, »werde aber mein Leben nicht ändern. Bitte gebrauchen Sie die beiliegenden 50 Pfund, wie Sie es für richtig halten. Würden Sie es mich bitte wissen lassen, wie viel Sie noch brauchen?«

Hudson und Maria riefen alle ihre Mitarbeiter zusammen und übersetzten ihnen den Brief.

»Halleluja!«, riefen die sonst eher zurückhaltenden Chinesen und liefen eilig auf alle Stationen, um den Patienten von dem »Wunder« zu erzählen.

Im März 1860 zählte die Bridge-Street-Gemeinde 21 Mitglieder. Außer dem Baumwollhändler Ni Yongfa waren da noch der Lehrer Tsiu mit seiner Mutter, der Korbflechter Feng, der Bauer Wang und der Maler Wang. Nach dem Muster Wesleys hatte Taylor zwei einheimische Leiter eingesetzt, die helfen sollten, die anderen zu unterrichten, ihnen Verantwortung zu übertragen und Erfahrung zu vermitteln. Diese Hilfe war auch bitter nötig. Denn immer mehr Patienten kamen in die Klinik, und Taylor musste eingestehen: »Die Arbeit übersteigt meine Kräfte und meine Zeit.«

»Ich muss Dir mitteilen, dass mich seit einiger Zeit meine Gesundheit im Stich lässt«, schrieb er seiner Mutter. »Ich fühle mich meiner Arbeit nicht mehr gewachsen. Natürlich ist es problematisch, sein eigener Arzt zu sein … Insofern ist meine Diagnose vorsichtig zu beurteilen. Dennoch fürchte ich, dass meine Lungen tuberkulös infiziert sind und der Schüttelfrost auch meine Leber und die Milz in Mitleidenschaft gezogen hat … Vielleicht werde ich wohl oder übel für einige Zeit nach Hause kommen müssen.«

Im April fühlte er sich so schlecht, dass er meinte, den Sommer nicht zu überleben. »Andererseits«, so schrieb er seinem Vater, »könnte ein Heimataufenthalt entweder meine Gesundheit wiederherstellen (wenn auch vielleicht nur für eine kurze Zeit), oder ich könnte ihn dafür nutzen, andere zur Missionsarbeit in China zu bewegen.«

Ein zweiter hinzugezogener Arzt bescheinigte ihm, dass es höchste Zeit für ihn sei, China zu verlassen, und so beschlossen Hudson und Maria im Juni, nach England zurückzukehren. Ob sie je wieder nach China zurückkommen würden?

23 Neue Weichen werden gestellt

Vor seiner Abreise lud Hudson Taylor einen chinesischen Christen ein, mit ihnen nach England zu reisen. Wang Lae-djun sollte den Taylors dabei helfen, Lieder und Bücher in das von einfachen Leuten gesprochene Chinesisch zu übersetzen, das Neue Testament im Ningbo-Dialekt zu überarbeiten und neuen Missionaren beim Lernen der chinesischen Sprache zu helfen. Vielleicht würde die Reise ja auch für Lae-djun eine wertvolle Erfahrung sein.

Hudson buchte die Überfahrt auf der »Jubilee«, einem schnittigen neuen Teeklipper. Kapitän Jones allerdings … Nun, er wirkte leicht erregbar, und möglicherweise würde er ihnen auf der Reise das Leben schwer machen.

Bevor sie China verließen, erhielt Hudson noch einen Brief von seiner Schwester Louisa, der eine wunderbare Nachricht enthielt: Sie hatte sich bekehrt! Trotz des familiären Drucks hatte sich Louisa viele Jahre Zeit genommen, bis sie sich entschied – doch nun wollte sie auch zu ihrer Entscheidung stehen. »Halte Dich von ganzem Herzen an den Herrn«, schrieb Hudson ihr sofort, »meine nun doppelt geliebte Schwester (denn Du bist ja nun in zweifachem Sinn meine Schwester), dann wirst Du vollkommene Freude erleben.«

Am 18. Juli 1860 legten sie in Shanghai ab und fuhren den Jangtse hinunter. An der Meeresmündung warfen sie Anker, um am nächsten Morgen in See zu stechen. Hudson sagte China nach sechs erlebnisreichen Jahren »Lebewohl«, Maria nach sieben Jahren. Er war 28, sie 23 Jahre alt. In der Morgendämmerung des folgenden Tages fuhren sie aufs Ostchinesische Meer hinaus.

Hudsons erster Eindruck von Kapitän Jones bestätigte sich leider schon bald. Er war nicht nur leicht erregbar, sondern sogar

ständig schlecht gelaunt. Unglücklicherweise weinte die kleine Grace, die ihre ersten Zähne bekam, sehr viel.

»Ich kann Ihrem Kind nicht erlauben, derart zu schreien«, brüllte Kapitän Jones – wohl eine der einfältigsten Bemerkungen des ganzen Jahrhunderts!

Hudson Taylors Antwort ist nicht bekannt. Aber er wagte es dennoch, den Kapitän danach zu fragen, ob er Gottesdienste auf dem Schiff abhalten dürfe. Zu seiner großen Freude stimmte der Kapitän zu. Ob er darauf hoffte, dass der Gesang Graces Weinen übertönen würde?

Es war keine leichte Reise. Viele an Bord (auch Hudson Taylor) bekamen die Ruhr; Maria erkrankte an einer Magen-Darm-Entzündung. In der Kajüte hatten sie Wanzen, und Hudson verärgerte – wieder einmal – den Kapitän, weil er sich weigerte, am Sonntag, wenn Händler an Bord kamen, für ihn zu dolmetschen und Geschäfte abzuschließen. Ihr einziger Trost war, dass die Reise nur noch vier Monate und drei Tage statt der üblichen sechs Monate dauerte. Am Dienstag, dem 20. November, wachten sie in Gravesend auf. Während ihrer Reise hatte sich in London etwas Wichtiges ereignet: Die CES hatte sich nach zehn Jahren wohlmeinender Stümperei sowie bemerkenswertem Nichtwissen in Fragen der fernöstlichen Missionsarbeit aufgelöst.

Wang Lae-djun war begeistert, als sie einen Zug bestiegen und nach London fuhren. Er hatte noch nie einen Zug gesehen, geschweige denn, dass er in einem solchen gefahren wäre. Taylor trug seine chinesische Kleidung, während Maria zwar attraktiv aussah, aber hoffnungslos altmodisch gekleidet war. Und die 16 Monate alte Grace trug ihre weißen Unterhosen fast bis zu den Knöcheln.

Die Reise endete in Westbourne Grove Nr. 63, Bayswater, London, wo Hudsons Schwester Amelia mit ihrem Mann Benjamin Broomhall wohnte, den sie einige Monate zuvor geheiratet hatte. Zur Freude aller war auch Louisa da. Begeistert und glücklich begrüßte sie Hudson und Maria, zeigte sich aber leicht geniert über

die altmodischen Kleider ihrer Schwägerin. Also steckte Louisa ihre Schwägerin Maria rasch in einen modischen schwarzen Seidenrock mit Krinoline und ein dazu passendes Jäckchen. Anschließend überredete sie Hudson, englische Kleidung anzulegen. Die Begeisterung der Londoner über seine chinesischen Gewänder hielt sich nämlich durchaus in Grenzen. Fünf Monate blieben sie in Bayswater. Dort schlossen sie sich der Baptistengemeinde in Westbourne Grove an, wobei sie enge Freundschaft mit deren Pastor W. G. Lewis schlossen.

»Sie sollten den Leuten erlauben, Sie mit ›Herr Pastor‹ anzureden«, riet Lewis Hudson Taylor. Schon oft war Hudson darum gebeten worden – diesmal willigte er ein.

Am 8. Dezember fuhren Hudson, Maria, Wang Lae-djun und Grace dann in Richtung Barnsley, wo sie von der Familie schon sehnsüchtig erwartet wurden. Wie sehr haben sie dieses Weihnachtsfest genossen! Amelia und Benjamin kamen aus London und aus Hull Hudsons Lieblingstante Hannah Hardey und sein Onkel Richard. Allmählich besserte sich auch Hudsons Gesundheitszustand.

Auf Drängen der Eltern und Marias suchte er dennoch seinen früheren Lehrer am London Hospital auf und bat ihn um eine Untersuchung. Dr. Andrew Clarke sah sehr ernst aus, als er Hudson seine Diagnose mitteilte: »Sie müssen jeden Gedanken an eine Auslandsreise aufgeben«, erklärte er ihm. »Mindestens für die nächsten Jahre, wenn nicht sogar für immer. Sonst sind Sie ein Todeskandidat. Ihre Leber, der gesamte Verdauungstrakt und auch das Nervensystem sind hochgradig geschädigt.«

Doch Hudson ließ sich von dieser Nachricht nicht deprimieren. Die Übersetzungsarbeit und die Aufgabe, andere zur Evangelisierung Chinas zu bewegen, beschäftigten ihn so stark, dass es ihm momentan fast gleichgültig war, ob er nach China zurückkehren konnte. Bald schon konnte er ein Gesangbuch im Ningbo-Dialekt in Druck geben, und andere Bücher folgten unmittelbar

darauf. Er schrieb für verschiedene Zeitschriften Artikel über China und überredete die Bibelgesellschaft, eine Neuausgabe des Neuen Testaments im volkssprachlichen Ningbo-Dialekt in westlicher Umschrift[38] zu finanzieren. Er selbst wollte sich zusammen mit Frederick Gough als Herausgeber betätigen.

Noch eine wichtige Entscheidung traf er in jenen Tagen. Die Taylors beschlossen, in die Nähe des London Hospital umzuziehen, damit Hudson sein Medizinstudium fortsetzen und abschließen konnte. Nur zu schmerzlich hatte er doch erfahren, wie nachteilig es war, keinen anerkannten Abschluss vorweisen zu können. Ein bis drei Jahre Studium würde er noch brauchen, um die erforderlichen Prüfungen vor der Britischen Ärztekammer abzulegen.

Am 3. April brachte Maria in Bayswater ihren ersten Sohn zur Welt, Herbert Hudson, und am 9. April zogen Hudson, Maria, Wang Lae-djun, Grace und Herbert um – in die Beaumont Street 1, Mile End Road. Von dort aus war Hudson in nur wenigen Minuten Fußweg im London Hospital mit seinem brandneuen medizinischen College. Von nun an war ein erhebliches Organisationstalent notwendig, um die medizinischen Arbeiten, das Studium und die Revision des Neuen Testaments im Ningbo-Dialekt miteinander zu koordinieren.

Noch in China hatte Hudson seine Eltern gebeten, nach fünf jungen Missionaren für Ningbo Ausschau zu halten. Sein Vater nun hatte von einem jungen Mann gehört – James Meadows aus Norfolk, der zwar noch nicht lange Christ war, aber für die Aufgabe bestens geeignet schien. Meadows kam im Oktober in die Beaumont Street und wohnte bei den Taylors. Bei dieser Gelegenheit wollten sie herausfinden, ob er imstande war, die chinesische Sprache zu lernen. Außerdem wollten sie herausfinden, ob er für diesen Dienst ein wirklich Berufener war. Schon nach wenigen Wochen

38 A. d. H.: Dabei handelte es sich höchstwahrscheinlich um ein NT in diesem Dialekt, dessen Text transkribiert worden war.

wusste Hudson Taylor, dass James der richtige Mann für China war. Er sollte der erste der fünf neuen Missionare sein und so bald wie möglich nach China reisen. Weihnachten fuhr Meadows nach Hause und heiratete seine Verlobte Martha.

Zu Silvester erfuhr Hudson dann, dass ein schnelles Schiff, die »Challenger«, im Hafen lag und bald nach China segeln würde. Sofort nahm er mit dem Kapitän Kontakt auf. William Berger spendete das Fahrgeld für das junge Paar, und schon am Morgen des 8. Januar 1862 segelten James und Martha auf der »Challenger« die Themse hinunter in Richtung China. Vor ihnen lag eine unbekannte Zukunft.

Vier Tage zuvor hatte Dr. William Parker mit seiner zweiten Frau Glasgow verlassen – mit demselben Ziel.

Im Juli 1862 legte Hudson Taylor sein Examen ab und war seitdem Mitglied des »Royal College of Surgeons«, der Britischen Ärztekammer. Fortan durfte er seinem Namen ein »MRCS, England« hinzufügen. Hudson atmete auf. Jetzt konnte er sich endlich uneingeschränkt der Überarbeitung des Neuen Testaments für Ningbo widmen. Inzwischen hatte ihn auch die gute Nachricht erreicht, dass die Meadows und die Parkers wohlbehalten in China angekommen waren.

Im Sommer verbrachten die Taylors eine Ferienwoche bei ihrem reichen Freund und Gönner William Berger. Berger besaß eine Stärkefabrik und lebte in Saint Hill in einem schönen Haus, das von einem riesengroßen, gepflegten Rasen umgeben war und an einem See lag, mitten in der hügeligen Landschaft von Sussex. Bergers nüchterner Geschäftssinn und Taylors geistliche Sicht der Dinge ergänzten einander gut; vielleicht auch deswegen, weil jeder von ihnen etwas von beidem besaß.

1861 hatte Hudson Taylor an einigen Veranstaltungen der Christ Church in Barnet[39] teilgenommen, die von deren Pfarrer William

39 A. d. H.: Heute nördlicher Stadtteil von London.

Pennefather organisiert wurden, dem Dichter des Kirchenliedes »Jesus, stand among us in Thy risen pow'r«[40]. Pennefather galt gemeinhin als »der Georg Müller der anglikanischen Kirche …, als ein Mann, der mit Gott lebte«. Auch Horatius Bonar, der Choraldichter, George Pearse sowie Mitglieder der Brüdergemeinde in Tottenham einschließlich Miss Stacey waren gekommen, um Pennefathers Predigten zu hören. Im Juli 1862 nahmen Hudson und Maria wieder an diesen Veranstaltungen der Christ Church teil, aus denen später die Mildmay-Konferenz entstand, die auch Hudson Taylor besuchte.

Aus der Mildmay-Konferenz wurde später die Keswick-Konferenz, die sich das Motto gegeben hatte: »Alle sind eins in Christus Jesus«. Hudson Taylor mochte die offene Gesinnung, die dort herrschte; sie war ökumenisch im besten Sinne. Während seines Englandaufenthalts hatte er denn auch überall – und das sehr gern – gepredigt, wohin man ihn eingeladen hatte; bei den Anglikanern, den Baptisten, Methodisten, den Brüdergemeinden und sonstigen Freikirchen. Ebenso hatte er mit vielen verschiedenen Missionsgesellschaften zusammengearbeitet.

Ende des Jahres legte er vor der Ärztekammer noch eine Zusatzprüfung in Geburtshilfe ab. Nun durfte er seinen Titel noch um einige Buchstaben erweitern: »LM (RCS)« (Licentiate in Midwifery, Royal College of Surgeons) – so lautete der vollständige Titel. Und dann brachte Maria ihren zweiten Sohn Frederick Howard zur Welt, der am 23. November geboren wurde.

Doch die Missionsarbeit in China forderte weiterhin einen hohen Blutzoll: William Parker starb an den Verletzungen, die er sich zugezogen hatte, als er vom Pferd stürzte und über eine Brücke ins eisige Wasser eines Flusses fiel. Einer der erfolgreichsten Missionsärzte in China hatte sein Leben hingeben müssen.

40 A. d. H.: Frei übersetzt kann man den Titel unter Berücksichtigung des Versmaßes mit »Jesus, Auferstandner, wirke unter uns« wiedergeben.

Einige Monate später erlag die junge Martha Meadows der Cholera. Ihr Mann James schrieb an ihre Mutter: »Ein früher Tod bedeutet eine frühe Ehrenkrone! Du hast ein Kind im Himmel!«

Und John Jones, der wegen seines schlechten Gesundheitszustands mit seiner Familie China hatte verlassen müssen, starb auf See und wurde auf St. Helena bestattet.

Alle diese Nachrichten weckten in Hudson Taylor den Wunsch, wieder nach China zurückzukehren, um den Missionaren dort bei ihrer Arbeit zu helfen.

Im Sommer 1863 verbrachten die Taylors und Wang Lae-djun eine unvergessliche Woche bei Georg Müller in Bristol. Müller leitete inzwischen drei große Kinderheime in Ashley Down bei Bristol sowie die stetig wachsende Bethesda-Gemeinde im Stadtzentrum. Hudson Taylor sprach vor der Gemeinde und auch vor den Kindern von Ashley Down.

Im Mai 1864 erlebten Hudson, Maria und Lae-djun Charles Haddon Spurgeon in der neuen Metropolitan-Tabernacle-Gemeinde. Sie lernten damit den populärsten Prediger Londons kennen. Auch er bat Hudson, vor einer Versammlung zu sprechen. Die beiden Männer bewunderten einander sehr – nicht ohne Grund behielt Spurgeons Porträt stets seinen Ehrenplatz in Hudsons Londoner Büro.

Doch nun wurde es Zeit für Wang Lae-djun, nach China zurückzukehren. Schon viel zu lange war er von seiner Frau und seiner Familie getrennt gewesen. Aus Dankbarkeit für diese Opferbereitschaft und Wangs tatkräftige Mitarbeit an der Überarbeitung des Neuen Testaments im Ningbo-Dialekt wollte Taylor Lae-djun die letzten Wochen in England so angenehm wie möglich gestalten. Er nahm ihn mit ins Museum des Guy's Hospital, zur Royal Geographical Society, zum Parlamentsgebäude (Houses of Parliament) und zu einem Gottesdienst in der Westminster Abbey. Doch dann kam der Abschied. Eine kleine Gruppe begleitete Wang nach

Gravesend, wo das Schiff ankerte. Mit an Bord gingen zwei Missionare mit ihren Familien: Edwin Kingdon von der Baptist Missionary Society und William Robert Fuller, ein Methodist. Beide waren von Hudson auf ihren Dienst in China vorbereitet worden.

Im Juni verbrachten die Taylors eine herrliche, erholsame Woche in Yorkshire. Sie fischten und spielten am Strand von Scarborough. Dann, am 24. Juni, kam ihr dritter Sohn Samuel zur Welt.

In Shanghai hatte inzwischen ein gewisser Captain Charles George Gordon das Regiment übernommen, und unter seiner »ewig-siegreichen« Führung bekamen die kaiserlichen Truppen Chinas die Rebellen-Bewegung endlich in den Griff. Im Sommer 1864 eroberten sie Nanjing. Und das bedeutete für die Taiping-Rebellen nach 16 Jahren Kampf die endgültige Niederlage. Diese Bewegung, die einst in der christlichen Welt so viel Enthusiasmus ausgelöst hatte, war längst zu einer tragischen Karikatur des Christentums verkommen. In Wahrheit kannten ihre Mitglieder kaum etwas anderes als Gewalt und Blutvergießen. Ungefähr 20 Millionen Menschen waren in jenen Jahren durch Vergeltungsaktionen, Hunger und Krankheiten umgekommen. Wofür?

In Ningbo hatte James Meadows bereits einen guten Ruf erworben. Mrs Bausum, die inzwischen mit dem amerikanischen Baptisten E. C. Lord verheiratet war, berichtete Maria in einem Brief mit wohlwollender Ironie: »Der junge Meadows ist schon recht weise geworden; er kann bereits für die Missions- und Übersetzungsarbeit Verbesserungsvorschläge machen, die den älteren Missionaren nie in den Sinn gekommen wären! … Er gibt Mr Lord viele Informationen und spricht sehr gelehrt über chinesische Sitten und Gebräuche. Mr Lord hört so aufmerksam zu, dass jeder Schuljunge davon lernen könnte … Meadows ist meiner Meinung nach ein sehr guter Missionar und hat sich sein Lob redlich verdient.«

Im East End von London, in der Beaumont Street 1, musste – wieder einmal – eine wichtige Entscheidung getroffen werden: Das Haus war – wieder einmal – zu klein geworden. In der Coborn Street 30 fanden die Taylors dann eine neue Bleibe. Im Grunde war dieses Haus noch zu groß für sie, doch Frederick Gough bot ihnen an, einen Teil der Miete zu übernehmen, und so konnten sie am 6. Oktober 1864 einziehen. Hudson stand nun kurz vor einer Entscheidung, durch die er später in die Geschichte eingehen würde.

24 Brighton wirkt Wunder

Die Chinesen werden die besten Christen in der Welt, denn sie werden ihre Bibel genauso gründlich studieren wie ihre klassische Literatur.«

Hudson Taylor kannte diesen Satz. Seiner Ansicht nach stimmte sogar, was darin gesagt wurde; er wusste aber auch, dass die Chinesen nur dann Christen werden konnten, wenn Missionare zu ihnen kamen; Missionare, die bereit waren, bis tief in das Landesinnere vorzudringen.

Und genau das war es, wovon er die Verantwortlichen in den Missionsgesellschaften überzeugen wollte – dass sie Männer in die 11 Provinzen des Landes schicken sollten, in denen noch kein Missionar gearbeitet hatte. Man hörte ihm aufmerksam zu und antwortete dann: »Wir können kaum die bereits bestehenden Projekte finanzieren. An etwas Neues ist überhaupt nicht zu denken.« Oder auch: »Man sollte besser warten, bis Gott schenkt, dass China sich weit für das Evangelium öffnet.«

Antworten, mit denen sich Taylor einfach nicht zufriedengeben wollte. Er fragte sich: Wo wäre die europäische Christenheit heute, wenn die Apostel ebenso gedacht und auf bessere Zeiten gewartet hätten? Doch wenn die Missionsgesellschaften diese Aufgabe nicht übernehmen konnten oder wollten – wer würde es dann tun?

Als er und Frederick Gough Stunde um Stunde mit der Überarbeitung des Neuen Testaments für Ningbo beschäftigt waren, fiel ihr Blick oft auf die große China-Landkarte, die an der Wand hing. Und sie dachten an die vielen Millionen, die nie das Evangelium gehört hatten. ›Heute‹, überlegte sich Hudson, ›werden in China 30 000 Menschen sterben – ohne Hoffnung, ohne Gott.‹

Gegen Ende des Jahres 1864 begann Hudson Taylor, dann auch Pläne zu schmieden, wie er bald wieder nach China zurückkehren könnte. Aber es sollte noch dauern. Am 20. Dezember brach der zweite der fünf vorgesehenen Missionare nach China auf. Diesmal war es eine Frau. Jean Norman war eine gebildete junge Britin. Ein wachsender Kreis von Spendern, vor allem William Berger, Georg Müller und die Freunde aus Tottenham hatte für die Aussendung dieser Missionarin gesorgt. Taylor führte Buch darüber – und das überaus korrekt –, was die Missionarin mitnahm und was das alles kostete: »1 Winterkleid, 2 Röcke, 1 Krinoline, 3 Kattunkleider, 3 Unterröcke, 6 Nachthemden, 3 Unterhemden, 12 Paar Unterhosen, 9 Unterkleider, 1 Seidenschürze, 2 Dutzend Taschentücher, 9 Paar Strümpfe …« Die Liste ging noch eine halbe Seite weiter und enthielt alles – von der Zahnbürste bis zum Schreibtisch.

Anfang 1865 schrieb Hudson Taylor ein kleines Buch, das bald große Wirkung zeigte: *China – Its Spiritual Need and Claims*[41]. Im Arbeitszimmer auf und ab gehend, hatte er es Maria diktiert, so wie sein Vater früher seiner Mutter Predigten diktiert hatte. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen! Anschaulich und überzeugend waren vor allem die Beispiele, mit denen er die Größe Chinas verdeutlichte. Hier eines davon: »Wenn alle Chinesen mit einer Geschwindigkeit von knapp 50 Kilometern pro Tag an Ihnen vorübergingen und wenn sie Tag um Tag, Woche für Woche und Jahr um Jahr so weitermarschierten, so zöge der letzte erst nach siebzehneinviertel Jahren an Ihnen vorüber.«

Doch es war alles andere als ein bequemes Buch. »Können die Christen Englands«, so fragte er etwa darin, »die Hände in den Schoß legen, während ungezählte Menschen in China zugrunde gehen – zugrunde gehen, weil ihnen die [geistliche] Erkenntnis fehlt, die England in so reichem Maße besitzt, die England zu

41 Svw. *China – Seine geistliche Not und seine Herausforderungen*. A. d. H.: Der digitalisierten Fassung zufolge lautete der ursprüngliche Titel *China's Spiritual Need and Claims*.

dem gemacht hat, was es ist, und uns zu dem, was wir sind? Was lehrt uns der Herr? Wenn von einhundert Schafen eines verloren gegangen ist, dann sollen wir die neunundneunzig allein lassen und das eine suchen. Doch was machen wir? Wir machen es genau umgekehrt! Wir bleiben mit dem einen Schaf zu Hause und kümmern uns nicht um die neunundneunzig, die verloren gehen! Ihr Brüder in Christus, denkt an das Gebot, ja, den Befehl, den uns der Herr gegeben hat: ›*Geht hin* in die *ganze* Welt und predigt der *ganzen* Schöpfung das Evangelium.‹[42] Denkt an die Millionen und Abermillionen Menschen, die im armen, der Finsternis ausgelieferten China leben, zu denen kein liebevoller Nachfolger des Einen kommt, der sich selbst verleugnet hat. Zu ihnen gehen keine ›Freudenboten, die da Frieden verkündigen, Gutes predigen‹[43] …«

Doch obwohl Taylor schonungslos seinen Finger in die offenen Wunden legte – das Buch wurde ein Bestseller. 1887 gab es schon sieben Auflagen. Für Taylor selbst ist es ein mehr als schmerzhafter Prozess gewesen, es zu schreiben.

Seine Arbeit an diesem Buch ließ ihn zu der tiefen Überzeugung kommen, dass es notwendig war, ein besonderes Werk aufzubauen, um das chinesische Inland zu evangelisieren. Natürlich sah er die Möglichkeiten, die damit verbunden waren, ein solches Werk aufzubauen. Doch in welcher Form sollte dies geschehen? Und würde man damit nicht den älteren Missionsgesellschaften den Boden unter den Füßen wegziehen? Würde er sich nicht in ein Abenteuer stürzen, das dazu verurteilt war, auf tragische Weise zu enden – wie die Arbeit der CES? Auch sie hatte doch so gute Absichten gehabt. Und wie hatte er unter ihr leiden müssen!

Ungeachtet aller Ängste aber ließ sich die Vorstellung von diesem neuen Missionswerk nicht mehr aus seinen Gedanken vertreiben. Immer klarer sah er vor sich, wie es aussehen sollte. Die Mission müsste sich aus Männern und Frauen unterschiedlicher

42 A. d. H.: Markus 16,15.
43 A. d. H.: Jesaja 52,7 (Luther 1984).

Denominationen zusammensetzen, und diese Menschen müssten sich mit all ihrer Kraft für die Evangelisation, den Gemeindeaufbau und die Ausbildung von Gemeindeleitern einsetzen. Sie sollten ins Innere des Landes vordringen, von niemandem sonst als von Gott geführt und geleitet. Um alle 11 bisher unerreichten Provinzen evangelisieren zu können, wären mindestens 22 Missionare erforderlich.

Sollte er den Schritt wagen? Konnte er sich nicht mit einer weniger ehrgeizigen und aufwendigen Form des christlichen Dienstes zufriedengeben?

Er führte viele lange und ernste Gespräche mit Maria, William Berger, George Pearse und seinen Freunden aus Tottenham. Sie beteten viel, besprachen Möglichkeiten und Strategien, um das bedingungslose Vertrauen auf Gott mit wirtschaftlichen Erfordernissen in Einklang zu bringen. Monatelang bewegten Taylor so viele Gedanken und Sorgen, dass er kaum mehr als zwei Stunden an jedem Tag schlafen konnte; manchmal schlief er auch überhaupt nicht. War er bereit, das zu tun, wozu Gott ihn berief? »Und während dieser ganzen Zeit«, grübelte er, »sterben in China monatlich eine Million Menschen ohne Gott!«

»Manchmal dachte ich, ich würde den Verstand verlieren«, erinnerte er sich später. »Aber ich gab nicht auf. Schließlich wurde ich regelrecht krank. Maria ahnte etwas von dem, was mich umtrieb; doch niemandem konnte ich mein Herz ganz ausschütten. Ich wollte Maria keine so erdrückende Last aufbürden.«

Auch George Pearse sah, dass Hudson unbedingt eine Pause einlegen musste. Also lud er ihn für das Wochenende vom 24. – 26. Juni nach Brighton ein. Am Sonntagmorgen hörte Hudson die Predigt des Presbyterianers J. M. Denniston, die ihn zutiefst bewegte. »Dann«, so erinnerte er sich, »konnte ich den Anblick von vielleicht eintausend oder mehr Christen nicht länger ertragen, die sich ihrer eigenen Heilsgewissheit erfreuten, während Millionen Menschen zugrunde gingen, weil ihnen die Erkenntnis des Glaubens fehlte. So wanderte ich am Strand entlang und litt schwere

Qualen. Doch der Herr überwand meinen Unglauben, und ich stellte mich wieder neu in seinen Dienst. Ich sagte ihm, dass die gesamte Verantwortung für unsere Pläne und deren Konsequenzen bei ihm liegen müsse, dass meine Aufgabe als sein Diener nur darin bestehe, ihm zu gehorchen und zu folgen, und es seine Aufgabe wäre, für mich und meine eventuellen Mitarbeiter zu sorgen und uns zu führen.

Sofort strömte Frieden in mein gequältes Herz! Gleich hier und jetzt bat ich den Herrn um 24 Mitarbeiter, zwei für jede Provinz des chinesischen Inlandes, in der es keine Missionare gab, und zwei für die Mongolei. Dann schrieb ich das Gebetsanliegen auf eine Seite in meiner Bibel und ging frohen Herzens nach Hause. Monatelang hatte ich mich nicht mehr so ruhig gefühlt. Ich war mir ganz sicher, dass der Herr sein Werk segnen würde und dass ich daran Anteil haben sollte. Schon früher hatte ich gebetet, dass Arbeiter für die 11 unerreichten Provinzen gefunden und von Gott berufen würden und wir die nötigen Mittel hätten, für sie zu sorgen. Allerdings war ich selbst nicht bereit, mich als ihr Leiter zur Verfügung zu stellen.«

Die Bibel, in der Hudson dieses Gebetsanliegen vermerkt hatte, gibt es immer noch; vor ein paar Tagen habe ich sie in der Hand gehalten. Darin fand sich über dem 18. Kapitel von Hiob in Hudsons Handschrift die Notiz: »Für 24 willige, fähige Arbeiter gebetet, Brighton, den 25. Juni 1865.« An anderer Stelle notierte er: »Konflikt ist vorüber – Frieden, Freude. Fühlte mich, als könne ich den Hügel beim Bahnhof zu Mr Pearses Haus hinauffliegen … Und wie gut ich in jener Nacht schlief! Mrs Taylor meinte, Brighton habe Wunder gewirkt. Und das hat es auch!«

Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit ging er mit George Pearse zur »London and County Bank« und eröffnete dort ein Konto unter dem Namen »China-Inland-Mission«. Die erste Einzahlung betrug 10 Pfund. Nicht viel – aber wie Hudson es später beschrieb, waren es »10 Pfund und alle Verheißungen Gottes«.

Jetzt folgte Arbeit und noch einmal Arbeit! Zwei Ziele wollte Hudson Taylor in dieser Zeit vor allem erreichen: Er wollte seine Verwandten und den immer größer werdenden Freundeskreis ermutigen, nicht aufzuhören, um jene 24 Missionare zu beten, und er wollte durch das ganze Land reisen und Vorträge halten. Sein Terminkalender war mehr als voll. In seinen Vorträgen ging es ihm weniger darum, für die »China-Inland-Mission« zu werben oder um Spenden zu bitten. Nein! Er wollte über China sprechen und darüber, wie Gott der Not dieses Landes begegnen könnte. Ein christlicher Geschäftsmann, der Hudson einmal gehört hatte, erzählte, dass er sehr ruhig gesprochen habe, seine Worte sorgfältig wählte. Zutiefst beeindruckt war dieser Mann davon, wie einfühlsam Taylor von der großen Not Chinas erzählte; auch davon, was die Missionsgesellschaften im Einzelnen unternahmen und wie viel dennoch im Landesinneren zu tun übrig blieb.

Was für Männer und Frauen aber sollten es nun sein, die Taylor für die Missionsarbeit brauchte? Die CMS und die LMS zum Beispiel bevorzugten ordinierte Männer, möglichst mit abgeschlossenem Universitätsstudium. Und da Taylor streng darauf achtete, den übrigen Missionsgesellschaften keine Kandidaten abzuwerben, setzte er bei seiner Auswahl ganz andere Schwerpunkte. Natürlich! Auch er wünschte sich intelligente, gebildete Männer und Frauen. Allerdings sollten die geistlichen Qualitäten der Kandidaten unbedingt Vorrang haben. Auch Menschen ohne Universitätsstudium sollte die Tür für diese Arbeit offenstehen. Die wichtigste geistliche Voraussetzung der Kandidaten war deren unerschütterliche Überzeugung, dass es einen treuen Gott gibt – verbunden mit der Fähigkeit und dem Willen, diesem Gott zu vertrauen.

Die anderen Missionsgesellschaften hatten kaum Einsatzbereiche für Frauen, außer als Lehrerinnen. Die »China-Inland-Mission« (CIM) dagegen wollte geeignete Frauen auch außerhalb des schulischen Bereichs einsetzen. Vor allem bei der Arbeit unter chinesischen Frauen würden sie unentbehrlich sein.

Noch etwas mussten die Neuen akzeptieren: Hudson als ihren Leiter, wobei auch Maria die Missionskandidatinnen anleiten würde. Denn die beiden waren die Einzigen, die in China gelebt und gearbeitet hatten und auch die entsprechenden Erfahrungen besaßen. Dafür würde Hudson die Missionare auf ihren Einsatz gründlich vorbereiten und sie mit allem ausstatten, was sie brauchten.

Nach Taylors Plan sollte für die CIM kennzeichnend sein: Ihre Missionare würden erstens aus keiner bestimmten Denomination stammen, sondern aus allen wichtigen christlichen Kirchen – vorausgesetzt, sie konnten eine schlichte Erklärung hinsichtlich der Lehre unterschreiben.[44] Später kamen die Kandidaten sogar aus vielen verschiedenen Ländern.

Zweitens würden die Missionare kein festes Gehalt bekommen. Sie sollten vielmehr darauf vertrauen, dass Gott für sie sorgen würde. Das Einkommen mussten alle miteinander teilen, aber auf keinen Fall dürfte die Gesellschaft Schulden machen.

Drittens durfte es keine Spendenaufrufe geben, niemand würde Geld einsammeln. Die Namen möglicher Spender sollten nicht veröffentlicht werden; stattdessen würde jeder von ihnen eine mit Datum und einer Nummer versehene Quittung bekommen. So konnte er seine Gabe in der Spendenliste und im Jahresbericht der Gesellschaft ausfindig machen.

Viertens beschloss Hudson Taylor, der aus den Fehlern der CES gelernt hatte, dass die Arbeit im Ausland nicht von einem Heimatkomitee geleitet werden sollte, sondern vor Ort in China von ihm selbst oder eventuell von anderen Leitern.

Fünftens sollten die Aktivitäten der Mission systematisch durchdacht und praxisbezogen sein. Um ganz China mit dem Evangelium zu erreichen, wollte man sich in strategischen Zentren niederlassen. Das Ziel sollte keineswegs darin bestehen, die größte

44 A. d. H.: Damit ist die grundsätzliche Zustimmung zu unaufgebbaren Lehrsätzen gemeint, die biblische und glaubensmäßige Inhalte umfassen.

Anzahl von Bekehrten für die CIM zu sichern, sondern darin, die Evangelisation des ganzen Landes möglichst rasch voranzutreiben. Wer dann letztendlich die Frucht einbringen konnte, war nebensächlich.

Sechstens sollten die Missionare aus Achtung vor dem chinesischen Volk einheimische Kleidung tragen und ihre Gottesdienste in Gebäuden abhalten, die im chinesischen Stil errichtet waren – und nicht im gotischen wie die Kirchen in Ningbo.

Bis 1866 hatte sich Taylors schlechter Gesundheitszustand, aufgrund dessen seine Englandreise notwendig gewesen war, wesentlich gebessert. Also konnte er es wagen, im Frühling eine Reise durch den Westteil Englands zu unternehmen – nach Exeter, Torbay, Plymouth und Callington in Cornwall. In Torquay erreichte ihn ein Brief Robert Chapmans, eines tiefgläubigen und angesehenen Mannes, der zu den Führungspersönlichkeiten der frühen Brüdergemeinden gehörte. Chapman bat Taylor, nach Barnstaple zu kommen und dort vor der Versammlung zu sprechen. Hudson folgte der Einladung, und sechs oder sieben Jahre später vertraute Chapman ihm an: »Ich habe Sie jeden Tag besucht, seit Sie nach China gegangen sind.« Er meinte natürlich: im Gebet!

Im Mai sprach Taylor in Totteridge bei Barnet als Gast von Colonel John Puget. Wie üblich stellte er eine Bedingung: Die Einladungen für die Veranstaltung sollten den Vermerk »Keine Kollekte« tragen. Colonel Puget protestierte zwar anfangs dagegen – so etwas habe es schließlich noch nie gegeben, doch dann lenkte er ein, und die Handzettel wurden verteilt.

Bei seinem Vortrag benutzte Hudson seine große China-Landkarte, mit deren Hilfe er den Zuhörern verdeutlichte, wie riesig das Land war, wie viele Einwohner es hatte und – vor allem – in welch geistlicher Not es sich befand. Colonel Puget spürte, dass viele der Zuhörer zutiefst von dem beeindruckt waren, was sie gehört hatten. Darum stand er im Anschluss an diese Rede auf und sagte: »Mr Taylor hat mich zwar darum gebeten, dass auf den Ein-

ladungen für heute der Vermerk ›Keine Kollekte‹ stehen soll. Ich habe allerdings den Eindruck, dass viele von Ihnen sehr enttäuscht wären, wenn man Ihnen keine Möglichkeit gäbe, einen Beitrag zur Arbeit in China zu leisten. Weil mein Vorschlag aber nicht von Mr Taylor, sondern ganz allein von mir kommt und weil mein Vorschlag vielen Anwesenden aus dem Herzen spricht, denke ich, dass Mr Taylor nichts gegen eine Kollekte einzuwenden haben wird.«

Wie er sich da irrte! Taylor sprang auf:

»Mr Puget, ich möchte Sie herzlich bitten, sich an die Bedingungen zu halten, denen Sie zugestimmt haben. Es gibt viele Gründe, warum ich keine Kollekte wünsche. Den wichtigsten haben Sie eben selbst genannt: Ich möchte gerade nicht, dass die Zuhörer unter dem Einfluss ihrer Gefühle etwas geben, was ihnen angemessen scheint und ihr Gewissen erleichtert. Nein! Sie sollen nach Hause gehen und die große Not Chinas als Last auf dem Herzen tragen. Und dann sollen sie Gott fragen, was er von ihnen will.

Wenn sie durch Gebet und Nachdenken zu dem Schluss kommen, dass Gott eine finanzielle Unterstützung von ihnen möchte, dann ist sie bei jeder Missionsgesellschaft hochwillkommen. Und auch unser Büro in London würde sich über eine Spende freuen.

In vielen Fällen aber will Gott gar kein Geld von uns; er möchte vielmehr, dass wir uns selbst für den Dienst im Ausland zur Verfügung stellen oder dass wir unseren Sohn oder unsere Tochter für diesen Dienst freigeben. Ich meine, eine Kollekte erweckt den Eindruck, Geld sei am wichtigsten. Aber mit Geld können wir keine einzige Seele bekehren! Was wir brauchen, sind Männer und Frauen, erfüllt mit dem Heiligen Geist. Dann wird es auch immer ausreichend Spenden geben, um diese Menschen zu unterstützen.«

Beim Abendessen sagte dann Colonel Puget zu Hudson: »Ich glaube, dass Sie sich irren. Ein paar Leute haben mir zwar kleine Spenden in die Hand gedrückt, aber ansonsten haben Sie eine hervorragende Gelegenheit ungenutzt verstreichen lassen.«

Am nächsten Morgen beim Frühstück kam ein Brief mit guten Nachrichten für Hudson Taylor an. Das Schiff »Lammermuir« war im Londoner Hafen eingelaufen und würde nach dem 20. Mai nach China segeln. Ein Schiff mit genügend Plätzen für alle seine Missionare! Ob er kommen könne, um es einmal gründlich anzusehen?

Colonel Puget erschien spät an jenem Morgen; er sah müde aus.

»Ich habe ziemlich schlecht geschlafen«, gestand er ein.

Dann, nach dem Frühstück, lud er Hudson in sein Arbeitszimmer ein.

»Hier sind die Spenden für Ihre Arbeit, die ich gestern bekommen habe«, sagte er. »Gestern Abend war ich noch der Meinung, dass Sie mit Ihren Ansichten über die Kollekte im Unrecht sind. Doch jetzt bin ich davon überzeugt, dass Sie recht haben. Als ich heute Nacht wach lag und an all die vielen Seelen dachte, die in China für immer in der Finsternis verlorengehen, da konnte ich nur noch zu Gott rufen, so wie Sie es gesagt hatten: ›Herr, was willst du, dass ich tun soll?‹ Ich habe die Führung erlebt, um die ich bat, und hier ist das Ergebnis.«

Colonel Puget übergab Hudson Taylor einen Scheck über 500 Pfund. »Bei einer Kollekte hätte ich wahrscheinlich ein paar Pfund hineingelegt.«

500 Pfund aber waren damals so viel wert wie heute über 10 000!

25 Einen kühlen Kopf bewahren

Obwohl viele die Idee für verrückt hielten, buchte Hudson Taylor die »Lammermuir«. Sie sollte ihn, seine Familie sowie ein Team von CIM-Missionaren nach China bringen. Sogar das Harmonium aus der Coborn Street sollte mit auf die Reise gehen.

Der 26. Mai 1866 war ein schöner Tag. Frühmorgens schon strömten aus allen Richtungen junge Männer und Frauen mit ihren Familien und Freunden herbei. Sie versammelten sich alle am Londoner Ostindien-Pier und kletterten an Bord des flinken zwei Jahre alten Klippers. Außer Hudson und Maria mit ihren vier Kindern fuhren noch 16 Passagiere mit. Aus Schottland kamen der Schmied Lewis Nicol mit seiner Frau Eliza, der Zimmermann James Williamson, der Steinmetz George Duncan und die »Bibelfrau« Jane McLean, die William Pennefathers Schule besucht hatte. Aus London kamen Emily Blatchley, eine Sekretärin, die auf dem College gewesen war, Jennie Faulding, die mit ihr zusammen ausgebildet worden war, die Lehrerin Mary Bowyer, ebenfalls aus Pennefathers Schule, der Zimmermann und Tuchhändler Josiah Jackson und John Sell. Außerdem fuhren mit: Susan Barnes, eine Lehrerin aus Irland, der Schmied und Landwirtschaftsmechaniker William Rudland, Mrs Bausums Tochter Mary sowie Mary Bell, die als Kindermädchen den Taylors zur Seite stehen sollte, und die Schweizer Erzieherin Louise Desgraz. Und schließlich war da noch James Meadows' Verlobte Elizabeth Rose, eine intelligente junge Frau.

Alle freuten sich darauf, James Meadows zu sehen, aber auch Stephan Barchet, George Crombie, einen Bauern aus Aberdeen, John Stevenson, den Sohn eines schottischen Gutsherrn, und Jean Notman, die allesamt schon als CIM-Missionare in China

arbeiteten. Um fünf Missionare hatten sie gebetet, und Gott hatte ihnen so viel mehr geschenkt!

Außer Hudson und Maria war keiner von ihnen schon in China gewesen, und in England gab es niemanden, der ihren Unterhalt in China garantieren konnte. Keine unverheiratete europäische Frau arbeitete in China außerhalb der Vertragshäfen. Aber hier auf dem Schiff waren neun unverheiratete Frauen, die alle im Landesinneren arbeiten wollten, wo Ausländer bisher zutiefst verachtet wurden.

Die »Lammermuir« war ein modernes Segelschiff mit einem Spant aus Eisen und drei Masten, ähnlich wie die »Cutty Sark«. Kapitän Bell hatte sich zwei Jahre zuvor bekehrt und brachte seinen Passagieren viel Sympathie entgegen. Zum Abschied waren auch Bergers gekommen, die Howards aus Tottenham, die Fauldings, Hudsons Mutter sowie Amelia und Benjamin. Alle versammelten sich zusammen mit den Missionaren im Salon und in der Heckkajüte zu einem gemeinsamen Gebet. Und dann, als die »Lammermuir« durch die Tore des Hafens geschleppt wurde, begannen sie zu singen: »Yes, we part, but not forever«[45].

»Das fängt ja gut an!«, nörgelte Brunton, der Erste Offizier. »Jetzt haben wir ein ganzes Schiff voller Missionare, die den ganzen Tag nur Psalmen singen. Warum nur musste ich gerade auf diesem Schiff anheuern!«

Viele, die zum Abschied gekommen waren, blieben bis Gravesend auf dem Schiff und kehrten erst dann nach London zurück.

»[Hütet euch, dass] ihr nicht umkommt auf eurem Weg«[46], verabschiedete sie Berger mit einem Bibelvers.

Maria spürte, dass es Hudson so gut ging, wie noch nie zuvor in seinem Leben. Er sorgte dafür, dass alle genug zu tun hatten, und außerdem gab er den Missionaren gleich die erste Chinesisch-

45 Svw. »Ja, wir müssen uns trennen, aber nicht für immer«.
46 A. d. H.: Vgl. Psalm 2,12 (Schlachter 2000).

Stunde. Viele weitere folgten. Er stellte Bücherregale auf; wie er denn überhaupt alle anspornte, ihre Kajüten schön einzurichten. Sein Harmonium kam in die Heckkajüte. Sobald er etwas Freizeit hatte, las er Winers *Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms*[47], sowie Bischof Wordsworths Auslegung zum 3. Buch Mose. William Rudland beschrieb ihn als »jung und aktiv, so wie die jungen Männer auf dem Schiff«. Maria hielt er für »stiller, in gewisser Weise vielleicht reifer, mit einem außergewöhnlich guten Urteilsvermögen; ihr Gesicht war ruhig und schön, sie strahlte Frieden aus … Sie nahm sich viel Zeit für die Kinder.«

Kapitän Bells Mannschaft bestand aus 34 Männern und jungen Leuten, von denen zumindest zwei entschiedene Christen waren. Außerdem gab es an Bord noch einen regelrechten Zoo an Hunden, Schafen, Schweinen, Gänsen, Enten und Hühnern. Bell ließ den Missionaren auf dem Schiff völlige Freiheit; sie konnten tun und lassen, was sie wollten. Freilich verschwanden die Missionare ohnehin sehr rasch, wenn die Offiziere ihre Befehle brüllten und die Mannschaft eilig herbeisprang. Manchmal allerdings konnten sich die Missionare auf dem Schiff nützlich machen: Lewis Nicol z. B. schmiedete Ersatzteile, die gebraucht wurden, und als es Probleme mit den Pumpen gab, reparierte sie Rudland, der Mechaniker, zusammen mit Nicol und dem Zimmermann Williamson.

Die Mahlzeiten waren so köstlich, dass Hudson schon befürchtete, sie würden zu sehr verwöhnt. Am Anfang der Reise gab es etwa ein Abendessen mit Hasen- oder Hühnersuppe – wahlweise. Anschließend dann eingelegtes Hammelfleisch, gehacktes Hasenfleisch, Hühnchen und Schinken mit Kartoffeln und Rüben. Und dann die Qual der Wahl zwischen Pudding, Apfel- und Pflaumentörtchen, Johannisbeer- und Rhabarberkuchen. Zum Abschluss schließlich Kekse und Käse mit Nüssen, Mandeln,

47 A. d. H.: Höchstwahrscheinlich handelte es sich um eine englischsprachige Ausgabe dieses Werkes. Der Autor, Johann Georg Benedikt Winer (1789 – 1858), war ein deutscher Theologe.

Malaya-Rosinen und Feigen. Eindreiviertel Stunden brauchten sie für das Menü.

Die dralle Mary Bell war bei den Matrosen überaus beliebt. Und weil sie nicht unbedingt ihre ganze Zeit mit der Kinderbetreuung verbringen wollte, bot sie an, Bibelstunden für die Mannschaft abzuhalten. Ihre Verehrer drängelten sich geradezu in die Bibelstunde, und schon im Juni konnte sie berichten: »Ein oder zwei interessierte Männer freuen sich nun in Jesus.«

»Wir leben regelrecht an Deck«, schrieb Jennie Faulding, als sie sich dem Äquator näherten. »Ach, wie sehr habe ich diesen Tag genossen! Die See ist so schön und die Luft so gut. … Der Kapitän hat die Kinder sehr gern. Noch nie in meinem Leben habe ich so wunderbare Sonnenuntergänge gesehen, noch nie einen so hellen Mond. Man könnte im Mondlicht sogar eine Nadel einfädeln oder ein klein gedrucktes Buch an Deck lesen … Ich hätte mir die Reise wirklich nicht so angenehm vorgestellt. Zum Arbeiten komme ich so gut wie gar nicht, weil ich so viel Zeit damit vertrödle, die Wellen zu beobachten … An Bord herrscht eine rundum freundliche Stimmung, ohne alle Spannungen … und die jungen Männer haben mich überhaupt nicht belästigt … Emily und ich unternehmen schöne Spaziergänge und sprechen viel miteinander … Mr Taylor hat eine Blechbadewanne und eine Vorrichtung, mit der wir das Seewasser durch unsere Kajütenfenster hereinleiten. So können wir sogar ein Bad genießen …«

Tatsächlich aber gab es auch Probleme. Im Juli bat Josiah Jackson Hudson Taylor, in die Heckkajüte zu kommen. Dort warteten bereits George Duncan und Lewis Nicol auf Taylor.

»Hat jeder von uns seine Ausrüstung bekommen?«, begann Jackson das Gespräch.

»Soweit ich weiß, ja«, erwiderte Hudson. »Bei den Socken ist leider ein Fehler unterlaufen. In London wurden weniger Socken eingepackt als angefordert und auch nötig waren.«

»Wir sind nicht so ausgestattet worden«, widersprach Georg Duncan, »wie Mr und Mrs Berger es uns versprochen hatten.«

»Am besten geben Sie mir eine Liste der Dinge, die Ihnen fehlen«, schlug Hudson Taylor vor. Die drei Männer waren einverstanden.

»Ich habe eine Liste der Presbyterianer-Ausstattung gesehen«, berichtete nun Jackson. »Deren Ausstattung sah ganz anders aus als unsere.«

»Habe ich denn jemals gesagt, dass wir sie uns als Vorbild nehmen?«, fragte Taylor. »Sie haben eine ganz andere gesellschaftliche Stellung als wir, und sie werden in China Kleider tragen, die wir nicht anziehen würden. Wir haben alles getan, damit Sie eine zweckmäßige Ausstattung haben. Dass ich Ihnen keine leichte Kleidung besorgen konnte und dass wir zu wenig Socken haben – also, das tut mir wirklich leid. Aber Sie haben gute und nützliche Kleidung. Vielleicht ist das auch ein Grund zur Dankbarkeit.«

Die ganze Reise über hielten Hudson Taylor und seine Mitarbeiter Gottesdienste ab. Und schon bald zeigten sich bei der Mannschaft Veränderungen: Statt Karten zu spielen, lasen sie die Bibel, und statt frivoler Lieder sangen sie Choräle. Einmal hielten die Missionare einen Gottesdienst auf dem Vorderdeck ab. Die Passagiere und die Mannschaft saßen drum herum – auf Seekisten, Planken, Stühlen. Überall, wo man sich niederlassen konnte. Ein paar, die sich nicht so recht entscheiden konnten, ob sie nun daran teilnehmen wollten oder nicht, versteckten sich hinter dem Spill oder standen nahe bei den Türen.

Brunton, der Erste Offizier, machte der Mannschaft das Leben schwer. Er war gewalttätig, fluchte und benahm sich wie ein Tyrann. Dann aber – im Juli – schien Brunton plötzlich umgänglicher zu werden. Er bat John Sell, mit ihm zu beten, und gestattete Hudson Taylor, ihm die ersten Kapitel des Römerbriefes vorzulesen. Irgendwie schien er sie zu verstehen, konnte sie aber nicht auf sein Leben anwenden.

Anfang August gerieten sie in starke Stürme, und Brunton fluchte ununterbrochen. So schlimm, dass sich die Missionare und Christen aus der Mannschaft trafen, um für ihn zu beten. Dann aber, an einem Augustmorgen, ließ Brunton sich von Taylor die Geschichte des Passahfestes im 2. Buch Mose vorlesen. Hudson erklärte ihm die Botschaft Gottes: »… und sehe ich das Blut, so werde ich an euch vorübergehen.«[48]

Auf einmal rief Brunton: »Ja, jetzt verstehe ich es! Wie blind bin ich doch gewesen!«

Eine dramatische Bekehrung folgte. »Bald schon«, berichtete Hudson Taylor voller Freude, »begann er, Gott zu danken, und betete nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Mannschaft, für Kapitän Bell, für seine Frau, seine Kinder und für die Mission.«

»Er rief seine Wache herbei«, erzählte Rudland, »und bat sie um Vergebung dafür, dass er sich ihnen gegenüber wie ein Menschenschinder verhalten hatte. ›Ich habe auf der falschen Seite gestanden‹, sagte er. Und dann bekannte er sich entschieden zu Christus.«

Brunton blieb nicht der Einzige. Dank der Gottesdienste und der Bibelstunden an Bord, die Mary Bell und andere hielten, wuchs die Zahl der Christen in der Mannschaft auf 24!

Am 10. September hatten sie den größten Teil der Seeroute bis Shanghai bereits hinter sich. Das Wetter war stürmisch, doch die Mannschaft bemühte sich nach Kräften, alles zu schrubben und zu streichen, damit sie bei der Ankunft in China einen guten Eindruck machten. Das Barometer freilich fiel und fiel, und die See wurde immer rauer.

Am Dienstag brach dann der Taifun los. Und zwar so heftig, dass alle Segel eingeholt werden mussten. Was nicht vertäut war, wurde von Bord gespült, und über die Hunde, Schafe, Gänse und Hühner in ihren Käfigen ergoss sich ein Brecher nach dem anderen.

48 A. d. H.: 2. Mose 12,13.

Bis in den Salon drang das Wasser ein. Zwei Tage lang machte niemand ein Auge zu. Nicht einmal Rettungsboote gab es mehr. Sie waren von Bord gespült worden.

Am Mittwoch legte sich der Wind, und sie konnten Taiwan sehen, das übrigens damals noch Formosa hieß. Schon am Ende der darauffolgenden Woche gerieten sie wieder in einen Taifun. Und gerade in dieser Zeit wurde Kapitän Bell schwer krank.

Niemals wohl würden sie die Nacht des 21. September vergessen. Das Schiff wurde so schwer beschädigt, dass nun das Wasser ungehindert eindringen konnte.

Am frühen Samstagmorgen rissen sich die letzten Schiffsaufbauten aus ihrer Verankerung los. Das Meer tobte so wild, dass die Mannschaft sich weigerte, die Segel zu sichern. Obwohl er schwer krank war, kämpfte sich Kapitän Bell – begleitet von Brunton – bis zum Klüverbaum durch, ein paar der Seeleute folgten ihm. Dann – ganz plötzlich – neigte sich das Schiff so stark, dass sie die mutigen Männer wieder zurückholen mussten.

Zumindest musste das Schiff so weit wiederhergestellt werden, dass kein Wasser mehr eindringen konnte. Alle Mühe schien vergebens, als doch noch zwei weitere Bäume brachen und anschließend drei Masten einschließlich des Hauptmastes. Sie schlingerten wild hin und her, drohten jeden Moment auf das Deck zu stürzen. Überall Wassermassen, Holzbalken, Kübel, Eimer und Fässer, die herumschwammen und Passagiere wie Mannschaft in Gefahr brachten.

Konnte man einen solchen Sturm überleben? Die Seeleute wirkten wie gelähmt, hatten jeden Versuch aufgegeben, das Schiff zu retten. Die Missionare beteten – inbrünstig und verzweifelt. Hudson Taylor gab jedem seiner Kinder einen Kuss – so, als wolle er sich von ihnen verabschieden. Ansonsten aber blieb er völlig ruhig.

Dann stolperte der Kapitän in den Salon. »Legen Sie Ihre Schwimmwesten an!«, brüllte er. »Das Schiff wird keine zwei Stunden mehr durchhalten!«

Die Missionare sangen den Choral »Fels des Heils, geöffnet mir …«, während sich Kapitän Bell zu seiner Mannschaft durchkämpfte, die verzweifelt und ratlos in das Chaos starrte. Der Kapitän hielt einen Knüppel in der Hand. Wütend schwang er ihn gegen die Mannschaft.

Hudson Taylor, der ihm hinterhergelaufen war, beschwor den Kapitän: »Bitte, wenden Sie keine Gewalt an, bevor wir es nicht mit anderen Mitteln versucht haben!«

Dann sprach Taylor mit den Männern, ruhig und beherrscht.

»Ich glaube, dass uns Gott noch gut durch alles hindurchbringen kann. Aber natürlich hängt unsere Rettung auch davon ab, dass uns das Schiff nicht aus dem Ruder läuft – und das ist eure Aufgabe. Wir alle werden euch dabei helfen, so gut wir es können. Schließlich ist unser Leben ebenso in Gefahr wie das eure.«

Unbeweglich, wie erstarrt, sah die Mannschaft zu, wie Hudson Taylor und die anderen Missionare damit anfingen, die herumschwimmenden Gegenstände festzubinden. Immer wieder mussten sie unterbrechen, wenn die haushohen Wellen über sie hereinstürzten. Knietief standen sie im Wasser, und doch gelang es ihnen, Seile herauszuschleppen, Balken anzubinden und die Pumpen in Bewegung zu setzen. Schließlich ließen sich wenigstens einige der Seeleute überreden, ihnen zu helfen. Langsam und mühevoll sicherten sie die schlagenden Masten. Der Lärm war ohrenbetäubend: Das Wasser wütete, Ketten schlugen aneinander, Segel rissen lautstark, wenn die Masten sie zerfetzten. Das flatternde und klatschende Geräusch der zerrissenen Segel im Sturm machte es fast unmöglich, Befehle zu hören – mochten sie auch noch so laut gebrüllt werden.

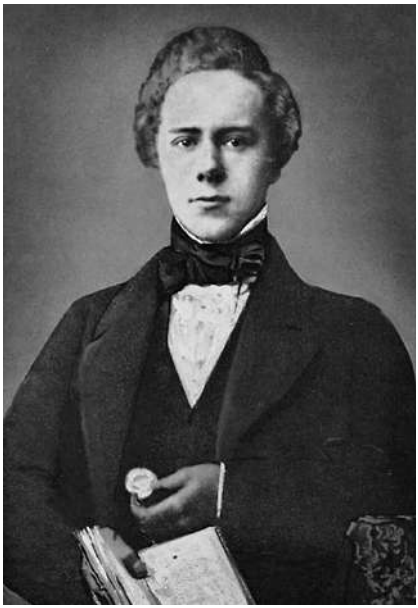
Die Wasserfässer waren von Bord gespült worden, und an Kochen war überhaupt nicht zu denken. Ein Keks mit Käse oder Butter musste genügen, um bei Kräften zu bleiben.

Aber das Schlimmste schien vorüber. Das Barometer begann allmählich wieder zu steigen. Doch es dauerte noch Stunden, bis sich der Wind und die Wellen gelegt hatten.

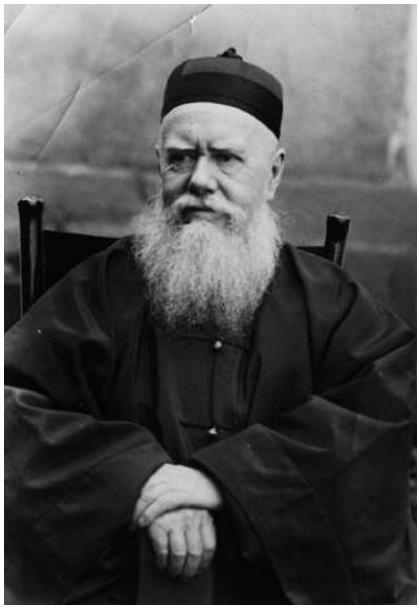
Am Dienstag dann endlich schien wieder die Sonne, und die See hatte sich beruhigt. Der Mannschaft gelang es, das Schiff wieder seetüchtig zu machen. Aus dem Laderaum holten sie neue Segel, sie reparierten die letzten Pumpen und versuchten – so gut es eben ging –, das Schiff wieder »trockenzulegen«. Es dauerte gar nicht lange, und die »Lammermuir« war wieder auf richtigem Kurs – Richtung Shanghai. Zügig und schnell segelte sie in die mondhelle Nacht.

Am Mittwochabend nahmen sie einen Lotsen an Bord, und am Sonntag brachte sie ein Schleppkahn in den Hafen von Shanghai, wo das beschädigte Schiff großes Aufsehen erregte. Und in der Tat! Ihr Dankgebet, dass niemand von der Mannschaft und den Passagieren ernsthaft Schaden genommen hatte, war nur allzu berechtigt.

Portrait von James Hudson Taylor mit seiner Unterschrift, 1893.



Hudson Taylor in jungen Jahren.



Hudson Taylor in chinesischer Tracht, 1890.

Hudson Taylor und seine Familie.

Hudson Taylor mit seiner zweiten Frau Jennie und weiteren Mitarbeitern.

J. W. Stevenson, J. Hudson Taylor und J. J. Meadows.

Diejenigen Missionare, die mit dem Ehepaar Taylor 1866 auf der *Lammermuir* nach China reisten.

Die *Cambridge Seven* waren sieben Studenten, die 1885 von Cambridge aus zum Missionsdienst nach China ausgesandt wurden (darunter Charles Thomas Studd).

26 Am Ufer des Westsees

Hier ist so viel Englisches mit Ausländischem vermischt«[49], schrieb Jennie Faulding in einem ihrer ersten Briefe aus Shanghai. Die chinesischen Häuser erschienen ihr wie Gefängnisse – mit den hohen Mauern, die ihre Innenhöfe umgaben. Die Geschäfte dagegen – alle offen zu den sehr engen Straßen – fand sie »schön und groß«.

George Duncan wiederum zeigte sich beeindruckt von der Höflichkeit der Chinesen. »Sie sind sehr still und freundlich zu uns; viel freundlicher, als es unsere Landsleute ihnen gegenüber sind.« Louise Desgraz hatte eine chinesische Beerdigung beobachtet, die sie beschrieb. Knallkörper sollten »den bösen Geistern Angst einjagen«, unechtes Geld wurde verbrannt, damit der Tote es in der anderen Welt gebrauchen konnte, Laternen sollten seinen Weg bescheinen. »All der Krach und das Feuer – es war ein fast schrecklicher Anblick! … Ich war wirklich froh, als ich wieder gehen konnte.« Diese Beerdigung war für sie ein sichtbares Zeichen dafür, dass die Chinesen an den Satan versklavt waren.

Die Missionare, die mit der »Lammermuir« gekommen waren, hatten u. a. auch Druckerpressen mit Ersatzteilen sowie einen großen Vorrat an Arzneimitteln und Instrumenten mitgebracht, um ein Krankenhaus und eine Apotheke aufbauen zu können. Aber wo sollten sie alles lagern, bis im Inland ein Zentrum errichtet werden konnte? Die Antwort auf diese Frage erhielten sie bereits am Abend ihrer Ankunft. William Gamble vom Verlag der amerikanischen Presbyterianer-Mission besuchte sie auf der »Lammermuir« und bot ihnen ein Lagerhaus an, das sie benutzen konnten,

49 A. d. H.: Wenn der Wortlaut des Originals hier richtig wiedergegeben ist, ist damit wohl gemeint, dass aus Jennie Fauldings Sicht vieles, was sie von ihrer englischen Heimat her kannte, mit Ausländischem (z. B. Chinesischem) vermischt war.

solange sie wollten. Außerdem hatte er für sie alle in Shanghai eine Unterkunft besorgt. Noch am gleichen Abend ging Hudson mit Gamble von Bord und sah sich das Lagerhaus und die Unterkünfte an. Beide waren ideal.

Freilich – einen Monat später schrieb Jennie: »Ich bin froh, dass wir nicht in Shanghai bleiben. Die Chinesen hier lieben das Geld, und die Engländer sind mehr an der neuesten Mode als am Himmel interessiert. Jeder weiß alles über jeden, und ich kann mir gut vorstellen, wie viel über uns gesprochen wird.«

Sie hatte recht. Nichts gab so viel Anlass zum Gerede wie ihr Aussehen: die Männer, die sich die Hälfte des Kopfes kahl geschoren und künstliche »bianzi« am Hinterkopf angesteckt hatten. Alle trugen chinesische Kleidung. Und es dauerte gar nicht lange, da machten sich die Shanghaier Zeitungen über die »Zopfmission« lustig.

William Rudland erinnerte sich später: »Am Anfang mochte ich die chinesische Kleidung nicht besonders, aber jetzt gefällt sie mir schon besser.« Und auch Josiah Jackson bekannte: »Es war kein einfacher Schritt für uns – vor allem das Kahlscheren des Kopfes … Anfangs konnte ich nicht einsehen, weshalb wir chinesische Kleidung tragen sollten. Doch jetzt verstehe ich es.«

Wie gern hätten sie Shanghai viel früher verlassen, aber der britische Konsul hielt nichts von ihrem Plan, sich in Hangzhou im Inland niederzulassen; zumal die chinesischen Behörden nur schwer zu bewegen waren, die notwendigen Genehmigungen zu unterschreiben. Im November aber konnte es dann endlich losgehen.

Schon mehr als 2000 Jahre alt war Hangzhou, am Ufer des schönen Westsees gelegen. Nicht weit vom Südtor der Stadtmauer mit ihren Türmen entfernt floss der Qiantang, der sich in ein liebliches, drei bis vier Kilometer breites Delta ergoss und in die Hangzhou-Bucht mündete. Der See lag inmitten bewaldeter Hügel mit Pagoden, Tempeln und vereinzelten alten Grabstätten zwischen den Bäumen.

Kleine Inseln durchbrachen die Wasseroberfläche, und man hörte Enten, Gänse und Schwäne, die den See zu Tausenden bevölkerten. Überall blühten Magnolien, Azaleen, Kamelien, und jahrhundertelang hatten Maulbeerbaumhaine diesem Gebiet zu einer blühenden Seidenindustrie verholfen. Mehr als eine Million Menschen lebten in Hangzhou, darunter viele Dichter, Maler und wohlhabende Leute in prächtigen Herrenhäusern.

Auf ihrem ersten Erkundungsgang durch die Stadt trafen die »Lammermuir«-Missionare immer noch auf die Trümmer aus der Zeit der Taiping-Rebellion. Eine Mandschu-Garnison war nahe beim Westtor stationiert, während der Gouverneur der Provinz und seine Mandarine in den wiederaufgebauten Palästen lebten. Es gab schon einige Missionare in der Stadt, aber Hangzhou war größer als Ningbo, und so gab es hinreichend Arbeit für viele Missionsgesellschaften.

Hudson Taylor und Mr Tsiu, der sich vor einigen Jahren in Ningbo bei einer Predigt Hudsons bekehrt hatte, fanden ein Gebäude, das sich hervorragend als Ausgangspunkt für die CIM-Arbeit in Hangzhou eignete. Es war das Haus Nr. 1 in der New Lane am Rande des Wohngebiets. Umgeben war es von alten Häusern, die während der Taiping-Kämpfe so beschädigt worden waren, dass die Händler und die Mandarine sie nun verschmähten. Vor der Rebellion hatte das alte Herrenhaus einer reichen Mandarin-Familie gehört. Die etwa 30 Räume ließen sich ohne Mühe noch weiter unterteilen.

Bereits bei ihrem ersten Besuch begannen Taylor und Tsiu, hochfliegende Pläne zu schmieden. So führte der Haupteingang in einen großen Pavillon, der sich ihrer Meinung nach wunderbar zu einer Kapelle umgestalten ließ. Rings um einen teilweise überdachten großen Innenhof lagen etwa ein Dutzend Zimmer, die man wiederum in eine dicht bei der Kapelle liegende Klinik verwandeln konnte. So konnten die Patienten das Evangelium hören, wäh-

rend sie auf ihre Behandlung warteten. Die beiden Männer sahen es direkt vor sich, wo der Empfangsraum, wo die Esszimmer liegen würden, das Büro, die Druckerei, die Zimmer der Angestellten und die Lagerräume. Oben gab es zwei Wohnbereiche, zu denen man über getrennte Treppen gelangte – geradezu ideale Wohnungen für die alleinstehenden Männer und Frauen des Teams. Ein geschützter und abgeschlossener Steingarten konnte als Ort der Ruhe und Entspannung dienen.

Natürlich musste das Haus gründlich renoviert werden. So schrieb Emily Blatchley nach ihrem ersten Besuch des Hauses: »Staub und Durchzug sind in überreichem Maße vorhanden, wogegen das Haus hinsichtlich der Zahl seiner Fenster und Türen noch nicht seinen vollkommenen Zustand erreicht hat.«

Taylor mietete das Anwesen zu einem vernünftigen Preis, die Missionare zogen ein und begannen sofort mit der Renovierung und dem Umbau. Sie kauften Holz, Nägel und große Mengen an kräftigem Bast. Zimmerleute und Handwerker machten sich daran, Rahmen und Trennwände zu bauen – für draußen aus Lärchenholz und für drinnen sowie für die Decken aus starkem Papier. Sie besorgten sich Bilder zum Aufhängen und legten Schilfmatten auf den Boden. Ein paar Möbel tischlerten sie selbst, andere kauften sie. Während sie arbeiteten, heizten sie die zugigen Räume, indem sie Holzkohlen in Messingpfannen erhitzten. Zum Glück gab es in diesem Jahr einen milden Winter. Gleich am Anfang des neuen Jahres kamen Gipser und ersetzten die Laken und das Papier durch dicke Latten und Gips.

Bald schon hatten sich die Bewohner Hangzhous an ihre neuen Nachbarn gewöhnt. »Dass wir so ruhig und ungehindert arbeiten können«, schrieb William Rudland, »ist meiner Ansicht nach wesentlich auf unsere chinesische Kleidung zurückzuführen. Wenn wir durch die Stadt gehen, fallen wir kaum auf.«

Als James Meadows und George Crombie Ende 1866 von Ningbo nach Hangzhou reisten, kamen sie durch die große und bedeutende

Stadt Xiaoshan, nur 16 Kilometer von Hangzhou und fast 50 Kilometer von Shaoxing entfernt. Hier arbeiteten John und Anne Stevenson, zwei weitere CIM-Missionare. Meadows und Crombie überlegten, ob sie in Xiaoshan wohl eine Missionsstation aufbauen könnten. Gemeinsam mit Hudson Taylor sahen sich die beiden Männer die Stadt genauer an. Tatsächlich fanden sie auch ein kleines Haus, das sie gleich mieteten. Nur eine Bedingung stellte der Besitzer den Ausländern: Sie sollten chinesische Kleidung tragen.

Nach einer kurzen Beratung beschlossen sie, dass Lewis und Eliza Nicol mit der Arbeit in Xiaoshan beginnen sollten.

In Hangzhou lebte der CMS-Missionar George Moule – ein in der Kirchengeschichte nicht unbekannter Name. Mit Georges Vater, Pfarrer Henry Moule, hatte Hudson Taylor während seiner Londoner Zeit im Briefwechsel gestanden; es ging damals vor allem um die Herausgabe des Neuen Testaments im Ningbo-Dialekt mit westlicher Schreibweise. Henry Moules Söhne hatten alle die Universität Cambridge besucht. George, Arthur und Handley wurden wie ihr Vater Pfarrer, wobei Arthur ebenfalls in China arbeitete. Handley, der spätere Bischof von Durham, schrieb einige bekannte Kirchenlieder. George Moule, etwas älter als Hudson Taylor, hatte seine Arbeit 1858 in Ningbo begonnen und lebte seit 1864 in Hangzhou. Die CIM-Missionare, die mit der »Lammermuir« gekommen waren, hatte er überaus herzlich begrüßt. Doch nun begann sich das gute Verhältnis zu trüben.

Moule arbeitete als Missionar nämlich ganz anders als Hudson Taylor. Die CMS besaß in Ningbo eine in gotischem Stil erbaute Kirche, die Mitarbeiter kleideten sich westlich und lebten auch so. Dementsprechend sahen sie missbilligend auf die jungen CIM-Missionare herab, die in chinesischer Kleidung durch die Stadt liefen.

George und Adelaide Moule begannen, Mitglieder des CIM-Teams zum Essen einzuladen, und bei solchen Gelegenheiten beklagte sich Lewis Nicol regelmäßig über Dinge, die seiner Mei-

nung nach in der New Lane falschliefen. Hudson Taylors Führungsstil missfiel ihm ganz besonders, wobei ihm seine blühende Fantasie bei der Schilderung der Dinge oft ein Schnippchen schlug. Verständlich, dass die Moules ihm nur allzu gern zuhörten. Einmal, als Lewis Nicol, John Sell und Josiah Jackson bei Moule zu Besuch waren, beschwerte sich dieser besonders heftig über die chinesische Kleidung tragenden Europäer. Und dann! War es nicht unsittlich, unverheiratete Männer und Frauen in der New Lane unter einem Dach wohnen zu lassen? Hudson Taylor ginge ohnehin viel zu freundlich und vertraulich mit den jungen Damen um. Letztendlich würde man es ihm – Moule – anlasten, wenn die Missionsarbeit auf diese Weise in Verruf geriet!

Am 2. Januar reisten Stephan Barchet und Lewis Nicol die 16 Kilometer nach Xiaoshan und zogen in das Haus, das Taylor, Crombie und Meadows gemietet hatten. Kurze Zeit später kamen Lewis' Frau Eliza und ein chinesischer Mitarbeiter dazu. James Williamson half ihnen, das Erdgeschoss in einen Empfangsraum und eine Kapelle umzubauen. Am 25. Januar kehrte Nicol nach Hangzhou zurück. Er wollte fragen, ob Tsiu nicht kommen könnte, die neue Unterkunft einzuweihen.

Die Leute in der New Lane staunten nicht schlecht, als sie Nicol sahen: Er trug wieder europäische Kleider, und zwar schon seit einer Woche! Dabei hatte doch die CIM dem Hausbesitzer versprochen, die Mieter dieses Hauses würden sich chinesisch kleiden. Die europäische Kleidung widersprach außerdem der Abmachung, die jeder neue Missionar mit Hudson Taylor in London getroffen hatte.

Hudson Taylor beschloss, Nicol nicht sofort zur Rede zu stellen. Im Zorn könnte dieser einen falschen Schritt tun, den er später vielleicht bereuen würde. Am nächsten Tag kehrte Nicol mit Tsiu nach Xiaoshan zurück.

Viele Menschen kamen am Sonntag in die kleine Kapelle von Xiaoshan, um das Evangelium zu hören. Am darauffolgenden Tag

gingen Nicol und Tsiu auf die Straße, Nicol in seinen englischen Kleidern.

Dann kam der Montagabend. Lewis und Eliza Nicol sowie James Williamson hielten sich im oberen Stockwerk auf und schrieben; Tsiu arbeitete mit seinem Diener im Erdgeschoss. Plötzlich sah Tsiu, dass sich auf der Straße viele Männer mit Laternen versammelt hatten. Vor der Tür stand die Sänfte des obersten Würdenträgers des Ortes. Schnell lief Tsiu die Treppen hinauf und berichtete es Nicol. Als der eilig herunterkam, stand der Mandarin schon am Fuße der Treppe. Etwa 50 Männer waren in die Kapelle eingedrungen. Nicol verbeugte sich ehrerbietig vor dem Mandarin, doch dieser packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn kräftig.

Nach einer Weile beruhigte er sich und wurde etwas höflicher. Er ließ sich nieder und bedeutete Nicol, dasselbe zu tun. Einer der Männer flüsterte Nicol zu: »Der Mandarin ist betrunken! Deshalb ist er unberechenbar.« Nicol bat einen der Diener, Tee zu bringen.

»Ich will keinen!«, protestierte der Mandarin. »Bildest du dir ein, ich trinke den Tee eines ausländischen Teufels? Hol den anderen Engländer her, der hier wohnt!«

James Williamson kam – den Pass in seiner Hand. Doch der Mandarin warf keinen Blick auf die Pässe von Williamson oder Nicol. Dann wünschte er, Eliza zu sehen, warf ihr lüsterne Blicke zu und machte anzügliche Bemerkungen. Schließlich bestand er darauf, jedes Zimmer im Haus zu sehen. Seine Männer mussten ihn stützen, während er durch die Räume wanderte. Er stellte viele Fragen über England und rief lauthals, das Christentum sei eine verdorbene und verbotene Religion.

Inzwischen war der Hausbesitzer angekommen, den man alarmiert hatte. Er überreichte dem Mandarin ein Schreiben. Dieser las es, nahm aber vom Hausbesitzer keine Notiz. Schließlich ging er die Treppen hinunter und entdeckte Tsiu.

»Schlagt ihn!«, befahl er, ohne jede weitere Bemerkung.

Die beiden Nicols und James Williamson mussten nun hilflos und entsetzt zusehen, wie zwei Männer Tsiu packten. Einer

hielt ihn am »bianzi« fest, der andere an den Füßen. Zwei Männer begannen, ihn mit der Peitsche auf die bloßen Schenkel zu schlagen – sechshundertmal. Dann schlugen sie ihn hundertmal auf beide Wangen.

Darauf wandte sich der Mandarin an Nicol und Williamson und bemerkte ungerührt: »Werdet ihr morgen das Haus verlassen?«

Nicol nickte. Hatte ihm Hudson Taylor doch ausdrücklich aufgetragen, keinen Streit mit den Behörden am Ort anzufangen. Bei Problemen sollte er sich an den britischen Konsul wenden. Dann verließ der Mandarin das Haus. Beim Hinausgehen sagte er noch:

»Wenn einer von euch morgen noch da ist, lasse ich ihn köpfen!«

Bei Tagesanbruch lief Tsiu mit einem Diener nach Hangzhou. Mühsam – er konnte kaum reden – berichtete er in der New Lane, was passiert war. Dann kam Nicol. Er hatte seine Frau Eliza und James Williamson im Boot belassen – mit den wenigen Habseligkeiten, die sie hatten mitnehmen können.

Das Gespräch mit Hudson Taylor verlief in einer sehr angespannten Atmosphäre – hatte Nicol doch zu erkennen gegeben, dass er den Zwischenfall als seine Privatangelegenheit betrachtete. Dann fragte er: »Soll ich nach Ningbo gehen und den Konsul davon unterrichten?«

»Natürlich muss die Sache sofort dem Konsul gemeldet werden!«, antwortete Taylor. »Als Leiter der Missionsgesellschaft muss ich das allerdings tun. Zuvor aber möchte ich Sie fragen, ob Sie immer noch bereit sind, mich als Ihren Direktor und Leiter anzuerkennen. Betrachten Sie sich noch als Mitglied der Missionsgesellschaft, zu deren Prinzipien es gehört, dass ich für alles, was nicht das Gewissen des Einzelnen betrifft, der Leiter und Direktor bin? Warum haben Sie die chinesische Kleidung abgelegt, ohne vorher mit mir darüber gesprochen zu haben? Das Haus hatten wir immerhin unter ganz anderen Bedingungen gemietet!

Zwar würde ich Ihnen lieber mit reinem Mitgefühl begegnen, aber der Zwischenfall hat so schwerwiegende Konsequenzen für

unsere Missionsgesellschaft, dass ich Ihre Antwort haben muss, bevor ich mich an den Konsul wende. Wer also ist Opfer dieses Zwischenfalls – sind es Einzelpersonen oder die Missionsgesellschaft?«

»Ich erkenne Sie als Leiter der Mission an«, erwiderte Nicol. »Doch ich habe über diese Sache viel nachgedacht und bin zu einem eigenen Urteil gekommen. Könnte ich fließend Chinesisch sprechen, hätte ich meine chinesischen Kleider anbehalten. Ich werde sie auch wieder anziehen, sobald ich die Sprache gut beherrsche. Im Moment aber fühle ich mich unsicher, und meiner Meinung nach verleiht mir die ausländische Kleidung Schutz und Respekt.«

Nun aber hatten gerade die Ereignisse in Xiaoshan bewiesen, dass ausländische Kleidung keinerlei Schutz bot.

Inzwischen kam Eliza mit dem Gepäck in das Haus, und Hudson Taylor beschloss, das Thema zu vertagen, bis – wie er sich ausdrückte – »Nicols eigenes Taktgefühl« ihn dazu bewegen würde, sich wieder chinesisch zu kleiden.

Als Taylor sicher war, alle notwendigen Informationen zu haben, schrieb er an den britischen Konsul in Ningbo. Seiner Schilderung der Ereignisse fügte er hinzu:

»Nun verbleibe ich in der Hoffnung, dass Sie die Ehre unseres Landes wiederherstellen und die Rechte, die uns der Vertrag von Tientsin gewährt, geltend machen, indem Sie eine Bekanntmachung veranlassen, wonach wir als Personen und unsere Pässe respektiert werden und die Einheimischen wieder Mut fassen, sich von uns in Dienst nehmen zu lassen, wie es ja ihr gutes Recht ist.«

Später freilich, als Hudson mehr Erfahrung im Umgang mit wohlgesonnenen Konsulatsbehörden und Mandarinen hatte, die sich für das Wohl der Mission einsetzten, machte er sich nicht mehr allzu viele Sorgen um die »Ehre seines Landes«.

27 Neues Leben in der New Lane

Als in England die Auspeitschung Tsius bekannt wurde, schrieben ihm die CIM-Freunde mitleidsvolle, aber auch Mut machende Briefe. Tsiu antwortete und ließ sie wissen, welche Gedanken ihn während des Auspeitschens bewegt hatten. »Ich habe es nicht als Schande empfunden. Obwohl es sehr wehgetan hat, musste ich an die Worte der Heiligen Schrift denken, wo Jesus sagt: ›Glückselig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Reich der Himmel‹[50]; und: ›Siehe, glückselig der Mensch, den Gott straft! So verwirf denn nicht die Züchtigung des Allmächtigen. Denn er bereitet Schmerz und verbindet, er zerschlägt, und seine Hände heilen.‹[51]«

Anfang Februar 1867 bat Taylor Nicol, wieder chinesische Kleidung zu tragen, ohne ihn direkt darauf anzusprechen, dass James Williamson unbehelligt geblieben war, weil er sich in Xiaoshan wie ein Chinese gekleidet hatte. »Die Gründe, die Sie mir dafür genannt haben, dass Sie in Xiaoshan englische Kleider trugen, gelten nicht für Hangzhou«, rechtfertigte Taylor seine Entscheidung.

»Nein, ich ziehe keine chinesischen Kleider an«, weigerte sich Nicol. »Ich will mich nicht so stark an menschliche Meinungen binden.«

»Wenn Sie weiter darauf bestehen, sich europäisch zu kleiden, werden Sie der Missionsgesellschaft Schaden zufügen; ja, sie sogar gefährden.«

»Dann sollte ich besser sofort in einen der freien Häfen gehen«, schlug Nicol vor.

50 A. d. H.: Matthäus 5,10 (Schlachter 2000).
51 A. d. H.: Hiob 5,17-18.

»Meiner Meinung nach ist das nicht der beste Weg«, widersprach Hudson. Aber Nicol hörte nicht auf ihn. Er lief weiter mit englischen Kleidern durch Hangzhou.

Im gleichen Monat kam eine Gruppe neuer Missionare nach China. Einer von ihnen war John McCarthy. Sein erster Eindruck von der New Lane prägte sich ihm tief ins Gedächtnis ein. Es war der chinesische Neujahrstag, und die Menschenmenge draußen vor der CIM-Klinik war größer denn je. Hudson Taylor stand auf einem Tisch und predigte. Als die Familie McCarthy das Haus betrat, winkte Taylor und rief ihnen ein kurzes Wort des Willkommens zu. Dann predigte er weiter.

In die New Lane war neues Leben eingekehrt. An jedem Tag behandelte Taylor mehr als 200 Patienten. Den Chinesen erschien es wie ein Wunder, dass Taylor den grauen Star mit einer Operation heilen konnte. Äußeres Zeichen dafür war, dass vor dem Haus eine lange Reihe von Sänften stand. Die Träger brachten die Patienten zur Klinik und warteten, bis sie wieder für den Rückweg gebraucht wurden. Straßenhändler, die Essen und Getränke verkauften, kamen ins Haus und machten ausgezeichnete Geschäfte. Tsiu predigte vor denen, die auf ihre Behandlung warteten, und manchmal löste ihn Hudson Taylor ab, sprach zu den Menschen und sang. Er spielte mitunter auch auf dem Harmonium, was den Patienten ganz besonders gefiel.

Eines Tages sagte Maria zu einem chinesischen Mitarbeiter: »Wenn so viele Menschen kommen, dann beweist das doch, dass die einfachen Leute uns Ausländern vertrauen.«

»Ja, aber neulich kam eine Frau in die Klinik. Doch als sie Mr Nicol sah, bekam sie solche Angst, dass sie wieder fortlief, ohne sich behandeln zu lassen«, berichtete der Chinese. Das Kleiderthema war also noch immer nicht vom Tisch. Auch John Sell hatte sich inzwischen auf Nicols Seite geschlagen und trug wie er westliche Kleidung. Jane McLean sympathisierte zumindest mit den beiden.

Dann kam ein Brief von William Berger, aus dem hervorging, dass sich Nicol bei ihm beklagt hatte. In dem Brief hieß es: »Sollten Sie sich entschließen, ihn nach Hause zu schicken, können Sie das gern auf meine Kosten tun.«

Spannungen also auf allen Seiten. Aber dann gab es doch ein freudiges Ereignis: Am 3. Februar wurde Maria Hudson Taylor geboren. Mutter und Kind waren wohlauf.

John McCarthy lebte sich gut in der New Lane ein. Mit seinen 30 Jahren wirkte er reifer als so mancher der »Lammermuir«-Missionare. Von Anfang an war er dazu bereit, sich chinesisch zu kleiden, und auch beim Erlernen der chinesischen Sprache machte er gute Fortschritte. Wann auch immer Nicol ihn mit seinen Vorstellungen beeinflussen wollte, nahm er gar keine Notiz davon. Jetzt fühlte sich auch Hudson Taylor nicht mehr so alleingelassen. Er rief alle seine Mitarbeiter zusammen und erinnerte sie daran, was er ihnen in London über seine Grundsätze und Strategien erzählt hatte. Er erinnerte auch an die Bedingungen, die sie als Mitglieder der CIM akzeptiert hatten. Dann fragte er jeden Einzelnen: »Wie haben Sie die Vereinbarung verstanden, die Sie mit mir und Mr Berger getroffen haben?«

»Dass wir zu unserem Schutz englische Kleidung tragen sollten, bis wir die Sprache beherrschen«, antwortete Nicol.

»Nein«, widersprach James Williamson. »Ich habe die Vereinbarungen genau so verstanden, wie Mr Taylor es gerade erklärt hat.«

»Ich stimme dem zu«, erklärte William Rudland. »Es hieß, Sie würden der Leiter der Mission sein und die Finanzen verwalten.«

Und George Duncan sagte: »Am Anfang wollte mir das alles nicht so recht einleuchten. Doch als ich nach China kam, habe ich eingesehen, dass ich mich geirrt hatte und dass Sie in diesen Dingen die Leitung haben müssen.«

Am Ende des Gespräches waren alle außer Nicol und Sell auf Taylors Seite.

Im März kam George Moule in die New Lane und überreichte Hudson Taylor einen Brief. Darin hieß es: »Mein hauptsächlicher Einwand lautet: Sie beherbergen in Ihrem Haus zahlreiche unverheiratete Frauen. So etwas würde man, wenn ich mich nicht täusche, selbst in England mit Misstrauen und Missbilligung betrachten. Und den Chinesen liefert dies einen Anlass, die europäischen Christen der schlimmsten moralischen Verfehlungen zu bezichtigen.

Sie leben mit Ihren Mitarbeiterinnen auf sehr engem Raum zusammen und haben die Einschränkungen, die ansonsten die gesellschaftliche Etikette auferlegt, insofern missachtet, als Sie sich zum Arzt oder Seelsorger dieser Frauen ernannt haben. Und weil Sie die Damen räumlich von der Gemeinschaft der übrigen Missionare entfernt haben und Sie nun in ihrer Umgebung der Einzige sind, der in China bereits Erfahrungen gesammelt hat, sind diese Frauen von Ihnen abhängig. Sie wären mehr als ein Mensch, wenn Sie unter diesen Umständen nicht in Versuchung gerieten, in gewissem Maße die Zurückhaltung aufzugeben, die Sie den Damen um ihretwillen und um Ihrer selbst willen schuldig sind.

Sie wissen aber, dass auch Sie nur ein Mensch sind. Darum wende ich mich nun an Sie als einer, der seit mehr als 20 Jahren um die Schwachheit seines eigenen Herzens und um die Schwachheit anderer Christen weiß und der sich im Blick auf sein Alter und seine Missionserfahrung mit Ihnen messen kann. Ich bitte Sie inständig, sich bei aller nötigen Zurückhaltung mit anderen Missionaren zu beraten, denen Sie wegen ihrer Frömmigkeit und Weisheit vertrauen können. Mit ihnen sollten Sie besprechen, wie Sie am schnellsten und besten die derzeitige Organisationsstruktur Ihrer Missionsgesellschaft verändern können, damit unmittelbar drohende Gefahren (wie ich sie wahrzunehmen glaube) abgewendet werden …«

Es hieß, Moule habe das CIM-Haus in der New Lane als »skandalös« und »schlimmer als ein römisches Kloster« bezeichnet. Ein Jahr später ging Moule mit seinen Anschuldigungen sogar

noch weiter: Er sprach von Küssen und »nächtlichen Besuchen«. Auf Gruppenfotos der CIM aus jener Zeit hat oft jemand seine Hand auf Hudsons Schulter gelegt. Zum Beispiel zeigt ein Foto der »Lammermuir«-Missionare, das an die Freunde der CIM geschickt wurde, Emily Blatchley mit einer Hand auf Hudsons Schulter, während Jennie Faulding sich bei ihm eingehakt zu haben scheint. Ein Gutenachtkuss der beiden wäre also nicht ausgeschlossen! Vor allem Emily sei wohl sehr empfänglich für liebevolle Zuwendung, weil sie keine Familie mehr habe. Nachdem Hudson Taylor Moules Brief gelesen hatte, bestand er auf einem klärenden Gespräch mit ihm und bat James Williamson, ihn zu begleiten. Die beiden angesprochenen Mitarbeiterinnen wurden gebeten, James eine Erklärung abzugeben, wie Hudson sich ihnen gegenüber verhielt. Als die Männer zu Moule kamen, fragte er: »Kommen Sie aus geschäftlichem Anlass?«

»Ja«, antwortete Hudson, »ich bin gekommen, um mit Ihnen über Ihren Brief zu sprechen.«

»Ich habe meinem Brief nichts hinzuzufügen«, erwiderte Moule.

»Aber ich«, beharrte Hudson. »Ich möchte eine Erklärung dafür, weshalb Sie sich in mein Privatleben einmischen und meinen Charakter derart widerlich in Zweifel ziehen.«

»Ich habe mich weder in Ihr Privatleben eingemischt noch Ihren Charakter in Zweifel gezogen.«

»Das sehe ich anders«, widersprach Taylor erregt. »Was Sie sich da geleistet haben, ist die ungeheuerlichste Anmaßung, die ich je bei einem Pfarrer erlebt habe!«

Eine unschöne, heftige Szene – und sie führte zu nichts.

Ende Februar schrieb Lewis Nicol an Hudson Taylor und beklagte sich, er sei von ihm missverstanden worden. Taylor begann seinen Antwortbrief mit den Worten »Mein lieber Bruder« und betonte, er wolle nichts lieber, als den Streit endlich beigelegt zu wissen. Das aber könne nur geschehen, wenn sie offen und deut-

lich miteinander redeten. Er bat Nicol, ihm genau zu sagen, worüber er sich zu beklagen habe. Nicol antwortete mit einem etwas konfusen dreiseitigen Brief, in dem es vor allem um die Kleidungsfrage ging.

Alle Frauen, die mit der »Lammermuir« gekommen waren – außer Eliza Nicol und Jane McLean –, verfassten nun eine schriftliche Erklärung, in der es hieß: »Unser Zusammenleben in Hangzhou ist strikter geregelt, und die ›Einschränkungen der gesellschaftlichen Etikette‹ werden strenger beachtet, als es zu Hause der Fall wäre. In Mrs Taylor (deren Anwesenheit offenbar vergessen wurde) haben die weiblichen Mitglieder unserer Mission eine Ansprechpartnerin, bei der sie jederzeit Mitgefühl und Rat finden können. Wir haben kein Verständnis dafür, dass versucht wird, Mr Taylors Charakter infrage zu stellen. Er hat sich uns gegenüber immer wie ein Gentleman, ein Christ und vor allem wie ein christlicher Missionar verhalten …«

Im März kam wieder ein Brief von Nicol. Diesmal beschwerte er sich, dass seine Frau bei der Ankunft in China fünf Dollar weniger erhalten hätte als die anderen Frauen! Außerdem bat er Hudson Taylor, ihm mitzuteilen, was er gegen ihn vorzubringen habe.

Hudsons Antwort darauf: »Das ist eine Aufgabe, die mir keine Freude bereitet … Ich muss mich darüber beklagen, dass Sie nicht aufrichtig sind – wenn vielleicht auch manchmal unabsichtlich. Aber meiner Meinung nach handelt es sich um Unaufrichtigkeit, von der Sie auch dann nicht ablassen, wenn man Sie zurechtgewiesen hat. Außerdem muss ich mich über Ihren Mangel an Offenheit und Ehrlichkeit beklagen, über Ihre Eifersucht, Ihren Stolz und Ihre Selbstüberheblichkeit, worunter Sie selbst zu leiden haben und wodurch Sie anderen Menschen Leid zufügen. Sie finden überall Fehler, Sie beklagen sich ständig über alles und jeden. … Und schließlich sind Sie nicht bereit, sich unterzuordnen, und bestehen immer darauf, Ihren eigenen Weg zu gehen … Die Schwierigkeiten sind also bei Ihnen selbst und nicht in Ihrer

Umgebung zu suchen. Ihr Charakter hat schon in Schottland Probleme bereitet, dann in England, auf der ›Lammermuir‹ und jetzt hier … Ich habe Ihnen in Mr Bergers Gegenwart deutlich und ausdrücklich gesagt, dass ich mich nur dann verpflichtet fühle, Sie zu unterstützen, wenn Sie nach meinen Anweisungen handeln … Sollten Sie noch wünschen, dass ich mich weiter verantwortlich fühle, Ihnen zu helfen, muss ich Sie angesichts all der Vorkommnisse in der Vergangenheit bitten, mir schriftlich zu erklären, dass Sie mich als von Gott berufenen Leiter dieser Mission anerkennen und sich in allen Angelegenheiten der Mission meiner Führung unterstellen …«

Im Mai hatte Hudson Taylor noch immer keine Antwort erhalten. Als man Nicol darauf ansprach, sagte er nur: »Wenn ich diesen Brief beantworten wollte, brauchte ich mehr Zeit, als ich habe …« Dann bat er Taylor, nach Xiaoshan zu kommen, um persönlich mit ihm zu sprechen.

Hudson und Maria stimmten darin überein, dass nur ein Treffen in Anwesenheit anderer das Problem lösen konnte. Also informierten sie die übrigen Mitglieder der New-Lane-Gruppe. Alle waren damit einverstanden, am nächsten Morgen, dem 10. Mai, für das Anliegen zu beten und zu fasten. Doch dann erschien – völlig unerwartet – Nicol in Hangzhou. Wie Taylor meinte, war dies eine Antwort Gottes auf ihr Gebet. Nicol fing an, seine neuesten Beschwerden vorzutragen, und stellte Behauptungen auf, die einfach falsch waren. Schließlich konnte die Gruppe Nicol dazu bewegen, eine Erklärung zu unterschreiben, in der die Tatsachen dargestellt wurden.

Im Juni tauchte Nicol wieder auf und bat um Hilfe für Eliza, die krank sei. Hudson begleitete ihn daraufhin auf dem Weg nach Xiaoshan, um Elizas Schwangerschaft zu überwachen.

Er reiste viel in jenen Tagen – immer zwischen Hangzhou und Xiaoshan hin und her. Überhaupt verhielt er sich so, als habe es nie eine Unstimmigkeit zwischen ihm und Nicol gegeben. Die Nicols

mussten ihr Haus in Xiaoshan verlassen, und Taylor half ihnen, ein anderes zu finden. Für ihn war es selbstverständliche, dass sich Christen untereinander halfen. Allerdings hoffte er auch darauf, dass Nicol nun seine Ansichten ändern würde.

Inzwischen hatten die Beschwerden und Behauptungen Nicols und Moules auch England erreicht. Bis sie Genaueres wussten, konnten die Bergers Hudson und Maria nur vertrauen. Glücklicherweise glaubten die Goughs, William Pennefather, Georg Müller, die Howards sowie Lord Radstock mit seiner Familie nicht, was man über all die »dunklen Vorgänge« in der New Lane munkelte. Doch Henry Venn, der Generalsekretär der CMS, schenkte den Berichten Glauben – worüber Berger sich sehr ärgerte.

Vorsorglich informierte Berger Hudson Taylor: »Sie werden nun sicherlich umso behutsamer sein, Moule keinen Anlass zu geben, dass er Ihnen irgendeine Unvorsichtigkeit oder ungebührliche Vertraulichkeit Ihren Mitarbeiterinnen gegenüber vorwerfen kann.«

Berger schrieb auch an Nicol und bat ihn nachdrücklich, sein Verhalten zu ändern. »Ich glaube«, schrieb er, »dass Gott unseren lieben Mr Taylor mit derselben Ehre bedacht hat wie Georg Müller in Bristol.«

28 Der Gärtner pflückt eine Rose

Im Juni 1867 brach Hudson Taylor mit John McCarthy, George Duncan, Tsiu und zwei chinesischen Mitarbeitern auf, um die Gegend südwestlich von Hangzhou zu erkunden. Das Boot, mit dem sie den Qiantang hinauffuhren, hatte wie so viele chinesische Boote einen flachen Rumpf und ein Dach aus Bambusmatten, die den Regen erstaunlich gut abhielten.

McCarthy sah sich die Mitreisenden genau an: »Einige lagen, einige saßen, manche aßen etwas, ein paar rauchten, und fast alle unterhielten sich lebhaft – vor allem natürlich über die Ausländer, die sich so kleideten wie sie.« Dann bereiteten sie sich auf die erste Nacht an Bord vor, genossen das schöne Mondlicht, den kräftigen Wind, der sie so gut voranbrachte, und freuten sich, dass es keine Moskitos gab.

Als sie aufwachten, hatte sich der Wind gelegt, sodass fünf oder sechs Männer sie mit Seilen weiterziehen mussten. Sie wuschen sich mit heißem Wasser, das die Bootsleute ihnen für wenig Geld bereitstellten, und hielten einen kurzen Gottesdienst. Als Taylor einen Abschnitt aus der Bibel vorlas und darüber predigte, hörten alle gespannt zu.

Am Abend legten sie an einer Bootsstation an, die zu der Stadt Fuyang gehörte und fast 60 Kilometer von Hangzhou entfernt war. Über einen gewundenen Pfad und Steintreppen, die man aus der Stadtmauer gehauen hatte, gingen sie zur Stadt hinauf.

Die Szenerie am darauffolgenden Abend an Bord beschrieb McCarthy folgendermaßen: »Neben Mr Duncan lag ein armer, unglücklicher Mann mit gefesselten Beinen. … Wie man uns sagte, war er der Komplize eines Mörders gewesen, und seine Todesstrafe hatte man in eine Verbannungsstrafe umgewandelt. Ihm gegenüber saßen einige Opiumraucher, die – sobald sich alle zur Nacht-

ruhe niedergelegt hatten – ihre Lampen löschten und sich ihrer unseligen Sucht hingaben. Auf der anderen Seite des Bootes saßen dicht aneinandergedrängt fünf oder sechs Diener von Mandarinen; dazu kamen noch ein paar Soldaten und andere Reisende.«

Am nächsten Tag in Tonglu besuchten Hudson Taylor und seine Begleiter auf einem Hügel oberhalb des Flusses einen Tempel und eine Pagode. Einer der Priester schien sich durch ihre Argumente davon überzeugen zu lassen, den wahren und lebendigen Gott zu verehren.

»Aber wenn wir den falschen aufgeben, bekommen wir kein Geld mehr, um unseren Tempel zu erhalten«, gab er zu bedenken.

Einen Tag später kamen sie in ein Dorf, wo nach den Taiping-Kämpfen nur noch drei bewohnbare Häuser übrig geblieben waren. Die Bewohner schenkten ihnen Pflaumen und Tee, wofür sich die Missionare mit einem chinesischen Evangelium revanchierten.

In einem Dorf oben in den Hügeln versorgten sie sich mit dem notwendigen Proviant. Wobei sich McCarthy wünschte, die Freunde zu Hause könnten sehen, wie sie zum Boot zurückkehrten. George Duncan ging voran, den kahl geschorenen Kopf zum Schutz vor der Sonne mit einem Strohhut bedeckt, dessen Rand so breit war wie seine Schultern. In einer Hand trug er ein Palmblatt als Fächer, in der anderen einen jungen Hahn, den er bei den Füßen hielt und der sich – offensichtlich deswegen – heftig sträubte. Was ihm allerdings nichts nutzte, denn er wurde trotzdem zum Abendessen verspeist. Hinter Duncan kam Taylor, der einen ebenso großen Hut auf dem Kopf und eine Menge Essbares im Arm hielt. Und schließlich McCarthy, der 1000 Münzen Kleingeld – im Wert von etwa einem Dollar – an einem Band um den Hals trug. Ihre einstmals weißen Kleider ließen nach einer Woche auf dem Boot ihre Grundfarbe allenfalls erahnen. In dem Boot machten sie sich dann durstig über einen heißen Tee her und schätzten sich überaus glücklich, warmes Wasser zum Waschen zu haben.

Während McCarthy mit einem Diener auf dem Boot zurückblieb, reisten Taylor, Duncan und Tsiu mit ihrem alten Koch nach

Lanxi. Ihre Unterkunft dort war nicht gerade luxuriös. Auf dem Fußboden lagen ein paar Matten, die man vor die Risse in der Wand nageln konnte, falls es hereinregnete. Es gab keinen Kamin, und der Rauch brannte in ihren Augen, wenn der Koch die Mahlzeiten zubereitete. Die Betten bestanden aus Bambusrahmen und Kiefernholzbrettern. Jeder der Männer legte sich eine Decke und ein Kopfkissen darauf, damit er nicht so hart lag, und darüber eine Matte, weil man es so kühler hatte. Den Abschluss bildete ein Moskitonetz. Im Zimmer gab es außerdem noch einen Tisch, einen Hocker, ein Brett, das man auf zwei Böcke gelegt hatte, und einen Ofen, den sie jeweils zu den Mahlzeiten herein- und danach wieder hinaustrugen. Und schließlich hatte George Duncan in einem Anfall von Verschwendungssucht sechs Pence ausgegeben, um einen Stuhl zu kaufen!

Allerdings stellten sie für Duncan einen hervorragenden Chinesisch-Lehrer an, sodass Duncan innerhalb kurzer Zeit seinen Wortschatz erheblich erweitern konnte. Als Hudson Taylor wieder nach Hangzhou abreiste, ging Duncan bereits jeden Nachmittag in die Tempel und Teegeschäfte, verkaufte Bibeln und Traktate, unterhielt sich mit den Menschen.

Das Boot, in dem Hudson Taylor auf der Heimreise mitfuhr, war mit einem Seil an ein anderes gebunden, das in dieselbe Richtung unterwegs war. Als die Boote am Abend anlegten, ergab sich eine sehr gute Gelegenheit zur Verkündigung. Hudson war entschlossen, sie zu nutzen! Er predigte vor den Reisenden der beiden Boote, bis er erschöpft war. Er sprach ein kurzes Gebet und deutete an, dass er nun fertig sei. Doch niemand regte sich. Die Zuhörer wollten noch mehr hören. Also begann er noch einmal und sprach lange zu ihnen. Dann hielt er wieder inne; erneut machte niemand Anstalten zu gehen. Dafür begannen die Leute, Fragen zu stellen, die Taylor ausführlich beantwortete, obwohl er vollkommen erschöpft war und fror. Später schrieb er: »Schließlich war ich es, der sie daran erinnern musste, wie spät es war und dass es Zeit sei, schlafen zu gehen. Vorher aber machte

ich ihnen noch klar, wie wichtig es sei, sich Jesus Christus zuzuwenden – und das sofort.«

Am nächsten Morgen besuchte Hudson Lewis und Eliza Nicol in ihrem neuen Haus, dann kehrte er nach Hangzhou zurück, wo er alles in bester Ordnung fand.

John McCarthy schrieb später über diese Reise Hudsons: »Auf der gesamten Reise – sei es auf dem Boot oder am Ufer des Flusses, in den Teegeschäften, auf den Straßen oder in den Tempeln –, überall, wo sich die Menschen versammelten, hörten sie die Geschichte von der Liebe Gottes, der uns erlöst hat … Das, was Hudson Taylor bewegte und ihm Kraft gab für sein Leben und seinen Dienst für den Herrn, war die Liebe Gottes, die in sein Herz ausgegossen war. Und außerdem – er liebte das chinesische Volk aufrichtig, schätzte seine vielen guten Eigenschaften …«

Wie ihr Vater, der Rechtsanwalt gewesen war, erwies sich Maria als sehr intelligent. Sie dachte sorgfältig über das Tragen chinesischer Kleidung nach und über die Rolle der Frau in der Mission. In einem Brief an Mary Berger formulierte sie ihre Gedanken ebenso klar wie präzise, ja, elegant: »Ich bin froh, dass unsere chinesische Kleidung uns eindeutige Vorteile bringt. Bevor ich England verließ, hatte ich noch Bedenken, ob es gut sei, wenn die Frauen unserer Gruppe sich hier chinesisch kleiden. Die Chinesen verachten nämlich ihre eigenen Familien, während sie ausländische Damen respektieren. Würden sie uns noch diese Achtung entgegenbringen und hätten wir bei ihnen noch ebenso viel Einfluss, wenn wir uns wie sie kleideten? Doch inzwischen habe ich keinen Anlass mehr für diese Bedenken. Im Gegenteil! Ich freue mich, dass unser Charakter, unsere Bildung und unsere christliche Lebensführung uns bei Chinesen beiderlei Geschlechts die Türen geöffnet haben. Weder gewinnen wir diesen Einfluss, indem wir unsere westliche Kleidung anbehalten, noch zerstören wir ihn, wenn wir uns chinesisch kleiden. Ich kann nur feststellen, dass man mir mit der gleichen Achtung begegnet – ganz egal, wie

ich angezogen bin. Ich weiß wohl, dass einige meinen, die ausländische Kleidung flöße mehr Respekt ein, doch ich halte diese Ansicht für falsch …

Noch nie habe ich von einem Chinesen eine abfällige Bemerkung über den Charakter oder die Stellung unserer lieben Schwestern gehört. Natürlich muss den Chinesen vieles an uns merkwürdig vorkommen. Allein schon, dass wir hierhergekommen sind, ist für sie seltsam. Und dass unter uns so viele unverheiratete Frauen sind, ist ebenfalls merkwürdig. Denn bei ihnen ist fast jede Frau über zwanzig auch verheiratet … Heute Nachmittag übrigens sagte Miss Faulding zu mir: ›Ich wünschte, ich könnte mich in ein Dutzend Personen aufteilen und trotzdem dieselbe bleiben, denn selbst dann hätte ich noch genug zu tun.‹«

Hudson Taylor legte so großen Wert auf die chinesische Kleidung, weil er tiefen Respekt vor der chinesischen Kultur hatte und die Aufgaben des Missionars mit ungewöhnlich großem Einfühlungsvermögen sah. Darin war er seiner Zeit weit voraus.

»Wir leben in einem Volk, das von seinen eigenen Sitten und Bräuchen sehr stark überzeugt ist, sind sie doch das Ergebnis eines jahrhunderte- und jahrtausendelangen Wachstums. Diese Überzeugung ist also durchaus berechtigt. Wer die Chinesen wirklich kennt, der hat auch größten Respekt vor ihnen und sieht, wie sinnvoll viele ihrer Sitten und Bräuche sind – haben sie doch ihre Wurzel im Klima, der Wirtschaft des Landes oder eben auch in der Anpassung der Menschen an ihre Verhältnisse.

Es gibt wohl kein Land auf der Welt, in dem religiöse Toleranz in so großem Maße gelebt wird wie in China. Der einzige Einwand gegen das Christentum besteht darin, dass es eine ausländische Religion sei und letztendlich dazu führe, dass sich die Gläubigen an ausländische Nationen anpassen. Die meisten Missionare tragen ausländische Kleidung, verhalten sich entsprechend, und manche der einheimischen Gläubigen passen sich dem tatsächlich an. Die Kapellen werden im ausländischen Stil gebaut, und alles, was mit dem christlichen Glauben zu tun hat, ist irgendwie ausländisch. Ich

bin nicht der Einzige, der darin einen ganz entscheidenden Grund dafür sieht, dass die Ausbreitung des Evangeliums unter den Chinesen so schleppend vor sich geht. Aber warum müssen wir dem christlichen Glauben eine – aus der Sicht der Chinesen – so ausländische Prägung geben? Das Wort Gottes verlangt das überhaupt nicht von uns, und es gibt meiner Ansicht nach auch keine vernünftigen Gründe dafür. Wir wollen den Chinesen doch nicht ihre Nationalität rauben! Nein, sie sollen Christen werden!

Wir möchten chinesische Christen haben! Wahre Christen, ja! Aber dennoch sollen sie in jeder Hinsicht Chinesen bleiben. Wir wünschen uns, dass Gemeinden aus einheimischen Christen entstehen, die von einheimischen Pastoren und Ältesten geleitet werden. Sie sollen im Land ihrer Vorfahren den wahren Gott verehren, in der Kleidung ihrer Vorfahren und in ihrer Muttersprache. Und sie sollen dies in Gebäuden tun, die ganz und gar ihrem chinesischen Lebensgefühl entsprechen.

In allem, was keine Sünde für uns bedeutet, wollen wir den Chinesen wie Chinesen werden. Wir ziehen ihre Kleider an, wir sprechen ihre Sprache, wir lernen ihre Bräuche kennen und – übernehmen sie. Wir essen ihre Speisen, wir leben in ihren Häusern und lassen sie unverändert. Die Inneneinrichtung verändern wir lediglich aus gesundheitlichen Gründen oder nur, wenn wir dann besser arbeiten können.

Soweit ich bis jetzt Erfahrungen sammeln konnte, bringt das viele Vorteile mit sich. Wir können auf die Chinesen in unserer Umgebung mehr Einfluss nehmen, als wir es sonst könnten. Täglich haben wir auf die unterschiedlichste Weise Kontakt mit ihnen. Wir erleben, wie die Menschen von der geistlichen Gesinnung, von der Frömmigkeit und der Ernsthaftigkeit der Leute, die ihnen das Christentum bringen wollen, geprägt werden. Das aber können wir nur erreichen, wenn wir Opfer bringen, indem wir zum Beispiel auf bestimmte Speisen verzichten. Messer und Gabel, Teller und Geschirr sollten durch Stäbchen, Löffel und Schalen ersetzt werden, wie die Einheimischen sie benutzen.

Wenn sich ein Ausländer chinesisch kleidet, wird er zwar noch als Ausländer erkannt, doch er wird keinen Menschenauflauf mehr hervorrufen. Wenn er predigt, werden die Leute weniger auf seine Kleider und mehr auf seine Worte achten. Er kann seine Kleidung überall kaufen, und er kann sie hier auch mühelos waschen und flicken lassen, ohne viel Geld dafür ausgeben zu müssen.«

Von diesen Gedanken und Vorstellungen ließen sich Hudson und Maria in ihrer Arbeit leiten. Sicher! Hudson Taylor war Direktor der Missionsgesellschaft. Aber nichts war ihm mehr zuwider, als dieses Amt mit Regeln und Vorschriften auszuüben. Geradezu leidenschaftlich aber vertrat er die Auffassung, dass die Chinesen nur dann für Christus gewonnen werden könnten, wenn die Missionare aus dem Westen die alte Kultur respektierten. Er erwartete von seinen Mitarbeitern, dass sie diese Aufgabe mit Freude übernahmen. Diese Bedingungen hatten alle, auch Nicol, einmal akzeptiert. Wenn sie sich, von der Liebe Jesu getrieben, daran hielten, würde der Lohn dafür groß sein.

Aber große Opfer waren damit verbunden.

Hudson hatte sich immer danach gesehnt, »ein kleines Abbild seiner geliebten Maria« zu haben. Darum war er sehr glücklich gewesen, als 1859 Grace geboren worden war. Inzwischen war sie ein fröhliches Kind von acht Jahren, das in der New Lane einen Lieblingsplatz hatte, wo sie gern spielte: einen gepflasterten Steingarten mit einem Teich zwischen den Sträuchern und ein paar schattigen Bäumen.

Im August, als sie irgendwo auf den Hügeln Ferien machten, um der großen Hitze zu entfliehen, verlor Grace den Appetit und nahm rapide ab. Sie klagte über Kopfschmerzen und bekam hohes Fieber. Am nächsten Tag, als sie an der frischen Luft auf William Rudlands Camping-Bett lag, hatte sie Fieberfantasien. Hudson Taylor war nicht da, und so trug George Duncan sie in Marias Bett. »Ich werde diesen Anblick nie vergessen«, schrieb Jennie Faulding

in der Erinnerung, »wie er sie in seinen Armen trug und ihr schönes Haar lose über ihre Schulter fiel. Es sah so hübsch aus.«

Hudson Taylor kam – so schnell er nur konnte – zurück und erkannte sofort, wie ernst ihr Zustand war. Grace hatte Hirnhautentzündung.

»Schneide ihr alle Haare ab und mache kalte Umschläge.« Maria befolgte Hudsons Anweisungen gewissenhaft.

Mary Bell half bei der Pflege des kranken Kindes und berichtete, Hudson Taylor sei »so bis in die tiefste Seele getroffen, dass er fast den ganzen Tag weint«. Und dann kam der Tag, an dem er mit Maria allein reden musste. Also nahm er sie mit zu einem abgelegenen Felsenteich in einer Schlucht, wo sie manchmal badeten.

»Es gibt keine Hoffnung mehr, dass Gracie wieder gesund wird!« Er musste es Maria sagen.

Wieder zurückgekehrt, ging Hudson an das Bett seiner kleinen Tochter und sagte zu ihr: »Ich glaube, Jesus wird dich bald zu sich holen. Du hast doch keine Angst, oder?«

»Nein, Papa!«

Am nächsten Tag schrieb Hudson an William Berger. »Geliebter Bruder, ich weiß im Grunde nicht, wie ich Ihnen schreiben soll, aber ich muss es dennoch tun. Es ist so, als schriebe ich aus der innersten Kammer im Palast des Königs der Könige. Ja, dies ist heiliger Grund. Mühsam versuche ich, ein paar Zeilen zu Papier zu bringen. Ich sitze auf dem Rand eines Sofas, auf dem meine geliebte kleine Gracie im Sterben liegt … Lieber Bruder, wenn uns auch Leib und Seele vergehen, so ist doch Gott allezeit unseres Herzens Fels und unser Teil. Nein, es war nicht vergeblich und nicht unvernünftig, dass ich meine geliebte Frau, meine Kinder und mich selbst Gott auf den Altar legte für diesen Dienst, obwohl ich das Land, die Menschen, das Klima kannte.«

Vier Tage später gab es bei Grace Anzeichen einer Lungenentzündung.

Am Freitag, dem 23. August, versammelte sich die ganze Familie Taylor mit allen ihren Freunden um das Bett ihrer Tochter Grace.

Hudson stimmte – wenn auch mit unsicherer, schwankender Stimme – einen Choral nach dem anderen an. Maria saß am Bett und hatte sich über die bewusstlose Grace gebeugt. 20 Minuten vor 21 Uhr hörte Grace auf zu atmen.

»Ich habe noch nie jemanden so schön gesehen wie die liebe kleine Gracie am Abend nach ihrem Tod«, schrieb Mary Bowyer. »Sie hatte einen unfasslich ergreifenden Gesichtsausdruck.«

»Unsere liebe kleine Gracie!«, schrieb Hudson Taylor. »Wie sehr vermisse ich ihre zarte Stimme am Morgen – einen der ersten Laute, den wir beim Aufwachen hörten und dann den ganzen Tag hindurch und am Abend! Wenn ich auf den Wegen gehe, wo ich früher mit ihr spazieren ging und sie neben mir herhüpfte, dann steigt immer wieder dieser quälende und furchtbar schmerzliche Gedanke in mir auf: ›Kann es denn sein, dass ich nie wieder diese kleine Hand halten, nie wieder ihr fröhliches Plappern hören werde, nie wieder ihre hellen Augen leuchten sehe?‹ Und doch – sie ist nicht verloren. Der Gärtner ist gekommen und hat eine Rose gepflückt.«

29 »Ich muss weitergehen!«

Weihnachten 1867 gab es ein großes Fest: William Rudland und Mary Bell heirateten. Doch nach einem herrlichen Hochzeitsurlaub auf einem Hausboot kehrten auch sie wieder in den Alltag zurück. William war weiter für die Druckerei und die Männer verantwortlich, die dort arbeiteten, und Mary kümmerte sich vorläufig noch um die Taylor-Kinder.

Ende des Jahres übernahm die CIM das Nachbarhaus in der New Lane: Während in Nummer 1 nun die Ehepaare und die unverheirateten Frauen wohnten, richteten sich in Nummer 2 die McCarthys und die alleinstehenden Männer ein. Entgegen allen Verleumdungen waren Zucht und Anstand zwar schon immer gewahrt worden, aber jetzt konnte sich auch jeder Außenstehende davon überzeugen.

Hudson Taylor, inzwischen ein Enddreißiger, erfreute sich einer besseren Gesundheit als noch wenige Jahre zuvor und konnte auch körperliche Anstrengungen besser verkraften. So wanderte er am Anfang des Jahres 1868 über die Hügel nach Taizhou, wo Josiah Jackson arbeitete. Unterwegs konnte er über vieles nachdenken. ›Alle drei bis vier Kilometer kommt man in eine Stadt oder ein Dorf‹, überlegte er sich. ›Viele Städte sind sehr groß. Unzählige Menschen werden dort geboren, leben und sterben dort, ohne ihren Geburtsort jemals verlassen zu haben. Drängt sich da einem nicht unwillkürlich ein schmerzlicher Gedanke auf, der immer niederdrückender wird, wenn man von einer Stadt in die andere kommt und so viele noch in der Ferne liegen sieht? Wann und wie sollen wir alle diese Menschen mit dem Evangelium erreichen?‹

Obwohl Hudson jetzt körperlich kräftiger geworden war, litt er sehr unter Stress. Seine »neuralgischen Kopfschmerzen« waren so schlimm, dass Maria versuchte, ihm so viel wie mög-

lich von der täglichen Arbeit abzunehmen. Jennie Faulding war der Ansicht, dass die Schmerzen ganz allein von Sorge und Überarbeitung herrührten; war doch die CIM nun praktisch so groß wie die LMS, die bislang größte protestantische Missionsgesellschaft in China.

In England litt Berger unter dem Problem, neue Kandidaten aussuchen zu müssen und Gespräche mit ihnen zu führen. Hudson Taylor schrieb ihm: »Unsere Mission ist anders als alle übrigen Missionsgesellschaften. Wenn unsere Leute hier ankommen, fragen sich manche: ›Die amerikanischen Missionare tun dies, die Anglikaner das, warum können wir es nicht ebenso tun?‹ … Die Missionare in fast allen anderen Missionsgesellschaften haben bessere Häuser, schönere Möbel, ein europäischeres Essen, als wir es haben oder je haben werden. Aber nicht einer von ihnen lebt im Landesinneren. Wer nicht bereit ist, allein zu stehen, fern von diesen Missionsgesellschaften und von jenen, die ihnen nacheifern, sollte unserer Mission besser gar nicht erst beitreten … Sage allen Bewerbern, dass sie mit der Verachtung, ja, sogar dem Widerstand ansonsten in Ehren gehaltener, gottesfürchtiger Männer rechnen müssen, wenn sie unserer Mission von Herzen treu sind.«

Dann gab er William Berger eine ganz klare, unzweideutige Anweisung: »Ich möchte nur noch solche Leute aufnehmen, die ohne Wenn und Aber bereit sind, im Landesinneren zu arbeiten, chinesische Kleidung zu tragen und sich so weit wie möglich dem Lebensstil der Einheimischen anzupassen. In Zukunft unterstütze ich niemanden mehr, der nicht so arbeiten will. China steht natürlich allen offen; doch ich habe zu wenig Zeit, zu wenig Kraft und viel zu viel Arbeit, um mich mit denen auseinanderzusetzen, die meine Vorgehensweise grundsätzlich infrage stellen …

China kann nicht durch Menschen für Christus gewonnen werden, die es lieber ruhig und gemütlich haben wollen … Wir brauchen Männer und Frauen, die Jesus, China und die Seelen seiner Menschen unbedingt an die allererste Stelle setzen. Sogar ihr eigenes Leben muss für sie von zweitrangiger Bedeutung sein … Sol-

che Männer und solche Frauen können Sie uns gar nicht genug senden. Sie sind für uns wertvoller als Edelsteine.«

Allmählich wurde es nun Zeit, die Zahl der CIM-Missionare in Hangzhou zugunsten des Vorhabens einzuschränken, weiter in das Landesinnere vorzudringen. In Zhejiang, der Region[52] südlich der Stadt, gab es schon einige Missionare und einheimische Christen, die sich stark für die Mission einsetzten; und in Ningbo arbeiteten Anglikaner, Presbyterianer sowie Baptisten. Für die CIM-Missionare wäre es wohl am zweckmäßigsten, wenn die McCarthys und Jennie Faulding in Hangzhou blieben, weil sie die meisten Verbindungen zu den einheimischen Christen dort hatten, und die übrigen an einen anderen Ort weiterzogen. George Duncan hatte bereits ein neues Gebiet in bisher unerreichten Provinzen erschlossen, und es wurde Zeit, dass er Unterstützung bekam.

Nicht alle waren mit diesem Vorgehen einverstanden. William Berger etwa bat Taylor inständig, doch lieber das, was bisher erreicht worden war, zu festigen. Doch die meisten im CIM-Team in China waren mit Taylor einer Meinung, dass sie die Arbeit ausdehnen sollten. Hudson fasste seine Gedanken aus dieser Zeit in einem Gedicht zusammen:

»Solang ich hier bin, will ich niemals ruhn,
Erst im Himmel ist die Zeit dafür.
Ich muss weitergehen und die Werke meines Vaters tun.
Er, der mich hierher sandte, maß mir meine Zeit auf Erden zu.
Er trug mir meine Arbeit auf für Ihn,
Und Er wird auch genügend Gnade schenken –
Daher kann ich handeln und auch leiden,
Doch ich will nicht ruhn,
Denn erst im Himmel ist die Zeit dafür.«

52 A. d. H.: Im Grunde umfasst Zhejiang darüber hinaus die gesamte Provinz südlich des Großen Sees (auch »Tai Hu« genannt). Die Hauptstadt ist Hangzhou (sodass auch nördlich dieser Stadt gewisse Gebiete zu dieser Provinz gehören).

Bei anderen Fragen, vor allem beim Thema Kleidung, herrschte nach wie vor Uneinigkeit. Einige Frauen neigten eher zu Nicols Meinung. Alles brachte so viel Unruhe in die Gruppe, dass Berger an Taylor schrieb, er habe ernste Bedenken, ob Nicol weiter Mitglied der Missionsgesellschaft bleiben könne. Immerhin hatte er öffentlich erklärt, er habe weder zu Taylor noch zu Berger Vertrauen. Es war ein schmerzlicher Gedanke für Hudson Taylor, Nicol vielleicht entlassen zu müssen – hoffte er doch immer noch, dass sich bei Nicol etwas ändern könne.

Der 1. Juni l868 war der Stichtag für eine neue Strategie der CIM. Ein Hausboot fuhr in Richtung Nordwesten den Großen Kanal hinauf, überquerte den knapp fünf Kilometer breiten Jangtse, folgte dem Kanal weitere 20 Kilometer und legte dann in der großen Stadt Yangzhou an. An Bord waren Hudson Taylor, Maria, ihre vier Kinder, Hudsons Sekretärin Emily Blatchley, das Kindermädchen Mary Rudland, vier chinesische Christen aus Hangzhou sowie Tianxi, ein junger Mann, den Hudson vor 11 Jahren adoptiert hatte, und Ensing, eine Chinesin, die mit Li Lanfeng, dem Chefdrucker der CIM, verlobt war.

Im 13. Jahrhundert soll Marco Polo unter Kublai Khan Gouverneur von Yangzhou gewesen sein. Der Große Kanal schlängelte sich – überspannt von zahlreichen hübsch geschwungenen Brücken – durch den Süden und Osten der Stadt. Yangzhou, berühmt für seinen Reichtum und seine schönen Frauen, zierten eine achteckige Pagode, anmutige Tempel und herrliche Gärten. Doch die Stadt war auch berüchtigt für ihre zahlreichen Unruhen.

Missionare waren bisher kaum nach Yangzhou gekommen. Sogar die katholische Kirche hatte lediglich ein Waisenhaus erbaut, das von einem chinesischen Direktor geleitet wurde.

Hudson Taylor hatte von dem Bandenwesen in Yangzhou gehört. Deshalb verhielten sich die Ankömmlinge in der ersten Woche sehr vorsichtig. Sie verließen das Hausboot nur zu Zeiten, in denen sie keine große Aufmerksamkeit erregen konnten. Ein

Haus in der Stadt zu suchen – das war die Aufgabe der chinesischen Mitarbeiter. Doch nach ein paar Tagen begann es heftig zu regnen, und das Dach des Bootes war leider an vielen Stellen undicht. So beschlossen sie, in ein »erstklassiges chinesisches Hotel« in Yangzhou zu gehen, wie Maria es beschrieb.

Erst am 20. Juli konnten sie in die neuen Unterkünfte ziehen, die von nun an ihr Heim in Yangzhou sein würden. Ein etwa 100 Meter langer Weg führte zum Hauptgebäude, links und rechts von ihm standen mehrere Nachbarhäuser. Zwei Tore am nördlichen Ende des Weges führten zu einem Grundstück mit Höfen, Gärten, Steingärten und kleinen Wegen. Auf dem Grundstück verstreut lagen verschiedene Gebäude mit jeweils nur wenigen Räumen, eine ideale Aufteilung für eine gemischte Gruppe von Ehepaaren und Alleinstehenden. Das Hauptgebäude besaß eine Eingangshalle, die zu einem Hof hin offen war, und eine Treppe, über die man vier Wohnzimmer erreichen konnte – zwei auf jeder Seite. Am Ende der Treppe gab es eine Falltür, wodurch die Schlafzimmer von den übrigen Bereichen getrennt waren.

Als Hudson Taylor und die CIM-Missionare die Küste verließen und in Gebiete zogen, in denen nur selten Leute aus dem Westen auftauchten, bekamen sie auch mehr Widerstand zu spüren. Oft waren es chinesische Gelehrte, die ihre Landsleute aufwiegelten.

Diese Gelehrten bildeten die Elite der chinesischen Gesellschaft, waren echte Intellektuelle und in höchstem Maße kultiviert. Es war ihnen ein echtes Anliegen, nach den Grundsätzen des Konfuzianismus zu leben, wie sie denn auch über ein tiefes Verständnis für die chinesische Geschichte und Zivilisation verfügten. Stolz erfüllte sie angesichts des Ansehens der chinesischen Kunst, der schmuckvollen Schriftzeichen, der kostbaren Jade und des Porzellans, der Seide und des Lacks, der Bildhauerei und der Schnitzkunst. Jeder echte Konfuzianer war ein würdevoller, von Selbstdisziplin geprägter Mann, rücksichtsvoll im Umgang mit anderen, auch mit den unkultivierten »Barbaren« aus Übersee.

Doch zu dieser Elite zu gehören, bedeutete auch, die altüberlieferten chinesischen Institutionen zu bewahren. Konfuzianismus bedeutete Stabilität. Einige Männer dieser Eliteschicht begrüßten die Errungenschaften westlicher Erkenntnis und Kultur, aber viele andere lehnten sie ab und leisteten erbitterten Widerstand.

Der christliche Glaube, der einen derart großen Wert auf die Verantwortung des einzelnen Menschen legte, stand ihrer Meinung nach im Widerspruch zur chinesischen Ethik, die darauf beruhte, dass die Familie dem Individuum übergeordnet blieb. Bekehrte sich z. B. ein einzelner Mensch, würde das nicht die Grundfesten der chinesischen Gesellschaft ins Wanken bringen? Die Predigten der Missionare empfanden sie als Beleidigung – denn wer predigte, der trat als Lehrer auf. Wer aber erdreistete sich, ihnen, den chinesischen Gelehrten, etwas beibringen zu wollen? Stellten die Christen nicht sämtliche chinesischen Bräuche infrage, leugneten sie nicht die Wahrheit des Buddhismus, des Taoismus und auch des Konfuzianismus?

Ohne dass die CIM-Missionare etwas davon ahnten, hielten die Gelehrten von Yangzhou mit einigen Militärs ein Treffen ab. Sie beschlossen, im Volk eine feindliche Stimmung gegen die Missionare anzufachen, indem sie Gerüchte über die gesamte Missionsarbeit verbreiteten. Vielleicht konnte man ja die Missionare dazu zwingen, Yangzhou zu verlassen.

Von da an flogen immer wieder Steine gegen die Fenster der Missionare. Auf Plakaten wurden absurde Anschuldigungen gegen sie erhoben. So nannte man die Missionare »Banditen der Jesus-Religion«, und auf den Plakaten war zu lesen, sie würden Sterbenden die Augen herausschneiden, in ihren Kliniken Kinder aufessen und Schwangere aufschlitzen, um eine bestimmte Medizin zu gewinnen.

Bald schon versammelte sich eine wütende Menschenmenge vor dem Haus. Die Missionare brachten fast einen ganzen Tag damit zu, mit den Menschen zu sprechen und die Anschuldigungen zurückzuweisen. Zwar beschwerte sich Hudson Taylor in einem

Brief an den Präfekten Sun, dem höchsten Beamten in der Stadt. Doch Hudson erhielt nur eine ausweichende Antwort.

Am gleichen Tag, dem 15. August, erfuhr das CIM-Team davon, dass ein Aufstand drohte. Eilig errichteten sie an wichtigen Stellen Barrikaden, versperrten die Eingänge. Doch bald versammelten sich draußen fast 200 Menschen. An jenem Abend kam George Duncan, der eigentlich nur einen kurzen Besuch hatte machen wollen. Mühsam bahnte er sich einen Weg durch die Menge – entschlossen, seinen Freunden zu helfen. So waren dann im Haus vier Männer (Taylor, Duncan, Reid[53] und Rudland), fünf Frauen, vier Kinder sowie 19 chinesische Mitarbeiter.

Hudson Taylor hätte die Frauen und Kinder am liebsten weggeschickt, um sie in Sicherheit zu bringen. Doch die Frauen baten ihn inständig, bleiben zu dürfen. Am Sonntag versuchte die Menge mehrmals, in das Haus einzubrechen. Draußen hängten sie ein schreckliches Plakat auf. Das Haus mit allen Bewohnern würden sie niederbrennen – das drohten sie darauf an.

Am Montag wurde es etwas ruhiger. Die Missionare verteilten nun selbst Handzettel, auf denen sie sich gegen die unsinnigen Vorwürfe zur Wehr setzten. Sie erklärten, dass jedermann freien Zutritt zu ihren Gebäuden habe, sobald die Renovierungsarbeiten abgeschlossen seien.

In der Mitte der Woche schrieb Taylor noch einmal an den Präfekten Sun und erinnerte ihn an die Verträge, wonach »es britischen Untertanen gestattet ist, im Landesinneren Grundstücke zu erwerben und Kapellen zu errichten. Sie haben die Erlaubnis, im ganzen Land frei zu reisen, ohne aufgehalten, belästigt oder behindert zu werden. Außerdem können sie sich jederzeit vertrauensvoll an die Behörden wenden, um Schutz und Hilfe zu erhalten.«

Präfekt Sun antwortete: »Weil die Leute, die solche fremdenfeindlichen Aktionen unternehmen, das meist des Nachts tun und

53 A. d. H.: Offenbar ist Henry Reid gemeint, ein erst im Nachhinein mehrfach erwähnter junger britischer Missionar.

ihren Namen nicht nennen, ist es für uns schwierig, sie in kurzer Zeit dingfest zu machen.«

Mehr oder weniger zufällig kam am Wochenende ein amerikanischer Diplomat aus dem nahe gelegenen Zhenjiang (Chinkiang) mit einem anderen Ausländer zu einem kurzen Besuch nach Yangzhou, um die Pagoden und Tempel zu besichtigen. Beide Männer trugen natürlich europäische Kleidung. Während ihres Aufenthalts blieb es ruhig in der Stadt. Doch dann begann sich in den Teehäusern und auf den Straßen das Gerücht zu verbreiten, es seien noch mehr Ausländer gekommen, und in der Stadt würden 24 Kinder vermisst. Sofort zog eine aufgebrachte Menschenmenge vor das CIM-Gebäude und brach die beiden Tore auf, die in den Hof und in den Gartenbereich führten. Zwar ließ Hudson Taylor am Eingang zur Hauptstraße Wachen aufstellen, ließ auch Zimmerleute kommen, die den Schaden reparierten. Doch die Bewohner von Yangzhou – aufgehetzt und voller Wut – ließen sich kaum noch zurückhalten.

30 Aufruhr in Yangzhou

Bis zum Abend dieses Tages war die Menge vor den CIM-Gebäuden auf 8000 bis 10 000 Mann angewachsen! Einige waren mit Messern, Speeren und Knüppeln bewaffnet, andere warfen Ziegelsteine. Sie hämmerten gegen die Eingangstür und versuchten, gewaltsam einzudringen.

»Die ausländischen Teufel haben unsere Kinder verschlungen!«, schrien sie.

In ihrer Not schickten Duncan und Taylor noch einmal Boten zum Präfekten, und noch einmal bekamen sie keine Antwort. Schweren Herzens beschlossen sie, selbst zum Präfekten zu gehen. Doch zuerst schlossen sie das Fenster, dessen Läden durch die Steinwürfe zerstört waren.

»Herr«, beteten sie, »bewahre alle, die wir jetzt zurücklassen müssen. Geh mit uns, wenn wir draußen auf die zornige Menge stoßen.«

Es gelang ihnen, das Grundstück ungesehen über das Nachbarhaus zu verlassen. Aber plötzlich rief eine schrille Stimme: »Die ausländischen Teufel fliehen!«

Nun begann die Jagd. Zum Glück kannte Hudson Taylor einen Weg, der über die Felder führte. Außerdem wurde es allmählich dunkel. Doch irgendwann mussten die Männer wieder auf die Hauptstraße, und dort empfing man sie mit Steinen und Ziegeln. Als sie beim Haus des Präfekten ankamen, schlossen die Wächter gerade die Tore, hatten sie aber noch nicht verriegelt. Die Verfolger holten Duncan und Taylor ein, pressten die beiden Männer gegen das Tor, bis es nachgab und sie der Länge nach in die Eingangshalle fielen. Schnell rappelten sie sich auf und liefen in das Haus. Immer wieder riefen sie die Worte, auf die chinesische Mandarine jederzeit – bei Tag oder Nacht – reagieren müssen: »Rettet unser Leben! Rettet unser Leben!«

Man führte sie in das Büro des Sekretärs und ließ sie warten. Hudson konnte die Schreie der Menschenmenge hören, die sich etwa einen Kilometer entfernt vor seinem Haus versammelt hatte. Zerstörten sie gerade sein Haus? Brachten sie vielleicht sogar seine Familie um? Eine knappe Stunde verging, ehe sie vom Präfekten hereingebeten wurden.

»Sagen Sie mir, was Sie mit den Kindern wirklich getan haben!«, forderte er sie auf. »Habt ihr sie von unserem Volk gekauft? Was ist überhaupt der Grund für diesen ganzen Aufruhr?«

»Ich werde Ihnen sagen, was der Grund ist!«, rief Hudson wütend. »Sie haben es versäumt, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, als das Problem noch mit einfachen Mitteln zu lösen war. Ich muss Sie ersuchen, sofort gegen die Aufständischen vorzugehen und meine Familie und meine Freunde zu retten, sofern sie überhaupt noch am Leben sind. Danach können Sie von mir aus so viele Nachforschungen anstellen, wie Sie wollen. Aber sonst mache ich Sie voll und ganz für den Ausgang der Geschehnisse verantwortlich.«

»Sehr richtig, sehr richtig«, stimmte der Präfekt zu. »Erst die Leute beruhigen und dann nachforschen. Warten Sie hier, und ich werde sehen, was ich tun kann. Sie müssen aber unbedingt hierbleiben. Ich werde nichts erreichen, wenn die Menge Sie sieht.«

Hudson Taylor und Duncan warteten also, während der Präfekt sich an den Ort des Geschehens begab. Nach zwei Stunden kehrte er zurück.

»Jetzt ist alles ruhig. Der Militärgouverneur der Stadt, der Hauptmann und zwei der oberen Würdenträger der Stadt sind dort gewesen und haben mehrere Leute verhaftet, die das Haus plündern wollten. Man wird sie bestrafen. Und nun lasse ich Sänften kommen, damit Sie unbehelligt zurückkehren können.«

»Alle Ausländer, die noch im Haus waren, sind umgebracht worden!«, teilten die Träger Duncan und Taylor aufgeregt mit. Entsetzt baten sie Gott, ihnen Kraft zu geben, und hofften verzweifelt, dass die Berichte nicht stimmten. Doch als sie näher kamen, schien

sich alles zu bestätigen. Ein merkwürdiger, undefinierbarer Geruch lag in der Luft.

Halb verbrannte Schilfgräser ließen erkennen, dass man versucht hatte, das Haus niederzubrennen. Eine Wand war eingestürzt. Über den ganzen Platz verstreut lagen die Überreste von Kisten und Möbeln. Sie sahen Papier, Briefe, zerbrochene Arbeitskisten, Schreibtische, Verbandskästen, medizinische Instrumente, verbrannte Bücher. Doch von Taylors Familie und den anderen Missionaren keine Spur! Was war mit ihnen geschehen? Stimmten die Berichte vielleicht doch?

Nachdem Taylor und Duncan zum Präfekten gegangen waren, hatten Henry Reid und William Rudland so lange wie möglich die Türen und die Eingänge zum Haus bewacht. Doch dann brach die Menge in das Haus ein. Die Frauen und Kinder schlossen sich angsterfüllt in Marias Zimmer ein und flehten Gott an, sie zu schützen.

Schließlich kam Rudland – so erschöpft, dass er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Seine Kleider waren über und über mit Schmutz bedeckt. Und das war klar: Jeden Moment konnten die Aufständischen die Treppen heraufstürmen und in das Zimmer eindringen. Dann hörten sie Reids Stimme vom Hof her. Sie klang hohl und heiser. »Mrs Taylor! Kommen Sie herunter, wenn Sie können! Die Leute stecken das Haus in Brand, und ich kann Ihnen nicht mehr helfen!«

Es gab nur noch einen Weg nach draußen – durch das Fenster. Irgendjemand war noch so geistesgegenwärtig, zuerst ein paar Matratzen und Kissen hinauszuwerfen, damit sie nicht so hart auf den Boden fielen. Als Erster kletterte William Rudland auf das schräge Dach unterhalb des Fensters. Er half seiner Frau hinunter und war dann Ensing behilflich.

Als Nächster sollte Freddie (Frederick) gehen, doch als sie ihn durch das Fenster hoben, sagte er: »Lasst Bertie zuerst hinunter, er hat so große Angst!« Also durfte Herbert zuerst hinaus, danach Freddie.

Henry Reid nahm die vier in Empfang und versteckte sie schnell in einem Brunnenhäuschen. In diesem Augenblick polterten die Aufständischen die Treppen hoch. Ein großer Mann mit bloßem Oberkörper stürmte in Marias Schlafzimmer. Maria sprach als Erste.

»Schämen Sie sich nicht, uns zu bedrohen? Hier sind doch nur Frauen und Kinder!«

Der Mann gab keine Antwort.

Dann begann er, sie alle zu durchsuchen und überall abzutasten. Emily Blatchley hatte ein kleines Täschchen mit sieben oder acht Dollar in ihrem Kleid befestigt. Der Mann entdeckte es und riss es an sich.

»Irgendwo müsst ihr noch mehr haben«, fuhr er sie an. »Gebt es mir, oder ich werde euch töten!«

Er riss Louise Desgraz[54] eine Tasche vom Kleid und zog ihr eine Agraffe aus dem Haar. Dann entdeckte er Marias Ehering, der im Kerzenlicht funkelte. Unsanft riss er ihn Maria vom Finger. Er begann, die Kisten und Schubladen zu durchwühlen; eine Gelegenheit, die Annie Bohannon[55] nutzte, um mit der kleinen Maria die Treppe hinunter zu fliehen. Sie verbarg sich hinter einem Mann, der eine große Kiste trug, und konnte so das Kind vor den Steinen schützen. Auch dem Feuer entkam sie sicher und gelangte unversehrt zum Brunnenhäuschen.

Inzwischen war Henry Reid zurück und forderte die anderen auf, ihm zu folgen. Dicker ätzender Rauch machte das Atmen zur Qual, die Wände begannen einzustürzen, und draußen tobte die Menge. Ein paar Männer warfen brennende Gegenstände unter das Fenster, und damit war auch der letzte Fluchtweg abgeschnitten.

---

54 A. d. H.: Internet-Angaben bestätigen, dass sie während des Aufruhrs vor Ort war, obwohl ihr Name nicht in der oben befindlichen Liste erscheint.

55 A. d. H.: Diversen Angaben zufolge war sie die Zwillingsschwester von Mary Rudland geb. Bell. Sie kam am 3. 3. 1868 in China an und arbeitete zum Zeitpunkt des Aufruhrs in Yangzhou als Kindermädchen. Obwohl sie erst 24 Jahre alt war, war sie nach anderen Internet-Angaben 1868 bereits verwitwet. (Ihr erster Mann hieß Nathaniel Bohannon.) Später heiratete sie den CIM-Missionar Edward Fishe.

Drei Menschen waren noch im Haus: Maria, Rudland und Emily. Der Mann, der in ihr Zimmer eingedrungen war, packte jetzt Rudland. Er riss ihn am Haar, zerrte ihn das Dach hinunter und wollte ihm die Uhr wegnehmen. In der Hoffnung, der Mann würde ihn in Ruhe lassen, um nach der Uhr zu suchen, warf Rudland sie weit weg in die Dunkelheit. Doch der – wütend wie er war – versuchte nun, Rudland vom Dach zu stoßen. Aber Maria und Emily zerrten ihn in das Zimmer zurück. Plötzlich hatte der Mann einen großen Ziegelstein in der Hand. Er hatte schon den Arm erhoben, um Rudland den Schädel zu zertrümmern, als Maria ihren Arm rasch ausstreckte, um den Schlag abzufangen. Doch nun wandte er sich gegen Maria – bereit zuzuschlagen.

»Wollen Sie wirklich eine wehrlose Frau töten?«, rief Maria. Verwirrt ließ der Mann den Stein fallen. Er kletterte auf das Dach und rief seinen Kumpanen zu: »Kommt hoch, kommt hoch!«

Henry Reid hatte inzwischen die brennenden Gegenstände unter dem Fenster weggeschafft. »Macht so schnell ihr könnt!«, rief er nach oben. »Sie müssen springen, ich werde Sie auffangen!«

Maria – im sechsten Monat schwanger – ging an den Rand des drei oder vier Meter hohen Daches. Die Gefahr war groß, aber Maria hatte keine Wahl. Sie sprang! Reid konnte sie nicht auffangen, nur ihren Fall dämpfen. Sie landete auf der Seite, ihr rechter Fuß knickte dabei um, doch sie konnte sich wieder aufrappeln.

Maria sah zu, wie Emily sich zum Sprung fertig machte. Gerade als sie absprang, wurde Reid plötzlich von einem Ziegelstein getroffen. Der Schmerz ließ ihn fast ohnmächtig werden. Emily, die nun von niemandem aufgefangen wurde, fiel auf den Rücken. Zum Glück trug sie ihr Haar wie eine Chinesin, und so war ihr Kopf beim Aufschlag geschützt. Sie war nur etwas benommen.

Rudland war inzwischen vom Dach gesprungen und half nun Maria. Ein Mann hatte mit einem Knüppel auf ihn eingeschlagen, ihn aber nur leicht verletzt. Später allerdings stellte sich heraus, dass er sich im Kampf einen Leistenbruch zugezogen hatte. Emily führte den halb bewusstlosen Reid weg, der schlimme Schmerzen

hatte. Maria blutete stark aus einer Wunde, aber das umgeknickte Bein tat noch mehr weh.

Gemeinsam zogen sie in ein benachbartes Haus. Man führte sie schnell in ein Zimmer innen im Haus, und dort saßen sie und warteten. ›Was war mit Taylor und Duncan passiert?‹, fragten sie sich voller Sorge. Reid lag da – vor Schmerzen stöhnend, während Maria fast ohnmächtig war, weil sie so viel Blut verloren hatte. In diesem Moment erst entdeckte Emily, dass ihr linker Arm blutete und sie ihn nicht bewegen konnte. Später zeigte sich, dass ihr Ellbogen gebrochen war.

»Mama, wo sollen wir heute Nacht schlafen? Sie haben ja unser Bett verbrannt!«, fragte zaghaft eines der Kinder Maria.

»Gott wird uns schon einen Platz zum Schlafen geben.«

Einer der chinesischen Lehrer kam herein und brachte die neuesten Nachrichten. »Der Präfekt ist mit Soldaten gekommen, und die treiben die Aufrührer auseinander. Der Mandarin persönlich bewacht dieses Haus hier, um uns zu schützen. Von Mr Taylor und Mr Duncan habe ich aber nichts gehört.«

Doch schließlich erklang vor dem Zimmer eine vertraute Stimme. Die Tür ging auf, und Hudson Taylor kam herein. Er hinkte nur ein wenig, weil ihn auf dem Weg zum »yamen« ein Stein am Knie getroffen hatte, sonst war er unversehrt. Nun waren sie alle wieder vereint und dankten Gott, dass sie noch lebten. Taylor bat den Mandarin herein und zeigte ihm, wie schwer Reid verwundet war.

Kurz nach Mitternacht kehrten sie endlich in ihr Haus zurück. Glücklicherweise war es nicht niedergebrannt, denn die Nachbarn hatten alle Feuer gelöscht. Hudson und Maria gingen in ihr Zimmer. Überall lagen ihre Kleider und Habseligkeiten herum. Die Plünderer hatten verzweifelt nach Geld und wertvollen Gegenständen gesucht. Die Seiten aus Marias Bibel waren im ganzen Haus verstreut. Doch als man sie aufgesammelt hatte, fehlte keine einzige!

Jedes Zimmer hatten die Plünderer durchwühlt – nur Emilys war unberührt geblieben. Merkwürdigerweise! Und gerade dort bewahrten sie die wichtigsten Unterlagen und fast das gesamte Geld auf! Doch nichts war angerührt worden.

In jener Nacht, als die Missionare schliefen, bewachten Soldaten und einige Männer aus der Garde des Mandarins das Haus. Wieder kam es zu einer Ansammlung. Reid ging es immer noch schlecht, und auch die anderen fühlten sich nicht gut, quälten sich angesichts ihrer Schmerzen. Sie beteten. Die Menge draußen wurde immer größer. Da schickte Taylor einen chinesischen Diener nach Zhenjiang, um den britischen Konsul Clement Allen zu informieren. Dann nagelte er mit einigen Gehilfen Bretter und Türen zusammen und verschloss provisorisch die Löcher in den Wänden.

Es war noch recht früh am Morgen, als Hudson Taylor aufbrach, um den Präfekten noch einmal um Hilfe zu bitten. Niemand belästigte ihn unterwegs.

»Seine Exzellenz hat den obersten Würdenträger der Stadt kommen lassen, der Sie nach Hause begleiten wird.«

Taylor, der Mandarin und ein paar Soldaten kehrten zum Haus zurück. Die Soldaten trieben die große Menschenmenge auseinander, die sich inzwischen versammelt hatte.

»Wenn Sie die Stadt jetzt verlassen, kann ich für Ihre Sicherheit nicht garantieren‹, sagte der Mandarin zu Hudson Taylor. »Ich möchte, dass Sie sofort einen Brief an den Präfekten schicken. Und beschreiben Sie das, was geschehen ist, als ›Unruhen‹, aber auf keinen Fall als ›Aufstand‹. Sonst werden die Menschen hier noch aufgebrachter reagieren. Bitten Sie den Präfekten, alle die zu bestrafen, die verhaftet worden sind, und das Volk durch eine Proklamation zu beruhigen. Dann können wir vor Einbruch der Nacht Ruhe und Ordnung wiederherstellen, und Sie werden die Stadt nicht verlassen müssen.«

Taylor schrieb einen Brief und schilderte die Geschehnisse so harmlos, wie er nur konnte. Doch der Brief wurde abgefangen und

geöffnet. Der Mandarin brachte ihn zurück und erklärte, so könne er nicht abgeschickt werden.

»Aber die Wahrheit muss doch gesagt werden«, erwiderte Taylor.

»Wenn Sie darauf bestehen, diesen Brief an den Präfekten zu schicken«, entgegnete der Mandarin, »will ich mit der Sache nichts mehr zu tun haben. Dann sehen Sie zu, wie Sie sich selbst schützen können. Aber ich warne Sie: Vielleicht kommen Sie dabei alle ums Leben!«

Ganz offensichtlich wollte der Mandarin von Hudson Taylor eine schriftliche Bestätigung haben, dass es überhaupt keinen Aufstand gegeben hatte. Also blieb Taylor keine andere Wahl: Er musste sich das Schreiben vom Mandarin geradezu diktieren lassen. Weder das Feuer noch die Plünderungen durfte er erwähnen.

Als der Mandarin den Brief in Händen hielt, sagte er: »Sie sind nur dann wirklich sicher, wenn ich Sie vorübergehend nach Zhenjiang bringen lasse.«

Am Nachmittag ließ er Sänften und Kulis kommen und begleitete die CIM-Missionare bis zum Südtor der Stadt. Am gleichen Tag, am Sonntag, dem 23. August 1868, erließ Präfekt Sun eine Proklamation:

»Der Präfekt und der Mandarin von Yangzhou haben von Mr Taylor, dem englischen Missionar, folgendes Schreiben erhalten: ›Es ist über uns das Gerücht verbreitet worden, wir würden in unserem Haus Kinder gefangen halten und sie heimlich kochen und aufessen. Doch davon ist natürlich kein Wort wahr, und so etwas ist bei uns nie vorgekommen. In der vergangenen Nacht hat sich eine große Menschenmenge um unser Haus versammelt und Unruhen verursacht. Darum bitte ich Sie, die Schuldigen zu bestrafen und eine Proklamation zu erlassen, um das Volk zu beruhigen.‹

Der Präfekt und der Mandarin erklären hiermit, dass sie das gewaltsame Eindringen der Bevölkerung in das Haus der Missionare als ein äußerst grobes und unhöfliches Verhalten be-

trachten. Zur Information der Bevölkerung erlassen sie darum diese Proklamation: In Zukunft ist es streng verboten, bei Mr Taylors Haus Unruhen anzuzetteln. Wer gegen dieses Verbot verstößt, wird schwer bestraft. Diese Proklamation wird in allen Straßen aufgehängt.«

Soldaten geleiteten Hudson Taylor und die übrigen Missionare nach Zhenjiang. Unterwegs begegneten sie dem britischen, dem amerikanischen und dem französischen Vizekonsul. Die Diplomaten wollten nach Yangzhou, um die dortigen Vorgänge zu untersuchen. An Ort und Stelle konnten sie sich schließlich davon überzeugen, was die Aufständischen angerichtet hatten. Und so erstaunte es nicht, dass die CIM-Missionare in Zhenjiang voller Mitleid empfangen wurden.

31 Mission mit Kriegsschiffen?

Die britischen Behörden wollten den Zwischenfall in Yangzhou nicht ohne heftigen Protest und eine angemessene Reaktion hinnehmen. Konsul Walter Medhurst beschloss, nach Yangzhou zu reisen und Präfekt Sun nach Nanjing mitzunehmen. Dort sollte dieser dem Vizekönig persönlich Rede und Antwort stehen, weil er nicht entschiedener gehandelt hatte.

Am Dienstag, dem 8. September, reiste Medhurst mit einem kleinen Dampfer in Begleitung der Marine los. Bei ihm waren der Vizekonsul Allen und der französische Konsul. Eine französische Fregatte sollte die Mündung des Großen Kanals bewachen, bis die Delegation zurückkehren würde. Hudson Taylor konnte nicht mitreisen, weil er krank war, und so wurde er von George Duncan und Josiah Jackson vertreten.

Natürlich war Präfekt Sun von dem kommenden Besuch unterrichtet. Er wartete mit seinem Gefolge an einem kleinen Stadttor, denn er wollte die Delegation, ohne Aufsehen zu erregen, durch kleine Nebenstraßen zum »yamen« führen. Doch die Gäste kamen durch eines der Haupttore der Stadt und zogen so auffällig wie nur möglich durch die belebten Straßen. Sie erreichten den »yamen«, besetzten ihn, stellten Wachen an die Tore und verlangten, den Präfekten zu sprechen.

Inzwischen war Präfekt Sun zurückgekehrt. Er bekam es mit der Angst zu tun, als er die britischen Marinesoldaten an den Toren seines »yamen« stehen sah. Aufgeregt versuchte er, der Delegation weiszumachen, die Geschehnisse vom 22. August seien nichts weiter als eine kleine Aufregung und Unruhe im Volk gewesen. Doch Medhurst war nicht bereit, sich mit dieser Erklärung zufriedenzugeben. Vielmehr stellte er Forderungen, die aber – wie Sun behauptete – nicht zu erfüllen wären. Medhurst

bestand nun darauf, den Präfekten nach Nanjing mitzunehmen, um seine Forderungen vor dem Vizekönig wiederholen zu können. Damit war Sun unter der Voraussetzung einverstanden, dass er in seinem eigenen Boot fahren könne und nicht als Gefangener Medhursts.

Nun besuchte Medhurst mit seinen Begleitern und dem Präfekten das verwüstete Grundstück der CIM. Obwohl einige Mandarine versucht hatten, die Gebäude rasch etwas herzurichten, lagen noch genügend Trümmer herum, die das Ausmaß der Schäden verdeutlichten.

Auf der Rückreise dann traf sich Medhurst mit Hudson Taylor und ließ sich von ihm genau beschreiben, welche Verletzungen die Missionare erlitten hatten; dann fuhr er nach Nanjing. Vizekönig Zeng Guofan empfing ihn mit allen diplomatischen Ehren und verhielt sich ihm gegenüber durchaus freundlich. Die Beschwerden Medhursts allerdings nahm er nicht ernst. Es schien, als wolle er Zeit gewinnen, bis er von seinen Beamten mehr Informationen erhalten hatte.

Als Sun schließlich eintraf, wiederholte Medhurst mit allem Nachdruck die Forderungen, die er in Yangzhou gestellt hatte. Doch wieder wich Zeng ihm aus.

Weil der Kommandeur von Medhursts Marineeskorte schwer krank wurde, musste er mit dem Schiff so schnell wie möglich nach Shanghai gebracht werden. Medhurst blieb mit seinem kleinen Boot zurück. Doch ohne das Kriegsschiff, das die britische Macht sehr augenscheinlich demonstriert hatte, wurde Medhurst von den Chinesen bei Weitem nicht mehr so respektvoll behandelt. Der Vizekönig weigerte sich sogar, über Medhursts Forderungen auch nur nachzudenken. Nur zu einem Zugeständnis war er bereit: Präfekt Sun sollte wegen des Zwischenfalls eine Proklamation veröffentlichen.

Das aber lehnte nun wieder Medhurst als völlig unzureichend ab. Er bestand darauf, alle Proklamationen vor ihrer Herausgabe sehen zu dürfen. Außerdem sollten sämtliche Unterlagen, die

mit dem Zwischenfall in Yangzhou zu tun hatten, dem britischen Gesandten in Peking vorgelegt werden.

Im September 1868 folgte dann die Entlassung von Lewis Nicol aus der CIM. In einem Brief teilte Hudson Taylor ihm mit, er handle »nach Absprache und mit der Zustimmung aller Geschwister des ›Lammermuir‹-Teams sowie der anderen Mitglieder der Mission, soweit ich mit ihnen persönlich sprechen konnte«. Dann schrieb er: »Ich entlasse Sie nicht wegen Ihrer konfessionell gebundenen Ansichten und auch nicht, weil Sie englische Kleidung getragen haben. Der einzige Grund für meine Entscheidung ist der, dass Sie immer wieder und ganz bewusst gelogen haben.« Und das hatte Nicol nun tatsächlich getan. Lange Zeit hatte Nicol Mitgliedern der CIM und anderer Missionsgesellschaften Lügen über die Mission aufgetischt.

Hudson Taylor bat noch John McCarthy, den Brief durchzulesen, ihm seine Meinung darüber zu sagen und ihn dann Nicol persönlich zu übergeben. McCarthy schrieb ihm daraufhin: »Ich habe mir bisher kaum klargemacht, wie wert und teuer Sie uns waren, bis wir Sie fast verloren hatten (beim Aufstand in Yangzhou). Mögen wir immer fester zueinanderfinden – um des Herrn willen und für dieses Not leidende Land … Danken Sie Gott, lieber Bruder, und fassen Sie Mut! Denn wenn Gott Ihnen jemals bei einem Brief geholfen hat, dann bei dem, den ich gerade Nicol überbracht habe. Wobei ich ahne, wie schmerzlich das für Sie gewesen sein muss.«

In einem anderen Brief, den McCarthy an William Berger schrieb, pries er Hudson Taylors Fähigkeiten und verteidigte ihn gegen alle Anschuldigungen. »Sein einziges Verbrechen«, schloss er, »besteht darin, dass er die Arbeit von zehn Menschen statt die eines einzigen leistet.«

William Berger schickte Nicol 20 Pfund, um wenigstens etwas zu dessen Lebensunterhalt beizutragen. Er bot ihm auch an, die Rückreise nach England für ihn und seine Frau Eliza zu bezahlen. Nicol aber wollte in Xiaoshan bleiben. Er ging für einige Zeit nach

Ningbo, um im Krankenhaus mitzuhelfen. Was aus ihm geworden ist, weiß niemand.

Im Oktober verließen auch Susan Barnes, Margaret[56] und Jane McLean, die immer mit Nicol sympathisiert hatten, die Mission. Jane McLean hielt trotz allem weiter gute Beziehungen zu Hudson Taylor aufrecht, Susan Barnes und Margaret McLean arbeiteten eine Zeit lang mit der LMS zusammen.

All diese Belastungen wirkten sich derart verheerend auf Hudsons Gesundheit aus, dass Maria sehnsüchtig hoffte, sie könnten ein paar Tage wegfahren und sich erholen.

Seit den Unruhen in Yangzhou war die CIM in der britischen Presse häufig kritisiert worden, auch von Christen. Die Spenden gingen zurück. Viele waren davon überzeugt, Hudson Taylor habe den britischen Konsul um Hilfe gebeten und der sei mit einem Kriegsschiff gegen die chinesischen Städte vorgerückt, um Taylor zu unterstützen. Tatsächlich aber hatte sich Hudson Hilfe suchend an die chinesischen Behörden gewandt und den britischen Konsul lediglich informiert, nachdem der Zwischenfall vorüber war. Der Konsul hatte dann auf eigene Initiative gehandelt.

Am 18. November 1868 konnten Taylor und seine Familie wieder in ihr Haus in Yangzhou zurückkehren. Dabei wurden sie mit allen Ehren empfangen. Ein katholischer Priester beschrieb die Szene: »Mr Medhurst (der britische Konsul) und Mr Taylor wurden feierlich durch die Straßen bis zu einer großen Pagode getragen, in der 400 Menschen Platz haben. Chinesische Gelehrte zogen dem Gefolge der Mandarine voraus. Die beiden Rädelsführer des Aufstands waren verhaftet worden, die anderen am Aufstand Beteiligten brachten durch ihre Teilnahme am Umzug ihre Entschuldigung zum Ausdruck. Zwei Männer liefen voraus und riefen den Leuten auf der Straße zu: ›Ihr Leute, hütet euch davor,

56 A. d. H.: Möglicherweise stieß Margaret McLean, die bisher nicht erwähnt worden ist, nach der Ankunft der »Lammermuir«-Missionare zur CIM.

den Ausländern Schaden zuzufügen oder sie ausländische Teufel zu nennen! Redet sie an wie große Männer!‹ Mr Taylor wurde zu seinem Haus geleitet, das man auf Kosten der Mandarine wieder instand gesetzt hatte.« In diesem Haus in Yangzhou brachte dann Maria am 29. November 1868 einen Jungen zur Welt – Charles Edward.

Im März 1869 kam es im britischen Oberhaus zu einer Debatte über den Zwischenfall von Yangzhou und dessen Folgen. Der Herzog von Somerset – eindeutig gegen die CIM eingestellt – erklärte: »Als ich den Namen der Missionsgesellschaft gehört hatte – China-Inland-Mission –, war ich über das, was später geschah, nicht sonderlich überrascht. Ich frage Sie: Welches Recht haben wir, Missionsgesellschaften ins Landesinnere Chinas zu schicken? Welches Recht haben wir, die Chinesen mitten in ihrem eigenen Land bekehren zu wollen? … Ich bin ganz entschieden dagegen, Missionare im Inneren Chinas zu unterstützen! … Die Sache liegt doch klar auf der Hand: Wir verbreiten das Christentum mithilfe von Kriegsschiffen. Denn die offiziellen Stellen im Inland wissen doch ganz genau, dass sie es mit der britischen Marine zu tun bekommen, wenn sie einem Missionar Schwierigkeiten bereiten. … Ich bin der Meinung, wir sollten diese Inlandmissionare zurückholen … Ein Missionar muss notwendigerweise ein Enthusiast sein, und wenn er kein Enthusiast ist, dann ist er ein Gauner. Kein Mensch würde sich dort irgendwo niederlassen und das Christentum predigen, wenn er kein Enthusiast wäre. Doch weil er ein Enthusiast ist, ist er umso gefährlicher …«

Dagegen gab der Außenminister seinem adligen Freund zu verstehen: »Es ist nicht Sache der Regierung, die Zahl der Missionare herabzusetzen. Wenn ein Missionar sich entscheidet, nach China zu gehen und dort zu bleiben, so können wir ihn nicht daran hindern.« Seiner Meinung nach täten die Missionare allerdings gut daran, »dort zu bleiben, wo auch Handel getrieben wird, und nicht in neue Gebiete vorzudringen«.

Das war zu viel für den neuen Bischof von Peterborough, Dr. Magee. In einer leidenschaftlichen Antrittsrede verteidigte er die Missionare und erwarb sich damit den Ruf, einer der besten Redner des Tages zu sein. Sein heftiger Protest galt dem Herzog von Somerset, der keineswegs einen Rat erteilt hatte, den ein Missionar annehmen werde, »nämlich einen Teil dieser Welt unbekehrt zu lassen oder den Versuch überhaupt aufzugeben, diese Menschen zu bekehren, weil dadurch die Interessen des britischen Handels gefährdet werden könnten. Selbst der unerfahrenste Missionar würde darauf antworten, dass er die Interessen des britischen Handels zwar für wichtig halte, es aber aus seiner Sicht noch etwas viel Wichtigeres gebe als das Opium, das Großbritannien für heilig genug halte, um einen Krieg dafür zu führen. Für ihn wichtiger sei der Gehorsam gegenüber seinem Herrn, der ihm geboten habe, das Evangelium allen Menschen zu verkündigen – ganz gleich, welches Risiko das für ihn und andere mit sich bringe … Es ist«, so Dr. Magee, »einer christlichen Nation nicht würdig, dass sie diejenigen, die Handel treiben, und sei er noch so unmoralisch, gegenüber der geringsten Missachtung ihrer Rechte und bei der geringsten Beleidigung mit ihrer ganzen Macht schützt, dass sie aber alle, die Missionare werden und zufällig einmal den Neigungen der Chinesen nicht entsprechen, im Stich lässt oder sie lediglich des Landes verweist, um sie vor dem Pöbel in Sicherheit zu bringen.« Und weiter meinte der Bischof: »Der Herzog von Somerset hat strenge Maßnahmen gegen unliebsame Missionare vorgeschlagen. Doch hätte man immer schon einen solchen Kurs verfolgt und wäre damit erfolgreich gewesen, dann wären weder der edle Herzog noch ich selbst jemals Christen geworden. Der Graf, unser Außenminister, hat den Missionaren geraten, dort zu bleiben, wo Handel getrieben wird. Vielleicht aber sollte er auch erwähnen, was für ein Handel das ist, in dessen Fahrwasser die Missionare sich begeben sollen? … Sollen sie sich den Opiumhändlern anschließen, … oder sollen sie warten, bis die britischen Händler das chinesische Volk mit all ihren Las-

tern verseucht haben, bevor sie anfangen dürfen, das Evangelium zu verkündigen? Statt zu warten, folgt der Missionar einer höheren Berufung; der Berufung seines Herrn, der ihm gebietet, hinzugehen und das Evangelium zu predigen …«

Noch lange diskutierte man im Oberhaus über dieses Thema – und es war eine hitzige Debatte. Am Ende unterlag der Herzog von Somerset mit seinem Antrag, alle Missionare aus dem Inland Chinas zurückzurufen.

Zu denen, die ungeachtet aller Kritik treu zur CIM standen, gehörte auch Georg Müller. Er hatte einzelnen CIM-Mitgliedern Geld geschickt, sodass es schwierig geworden war, die Spenden gerecht zu verteilen. Berger sprach diesen Punkt ihm gegenüber offen an, und Müller war mit einer neuen Regelung einverstanden. Unmittelbar nach dem Zwischenfall von Yangzhou, als die Öffentlichkeit immer noch die CIM mit Kritik überschüttete, erhielt Taylor einen Brief von Berger:

»Nach gründlichen Überlegungen hat mich Mr Müller um die Namen aller Geschwister gebeten, die für die CIM arbeiten. Er möchte in dem von ihm für richtig angesehenen Rahmen allen seine Unterstützung zukommen lassen, sofern wir damit einverstanden sind … Der Herr weiß, dass unsere Spenden zurückgegangen sind, und so legte er es seinem von uns so geschätzten Diener ans Herz, uns zu helfen.«

Mit derselben Post kamen auch die Schecks, die Müller jedem Mitarbeiter geschickt hatte. Dazu ein Brief »für alle die lieben Geschwister der China-Inland-Mission«. Darin hieß es:

»Ich möchte Sie vor allen Dingen wissen lassen, dass ich Sie alle im Herrn liebe, dass ich an der Arbeit in China großen Anteil nehme und dass ich täglich für Sie bete. Vielleicht ist es eine kleine Ermutigung für Sie, in all Ihren Schwierigkeiten, Rückschlägen und Enttäuschungen zu hören, dass da noch jemand mit Ihnen fühlt und vor dem Herrn für Sie eintritt.«

Zwischen 1870 und 1880 schickte Müller den CIM-Missionaren ungefähr 2000 Pfund jährlich – eine für damalige Verhältnisse ungeheuer große Summe.

Auf der berühmten Mildmay-Konferenz in London setzte sich William Pennefather für Taylor und die CIM ein, ebenso Lord Radstock, Sir Thomas und Lady Beauchamp sowie die Goughs. Keiner von ihnen ließ sich in jener schwierigen Zeit in ihrem Vertrauen zu Hudson Taylor erschüttern.

Ende Mai bis Anfang Juni 1869 konnte die Taylor-Familie endlich die Pause einlegen, nach der Maria sich so sehr gesehnt hatte. Gemeinsam mit Emily Blatchley reisten sie zur schönen Insel Putuo in der Hangzhou-Bucht. Diese friedliche Insel mit ihren farbenprächtigen Rhododendronbüschen, den langen Sandstränden und stillen Tempeln war ein beliebter Urlaubsort der Einwohner von Ningbo und Shanghai.

Doch viel zu schnell gingen die Ferien vorüber, und Taylor kehrte kaum erholt zu dem Berg von Arbeit zurück. Er war jetzt für 18 Missionare mit ihren Familien und für sechs chinesische Mitarbeiter verantwortlich. »Fast jeden Tag«, so berichtete er, »bekam ich Briefe von Mitarbeitern, die wissen wollten, ob sie an ihrem Einsatzort bleiben sollten oder nicht, weil – beispielsweise – eine Weiterarbeit vorübergehend unmöglich war. Ich wusste überhaupt nicht, was ich ihnen raten sollte. Aber in jedem einzelnen Fall breitete ich wie Hiskia die Briefe vor dem Herrn aus und vertraute darauf, dass er mir zeigen würde, was ich antworten sollte.«

32 *Ein neuer Anfang*

Im Sommer 1869 war Hudson Taylor seelisch und moralisch auf dem Tiefpunkt. Mit blank liegenden Nerven, überaus leicht reizbar, was er als sein »tägliches, stündliches Versagen« beschrieb, fragte er sich, ob jemand, der so oft versagte wie er, überhaupt Christ sein könne. Häufig und über lange Zeiträume war er von Maria getrennt, was ihn schwer belastete. Im August erkrankte er schwer, vielleicht an einer Lungenentzündung – und auch das richtete ihn nicht gerade auf.

Hinzu kam ein deutlicher Mangel, den er je länger, je mehr bei sich und der CIM registrierte: Sie alle brauchten mehr Heiligung, mehr Lebendigkeit, mehr Kraft. Wobei er sich persönlich am stärksten belastete: »Ich merkte, welche Undankbarkeit, welche Gefahr und welche Sünde es bedeutete, nicht näher bei Gott zu leben.«

Er betete, litt und fastete; versuchte, alles besser zu machen, fasste gute Vorsätze. Er vertiefte sich ins Bibelstudium, ordnete sein Leben, um mehr Zeit zur Ruhe und zum Nachdenken zu haben. Doch alles hatte wenig Sinn. »Jeden Tag, ja, jede Stunde war ich mir meiner Sünde bewusst, und sie bedrückte mich schwer. Ich wusste: Könnte ich in Christus bleiben, dann würde alles gut. Aber ich schaffte es einfach nicht. Jeden Tag begann ich mit Gebet, fest entschlossen, ihn keinen Augenblick lang aus den Augen zu verlieren. Doch dann stürmten die alltäglichen Dinge auf mich ein, die mitunter recht aufreibend waren. Und das alles zehrte mich so aus, dass ich ihn dann doch vergessen hatte. Dazu dieses Klima hier, das die Nerven so stark belastet. Man kann sich nur schwer beherrschen, regt sich leicht auf, harte Gedanken kommen auf, und man sagt unfreundliche Dinge. Jeden Tag türmten sich auf diese Weise meine Sünden, mein Versagen und meine feh-

lende Kraft vor mir auf. Mein Geist war willig, aber mein Fleisch war schwach.«

Er begann, sich zu fragen: Gibt es denn gar keinen Ausweg? Muss es immer so bleiben – immer dieser Konflikt, immer Niederlagen statt des Sieges? Wie kann ich predigen, dass Gott denen, die Jesus aufnehmen, »das Recht [gibt], Kinder Gottes zu werden«[57], und damit Gott ähnlich – wenn ich es selbst nicht so erlebe?

Statt geistlich stärker zu werden, wurde er immer schwächer und gab der Sünde immer mehr nach. Taylor hasste sich selbst, er hasste seine Sünde. »Ich spürte zwar, dass ich ein Kind Gottes war, denn trotz allem rief sein Geist in meinem Herzen: ›Abba, Vater!‹[58] Doch meine Vorrechte als Kind in Anspruch zu nehmen, dazu fehlte mir die Kraft. Ich dachte: Vielleicht will Gott uns umso größere Vorfreude auf den Himmel schenken, indem er uns hier auf Erden alles andere als den Himmel gibt. Ich glaube nicht, dass ich versuchte, es aus eigener Kraft zu erreichen. Ich wusste, dass ich machtlos war. Das sagte ich dem Herrn und bat ihn, mir zu helfen und mir Kraft zu geben. Und manchmal glaubte ich fast, dass er es tut. Doch wenn ich abends auf den Tag zurückblickte, dann sah ich nichts als Sünde und Versagen und musste es Gott bekennen und vor ihm klagen.«

Während dieser ganzen Phase, so erinnerte er sich später, »war ich sicher, dass ich in Christus alles finden würde, was ich brauchte. Doch die praktische Frage war, wie ich dorthin gelangen konnte.« Mit dem Gedanken an das biblische Gleichnis von Christus als dem Weinstock (Johannes 15) schrieb er: »Er war reich, ja, aber ich war arm, er stark, ich schwach. Ich wusste ganz genau, dass dort in den Wurzeln, im Stamm alles Gute im Überfluss vorhanden war. Aber wie sollte ich es in meinen schwachen kleinen Zweig bekommen?«

Allmählich aber gelangte er zu Einsichten, die ihm durch diese schwere Zeit hindurchhalfen. So erkannte er, dass er allein durch

57 A. d. H.: Johannes 1,12.
58 A. d. H.: Römer 8,15 und Galater 4,6.

den Glauben dazu kam, wonach er sich sehnte. »Ich brauchte die Hand, die sich nach seinem Reichtum ausstreckt und ihn ergreift.« Freilich – diesen Glauben besaß er nicht. Er kämpfte darum, aber er bekam ihn nicht. Er versuchte, ihn regelrecht einzuüben – vergeblich! »Je mehr ich erkannte, wie viel Gnade in Jesus ist, in dem Reichtum, den unser Heiland besitzt, umso größer erschienen mir meine Hilflosigkeit, meine Schuld. Meine Sünden waren harmlos im Vergleich zu der Sünde des Unglaubens, der die Wurzel allen Übels darstellte, der Gott nicht bei seinem Wort nehmen konnte und wollte, sondern ihn zum Lügner abstempelte! Ich war überzeugt: Der Unglaube stürzte die Welt in Verdammnis – und doch gab ich gerade dieser Sünde Raum. Ich betete um Glauben, aber er kam nicht. Was sollte ich tun?«

Die zweite Hilfestellung kam in Form eines Briefes von John McCarthy. Hudson hatte sich ihm mit seinen Sorgen anvertraut, und oft hatten die beiden Männer miteinander darüber gesprochen, wie man Heiligung erlangt. Taylor arbeitete in Zhenjiang, als McCarthys Brief ankam. Und darin wurde eines klar: McCarthy schien ähnliche Kämpfe zu durchleiden wie der Leiter seines Missionswerks.

»Ich wünschte«, schrieb McCarthy, »ich könnte jetzt mit Ihnen reden, und zwar darüber, wie man Heiligung erlangt. Als wir einmal darüber sprachen, beschäftigte mich nichts so sehr wie dieses Thema, und das nicht, weil ich etwas darüber gelesen oder weil mein Bruder mir davon geschrieben hatte, sondern weil mir mein eigenes Versagen bewusst wurde: Denn nie erreiche ich die Ziele, die ich mir gesteckt habe. Ich bin unruhig; ich kämpfe ständig darum, wie ich die Gemeinschaft mit Gott dauerhaft genießen kann, die mir manchmal so greifbar nahe scheint; tatsächlich aber meist nur ganz fern ist, als wäre sie nichts als eine schöne Vision …

Wissen Sie, lieber Bruder, inzwischen denke ich, dass dieses Streben, diese Anstrengung, die Sehnsucht und Hoffnung auf bessere Tage nicht der wahre Weg zum Glück, zur Heiligung oder zur

Brauchbarkeit für Gott ist. Es ist zwar besser, sogar weitaus besser, als wären wir mit unseren armseligen Errungenschaften zufrieden, aber es ist nicht der beste Weg. Ein Abschnitt aus Ihrem Buch[59] *Christ is All*, das Sie hier zurückgelassen haben, hat mich sehr getroffen. Er lautet:

›Jesus anzunehmen, heißt, die Heiligung zu beginnen. Den Herrn Jesus lieb zu haben, heißt, in der Heiligung Fortschritte zu machen. Damit zu rechnen, dass der Herr Jesus immer da ist, heißt, in der Heiligung vollendet zu werden. Die Gnade des Glaubens ist die Kette, die unsere Seele an Christus bindet und die den Heiland und den Sünder einsmacht … Dann entsteht eine Art Kanal, durch den der ganze Reichtum Christi auf uns herabfließt. Der ausgetrocknete Zweig wird nun Teil des fruchtbaren Stammes … Ein und dasselbe Leben pulsiert durch das Ganze.

Alle, die sich dessen zutiefst bewusst sind, dass sie in Christus gestorben und ihre Sünden in ihm gesühnt sind, können zu den höchsten Höhen eines Gott wohlgefälligen Lebens aufsteigen. Wer am meisten von Christus in sich trägt und sich am meisten an seinem vollendeten Werk freuen kann, der ist auch am heiligsten. Nur ein mangelnder Glaube behindert unsere Schritte und bringt uns so oft zu Fall.‹

Diesen letzten Satz habe ich jetzt erst so richtig verstanden. Mein Heiland, der mich liebt, soll in mir sein Werk tun, nämlich meine Heiligung vollbringen – dafür lebe ich durch seine Gnade. Bei ihm bleiben, nicht selbst kämpfen und mich abmühen; von mir wegsehen und auf ihn schauen; ihm vertrauen, dass er mir jetzt Kraft geben kann; ihm vertrauen, dass er all die Sünde in mir beseitigen kann; in der Liebe eines allmächtigen Heilands ruhen; bewusst in der Freude leben, dass er mich vollkommen gerettet hat ›von aller Sünde‹[60] (so sagt er es in seinem Wort); wün-

59 A. d. H.: Damit ist gemeint, dass Hudson Taylor dieses erst 1867 in London erschienene Buch *Christ is All. The Gospel of the Pentateuch* von Henry Law dort zurückgelassen hatte.

60 A. d. H.: Vgl. 1. Johannes 1,7.

schen, dass sein Wille tatsächlich an erster Stelle steht – all das ist nichts Neues, und doch ist es ganz neu für mich. Es ist, als ginge das erste Morgenrot eines wunderbaren Tages über mir auf. Ich grüße den neuen Tag noch zitternd, aber voller Vertrauen. Es scheint, als stehe ich noch am Ufer eines grenzenlosen Meeres, als habe ich von einem Trank, der für immer meinen Durst stillt, erst einen ganz kleinen Schluck genommen. Christus ist buchstäblich alles – das ist jetzt meine Kraft, darin liegt die ganze Kraft, die wir für unseren Dienst brauchen, das ist die Quelle unendlicher Freude. Möge er uns zur Erkenntnis seines überfließenden Reichtums führen.

Wie also können wir unseren Glauben vermehren? Nur indem wir an alles denken, was Jesus ist und was er für uns ist: an sein Leben, seinen Tod, sein Werk! Auf ihn selbst, wie er uns in der Schrift offenbart wird, sollen sich unsere Gedanken stets ausrichten. Nicht darum kämpfen, dass wir glauben können oder dass unser Glaube stärker wird, sondern sehen auf den einen, der treu ist – das ist alles, was wir brauchen. Wir müssen nur in unserem geliebten Herrn ganz und gar ruhen, jetzt und in alle Ewigkeit.«

Nachdenklich hatte Hudson Taylor McCarthys Brief auf den Tisch gelegt. Später erinnerte er sich: »Als ich ihn las, erkannte ich alles. ›… wenn wir untreu sind – er bleibt treu.‹[61] Ich richtete meinen Blick auf Jesus und erkannte, dass er Ja gesagt hatte: ›Ich will … dich nicht verlassen.‹[62] Welche Freude erfüllte mich da! Ja, hier konnte ich Ruhe finden! Und mir wurde klar: Ich habe vergeblich darum gekämpft, in ihm zu bleiben. Jetzt kämpfe ich nicht mehr. Denn hat er mir nicht versprochen, bei mir zu bleiben, nie von mir wegzugehen, mich nie im Stich zu lassen?«

Taylor las McCarthys Brief auch den anderen vor, die im CIM-Haus in Zhenjiang wohnten. Und damals schrieb Emily Blatch-

61 A. d. H.: 2. Timotheus 2,13.
62 A. d. H.: Hebräer 13,5.

ley in ihr Tagebuch: »Nun hat auch er die Ruhe für seine Seele gefunden, die Jesus mir vor Kurzem gab.«

Taylor dachte in den folgenden Tagen viel über dieses Thema nach. Und Gott schenkte ihm neue Einsichten, klärte seine Gedanken. »Welches Licht ließ der Heilige Geist in meine Seele strahlen, als ich über den Weinstock und die Reben nachdachte! Was für einen großen Fehler hatte ich begangen, als ich versuchte, den Saft, den Reichtum aus ihm herauszubekommen! Nun erkannte ich nicht nur, dass Jesus mich nie verlassen würde, sondern auch, dass ich ein Glied an seinem Leib war, dass ich zu ihm gehörte wie sein Fleisch und sein Gebein. Wenn ich jetzt über den Weinstock nachdenke, dann sehe ich nicht nur die Wurzeln vor mir, sondern alles: die Wurzel, den Stamm, die Äste, die Zweige, die Blätter, die Blüten, die Frucht. Und Jesus ist nicht nur das, er ist auch Duft und Sonnenschein, Luft und Regen und zehntausendmal mehr als alles, was wir je erträumt, gewünscht oder gebraucht haben. Was für eine Freude, diese Wahrheit zu erkennen!

Es ist wunderbar, mit dem auferstandenen und erhöhten Heiland wirklich eins zu sein, ein Glied am Leib Christi! Denken wir doch einmal darüber nach, was das bedeutet … Das Schönste daran – falls man wirklich eines schöner als das andere nennen kann – ist die Ruhe, die uns das Einssein mit Christus schenkt. Ich mache mir nun über nichts mehr Sorgen, seit ich das erkannt habe; denn ich weiß, dass er verwirklicht, was er will, und sein Wille ist auch der meine.

Ich kann nicht sagen, dass ich nicht mehr gesündigt habe, seit ich dieses Licht erblickte – das muss ich leider bekennen. Aber mein Gewissen ist schärfer geworden, seit ich mehr im Licht wandle: Ich erkenne die Sünde sofort, bekenne sie und lasse sie mir vergeben. Dann sind Friede und Freude (bei aller Demut) gleich wieder da …

Ich habe erkannt, dass der Glaube ›eine Verwirklichung dessen [ist], was man hofft‹[63], und nicht nur einen bloßen Schatten dar-

63 A. d. H.: Hebräer 11,1.

stellt. Er ist mehr als das Sehen. Mit den Augen sehen wir nur die äußere Form der Dinge, der Glaube aber zeigt uns deren Wesen.

Angesichts dessen, dass die Verwirklichung des Gehofften gewiss ist, kann man ruhen, davon kann man sich nähren. Wenn Christus durch den Glauben in unseren Herzen wohnt (das heißt, wenn wir seiner Verheißung vertrauen), dann ist dies gleichbedeutend mit wahrem Leben und echter Kraft. Christus und die Sünde können nicht beieinander wohnen, seine Gegenwart verträgt sich nicht mit der Liebe zur Welt oder der Sorge um ›viele Dinge‹[64].«

Als Hudson Taylor nach Yangzhou kam, war Charles Judd einer der ersten, mit denen er über seine Sorgen sprach. Judd war vor einem Jahr durch Dr. Barnardo zur CIM gekommen und erholte sich gerade von einer Krankheit.

»Wissen Sie, Mr Judd, Gott hat einen neuen Menschen aus mir gemacht«, sagte Taylor und wanderte, wie er es oft tat, mit den Händen auf dem Rücken verschränkt, im Zimmer auf und ab. »Ja, einen neuen Menschen hat er aus mir gemacht! Ich muss mich nicht selbst in eine Rebe verwandeln. Jesus sagt mir, dass ich eine Rebe bin. Ich bin ein Teil von ihm und brauche es nur zu glauben. Wenn ich nach Shanghai gehe und dort 50 Dollar von meinem Konto abheben will, dann kann der Bankangestellte sie meiner ausgestreckten Hand nicht mit der Begründung verweigern, sie gehörten Mr Taylor. Was Mr Taylor gehört, das darf meine Hand nehmen, denn sie ist Teil meines Körpers. Und ich bin ein Glied am Leib Christi, also darf ich aus seinem Reichtum alles nehmen, was ich brauche. Schon oft habe ich das in der Bibel gelesen, aber jetzt glaube ich es, jetzt ist es in meinem Leben Wirklichkeit geworden.«

»Er ist ein fröhlicher Mensch geworden«, berichtete Judd, »ein glücklicher, froher Christ. Früher hat er sich abgemüht und viele Lasten mit sich herumgetragen; in letzter Zeit hat seine Seele nicht

64 A. d. H.: Lukas 10,41.

viel Ruhe gefunden. Doch jetzt hat seine Seele in Jesus Ruhe gefunden, nun lässt er den Herrn die Arbeit tun – und das ist ein großer Unterschied! Wenn er jetzt bei den Versammlungen spricht, scheint eine ganz neue Kraft von ihm auszugehen, und in den Dingen des Alltags ist er von einem neuen Frieden durchdrungen. Die Probleme belasten ihn nicht mehr so wie früher.«

Seit 1868 hatte die Zeitschrift *Revival* eine Reihe von Artikeln zum Thema Heiligung veröffentlicht. Verfasst wurden sie von Pearsall Smith, auf dessen Einfluss die Entstehung der Keswick-Konferenz zurückzuführen war. Jede CIM-Station in China bekam die Zeitschrift zugeschickt, und so konnte Emily Blatchley schreiben, Hudson Taylor habe nun »auch die Ruhe für seine Seele gefunden, die Jesus mir vor Kurzem gab«. Das »neue Leben« und das »Einssein mit Christus« prägten von nun an das Denken der CIM-Missionare.

Die Bergers freilich, als sie die Artikel im *Revival* lasen, äußerten sich besorgt darüber, dass man die passive Seite der Heiligung so stark betonen würde. Man müsse doch dem Bösen auch aktiv widerstehen und sich bemühen, Gott zu gehorchen, sagten sie. Auch Bischof Ryle verurteilte in seinen Büchern ein paar Jahre später die »Einseitigkeit« der Keswick-Bewegung. Zumindest was die CIM anging, schienen die Befürchtungen aber unbegründet: Hudson Taylor und seine Mitstreiter ließen keinerlei Nachlässigkeit in ihren Bemühungen und ihrem aktiven Dienst erkennen.

33 *Gott versammelt im Himmel die Menschen, die wir lieben*

Schon seit März 1869 litt der mittlerweile fünfjährige Samuel Taylor an einer tuberkulösen Darmentzündung. Hudson und Maria nahmen ihn überallhin mit – auch auf ihre Reisen. Herbert, Howard, Maria und Charles blieben dann bei Emily und dem Kindermädchen. Freilich bemühten sie sich sehr, so häufig wie möglich bei ihren Kindern zu sein. Doch das unruhige Missionarsleben setzte den Kindern zu; sie waren anfällig für allerlei Krankheiten, die der Aufenthalt in China mit sich brachte.

Nach langem Zögern und vielem Nachdenken fassten die Eltern schließlich einen schmerzlichen Entschluss: Die vier älteren Kinder sollten nach England zurückkehren, und nur das einjährige Nesthäkchen Charles sollte bei ihnen in China bleiben. Emily Blatchley, die selbst an einer unheilbaren Lungentuberkulose litt, sollte die Kinder auf der Reise begleiten. Wenn sie nicht so schnell wie möglich in ein anderes Klima kam, bestand auch für sie Lebensgefahr. Die Trennung von den Kindern bezeichnete Hudson als »die dunkle Wolke, die vor uns ist«. Doch Samuel sollte China nie mehr verlassen. Sein kleiner Körper verfiel zusehends, und im Februar 1870 starb er – nur knapp sechs Jahre alt.

Maria, die erst 33 Jahre alt war, hatte dieselbe Krankheit wie ihr kleiner Sohn. Und sie war wieder schwanger. Das Baby kam am 7. Juli 1870 in Zhenjiang zur Welt. Maria nannte den Jungen Noel; ein Name, den sie mit »Friede« übersetzte. Kurz nach Noels Geburt fühlte Hudson Marias Puls. Hudson war aufs Höchste beunruhigt. Und als Mary Rudland eine Kerze ins Zimmer brachte, sah Hudson, dass alle Farbe aus Marias Gesicht und von ihren Lippen gewichen war; Maria hatte starke innere Blutungen.

Die ganze Nacht wich Hudson nicht von Marias und Noels Bett. Doch alle Fürsorge half nichts. Maria wurde immer schwächer, während es mit Noel aufwärts zu gehen schien. Dann aber bekam er eine schlimme Mundinfektion und Durchfall. Am 20. Juli starb er, erst 13 Tage alt.

Aus England kam ein Brief mit der Nachricht, dass Emily und die Kinder gut angekommen waren. Maria war glücklich bei dem Gedanken, wie gut es die Kinder dort bei den Großeltern haben würden.

An einem kühlen Abend wurde Noel neben seinem Bruder Samuel auf dem kleinen Friedhof am Flussufer begraben.

Maria war bereits zu schwach, um an der Beerdigung teilnehmen zu können.

»Hoffentlich muss ich Ihre Dienste nicht so schnell wieder in Anspruch nehmen«, sagte Hudson nach der Beerdigung zum Totengräber. Und an Charles Fishe gewandt, der seit einem Jahr bei der CIM in China arbeitete:

»Maria wird noch für den Dienst im Reich Gottes gebraucht. Das tröstet mich, und deswegen gebe ich die Hoffnung nicht auf.«

Gegen 20.00 Uhr kam er von der Beerdigung nach Hause und sagte zu Maria: »Vielleicht wäre es gut für dich, wenn wir vorübergehend in das andere Haus am Stadtrand umziehen. Es liegt etwas höher, und dort ist es kühler.«

»Kann ich dort auch so oft baden wie hier?« Er nickte und schlief dann – übermüdet wie er war – rasch ein. Fürsorglich bat Maria Louise Desgraz, ihn zuzudecken, damit ihm nicht kalt würde.

Nach einer Stunde wachte er wieder auf und fragte Maria: »Kann ich irgendetwas für dich tun?«

»Nein, aber du musst dir deinen Tee holen. Mrs Rudland hat dir welchen aufgehoben.«

Hudson ging ins Zimmer nebenan und unterhielt sich ein wenig mit den Rudlands, als er aus dem Schlafzimmer ein schwaches Rufen hörte. »Hudson!« So schnell er konnte, lief Taylor zu Maria.

Sie stand neben dem Bett, so schwach, dass sie weder sprechen noch sich bewegen konnte. Vorsichtig legte Hudson seine Frau wieder ins Bett, schüttelte die Kissen und bettet Maria so bequem, wie es nur möglich war. Dann gab er ihr ein belebendes Mittel.

Doch nun war es um seine Fassung geschehen. »Bittet Gott, dass er meinem Herzen Ruhe schenkt!«, sagte er zu den Rudlands.

Keuchend rang Maria um Luft. Ob ihre Lungen die schwere Arbeit, die nun von ihnen verlangt wurde, noch würden leisten können? Noch einmal versuchte er, seiner Frau mit einem Medikament Linderung zu verschaffen.

»Mein Kopf ist so heiß«, klagte Maria leise mit schwacher Stimme.

»Ich werde dein Haar etwas ausdünnen«, überlegte Hudson in seiner Verzweiflung. Doch dann meinte er, in ihrem Kopf habe sich so viel Blut »angestaut«, dass er Marias Haare vollständig abschneiden müsste.

Als er fertig war, tastete Maria mit ihrer Hand vorsichtig an den Kopf. Sie lächelte. »Das also nennst du ›ausdünnen‹. Nun ja, mir wird es vielleicht guttun, aber du bist dafür verantwortlich, dass ich so abscheulich aussehe!« Sie schlang ihre dünnen Arme um seinen Nacken und küsste ihn. Dann schlief sie ein.

Indem er mit den Tränen kämpfte, ging Hudson hinaus, und Louise Desgraz übernahm die Wache. In einem anderen Zimmer beteten Rudlands und Reid. Hudson setzte sich zu ihnen.

Um zwei Uhr gab Hudson Maria noch einmal etwas zu essen. Bis drei Uhr blieb er bei ihr sitzen. Louise wollte Maria nicht alleinlassen, und so bat Hudson Louise, ihn um vier Uhr zu wecken. Als die Sonne aufging, war ihm klar, dass seine geliebte Maria im Sterben lag. Es war der 23. Juli.

»Mein Liebling«, bemerkte Hudson vorsichtig, »weißt du, dass du sterben wirst?«

»Sterben?« Maria sah ihn ungläubig an. »Glaubst du wirklich? Wie kommst du darauf?«

»Ich fürchte, es ist so! Deine Kräfte lassen nach.«

»Wie ist das möglich? Ich spüre gar keinen Schmerz, ich bin nur müde.«

»Doch, du wirst heimgehen. Du wirst bald bei Jesus sein.«

»Das tut mir so leid, mein Lieber.« Dann hielt sie inne, als wollte sie das eben Gesagte korrigieren.

»Tut es dir wirklich leid, zu Jesus zu gehen?«, fragte Hudson.

Niemals würde er den Blick vergessen, den sie ihm jetzt zuwarf. Sie sah ihm direkt in die Augen und sagte leise: »Oh nein! Das ist es nicht. Es kann mir nicht leidtun, zu ihm zu gehen. Es tut mir nur leid, dich alleinlassen zu müssen. Aber ich bin gewiss, er wird bei dir sein und für dich sorgen.«

Alle Bewohner des Hauses versammelten sich nun um ihr Bett, auch Thomas Harvey und Robert White aus dem anderen CIM-Haus in Zhenjiang. Die chinesischen Bediensteten liebten Maria sehr, und sie hatte – ungeachtet all ihrer Schwäche – für jeden noch ein liebes Wort. »Kommt zu Jesus, dann werdet ihr mich im Himmel wiedersehen«, forderte sie diejenigen auf, die noch keine Christen waren.

Für jedes ihrer Kinder – für Herbert, Howard und Maria – gab sie Hudson einen Kuss, und für jedes trug sie Hudson noch eine Botschaft auf. Dann konnte sie nicht mehr sprechen. Sie schlang einen Arm um Hudsons Nacken und legte eine Hand auf seine Stirn, um ihm zu zeigen, dass er nach oben zum Himmel schauen solle. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck »unaussprechlicher Liebe und unaussprechlichen Vertrauens«, wie er sich später erinnerte. Ihre Lippen bewegten sich angestrengt, brachten aber keinen Laut mehr hervor.

Dann schlief sie ein. Die anderen sahen, dass ihr Schlaf immer leichter wurde. Aber wann genau sie starb – niemand weiß es. Hudson kniete voller Verzweiflung neben ihrem Bett nieder und betete:

»Herr, ich danke dir, dass du mir meine geliebte Maria gegeben hast. Danke für die Jahre des Glücks, die wir miteinander verbringen durften. Nimm sie nun zu dir, dass sie bei dir in deiner Herrlichkeit sein kann.«

An die amerikanischen Presbyterianer in Hangzhou schickte er folgende kurze Nachricht:

»Mr Dodd, bitte überbringen Sie Miss Faulding sowie Mr und Mrs McCarthy diese Botschaft: Mrs Taylor ist gestorben, ebenso unser Baby. Sie ist in die Glückseligkeit bei Gott eingegangen. Und obwohl ihr Tod mir vor Kummer und Schmerz fast das Herz bricht, ist in mir doch Dankbarkeit, dass sie [beide] nun diese unaussprechliche Glückseligkeit erleben dürfen. Jesus hat alles wohlgemacht.‹

In Jesus

Ihr J. Hudson Taylor«

Hudson schickte eine Locke von Marias feinem, hellbraunen Haar an seine Eltern und an jedes der Kinder. Auf den Umschlag schrieb er: »Ich habe noch etwas hier. Aber ich wage nicht, alles mit demselben Schiff zu schicken. Hütet es wie Euren Augapfel. JHT«

Am Donnerstag, dem 28. Juli, fand die Beerdigung statt. Charles Fishe und Thomas Harvey gingen in weißen Gewändern, der chinesischen Trauerkleidung, vor Marias Sarg her, der von acht Chinesen getragen wurde. Hudson Taylor und die anderen Missionare folgten, auch sie in Weiß gekleidet. Hinter ihnen kamen der britische und der amerikanische Konsul, die kaiserlichen chinesischen Beamten sowie fast alle Engländer und Amerikaner, die in diesem Teil Chinas lebten. Die Amerikaner wollten für Maria einen Grabstein aufstellen, doch Hudson wollte diesen letzten Dienst seiner Maria selbst erweisen.

In seiner Beerdigungs-Ansprache beschrieb er Marias Familie, ihre Bekehrung, ihr Leben in Ningbo, die Erlebnisse während der Unruhen in Yangzhou und manches mehr.

Drei Tage später schrieb er einen bewegenden Brief an seine drei Kinder in England. »Noel hatte sanfte schöne Augen, lange, seidene Wimpern und einen so hübschen kleinen Mund wie Gracie.« Dann

schrieb er ihnen, was Maria ihm für jedes von ihnen aufgetragen hatte. Und dann hieß es in dem Brief: »Vielleicht nimmt Gott auch Euren Vater bald zu sich. Doch er wird ein Vater für Euch bleiben.«

Zu diesem Zeitpunkt litt Hudson Taylor an der Ruhr – einer Krankheit, die damals häufig zum Tod führte. Möglicherweise war das der Grund, weshalb er den Kindern eine so erschütternde Ankündigung zumutete, und dies in einem Brief, der ohnehin so Schweres enthielt.

William Berger schrieb über Maria: »Sie hat wirklich ein erfülltes Leben geführt. Sie schien uns unersetzlich; musste einfach noch bei uns bleiben, um ihres Mannes, um der Kinder, um der Arbeit willen. Doch Gott hatte einen anderen Plan. Wie kaum eine andere kannte sie die chinesischen Bräuche, die Sprache, die Gedankenwelt dieses Volkes. Sie war zutiefst damit vertraut, wusste und kannte alles. Bis kurz vor ihrem Tod war sie noch damit beschäftigt, wichtige Veröffentlichungen zu verfassen und zu korrigieren. Nun ist sie gegangen! Ihre Arbeit ist beendet, sie ruht in Jesus. Mitten im Zenit ist ihre Sonne untergegangen, und nie mehr werden wir sie an dem Platz auf Erden sehen, den sie so unermüdlich, so überaus tüchtig und geschickt ausfüllte. Uns bleibt nur, ihrem guten Beispiel nachzueifern.«

Im Haus von Robert White hoch über Zhenjiang mit einem herrlichen Blick auf den Jangtse saß Hudson Taylor – tief in Gedanken versunken. »Noch vor ein paar Monaten war mein Haus voller Leben«, schrieb er. »Jetzt ist es still und einsam. Samuel, Noel und meine geliebte Frau sind bei Jesus, die älteren Kinder weit, weit weg, und Charles ist in Yangzhou.[65] In den letzten Jahren hat die Pflicht mich oft von meinen Lieben weggerufen. Doch wenn ich zurückkam – wie herzlich wurde ich empfangen! Nun bin ich allein. Ist es wirklich so, dass es von dieser Reise keine Rückkehr gibt, kei-

65 A. d. H.: Offenbar befand er sich dort in Obhut des Kindermädchens Annie Bohannon (vgl. Fußnote 55).

nen herzlichen Empfang, auf den ich mich schon freuen kann? Ist es wahr und nicht nur ein böser Traum, dass alle, die ich am meisten liebte, nun in der kalten Erde ruhen? Ach, es ist wahr, furchtbar wahr. Aber einmal wird es ein endgültiges Heimkommen geben, und dann werden wir uns nie wieder trennen müssen. ›Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten.‹[66] Und gehört dazu nicht auch, dass er alle dort bei sich versammelt, die wir lieben?«

In dem Brief an Jennie Faulding schrieb er: »Je mehr mir klar wird, was mir genommen wurde und wie hilflos und nutzlos ich jetzt bin, umso mehr freue ich mich darüber, dass sie [Maria] nun kein Leid mehr hat. Und doch fühle ich mich ohne sie manchmal so entsetzlich schwach … Mein Herz hätte diesen Schmerz nicht ertragen; es wäre daran zerbrochen, wenn ich nicht wüsste, dass Jesus mit seinem ganzen Reichtum in mir wohnt … Ich bin nicht fern von ihr, die ich so sehr und so lange Zeit geliebt habe, und sie ist auch nicht fern von mir. Bald werden wir vereint sein! … Gute Nacht!«

Zehn Tage nach Marias Tod schrieb Hudson an seine Mutter: »Trost finde ich allein in dem Wissen, dass Gott alle Dinge tut oder bewusst zulässt und dass alle Dinge denen zum Besten dienen müssen, die ihn lieben. Er und nur er weiß, was mir meine Frau bedeutet hat. Sie war das Licht meiner Augen und die Freude meines Herzens … Doch er sah, dass es gut war, sie zu sich zu holen, gut für sie. Und in seiner Liebe hat er sie genommen, ohne dass sie Schmerzen leiden musste. Doch es ist nicht weniger gut für mich, der ich jetzt allein Mühe und Leid tragen muss – und doch nicht allein, denn Gott ist mir so nahe wie nie zuvor.«

66 A. d. H.: Johannes 14,2.

34 Liebe ohne Eifersucht

Die Missionsarbeit der CIM machte gute Fortschritte. Die New-Lane-Gemeinde in Hangzhou wuchs auf 67 Mitglieder, nachdem sich 15 weitere Chinesen hatten taufen lassen. Als Ergebnis von Wang Lae-djuns Arbeit waren vier Außenstellen auf dem Land entstanden, in denen regelmäßig Gottesdienste gehalten wurden. Außerdem betreute er sieben vollzeitliche chinesische Evangelisten und Bibelverteiler. John McCarthy hielt regelmäßig Bibelstunden und Evangelisationskurse ab, in denen viele einheimische Christen für ihren Dienst vorbereitet wurden. Mit und ohne McCarthy besuchten sie die Menschen in ihren Häusern, predigten und unterhielten sich mit den Leuten in den Teegeschäften.

Mit viel Erfolg und Fantasie leitete Jennie Faulding in Hangzhou mehrere Schulen. Als Hudson Taylor eine davon besuchte, führte Jennie ihn in ein langes Zimmer, in dem sechs Stockbetten für die Jungen sowie ein Bett für den Lehrer standen. Jeder der Jungen hatte zwei kleine Regale für sich und einen Nagel, an dem er seine Kleider aufhängen konnte.

»Die Jungen machen ihre Zimmer selbst sauber und helfen beim Wäschewaschen. Ich habe eine ältere Dame angestellt, die fast nur damit beschäftigt ist, Kleidung für die Jungen zu nähen, zu waschen und zu flicken. Die Frau heißt Granny Yang und ist sehr nett. Sie bekommt hier ihr Essen, und ich gebe ihr viereinhalb Pence pro Tag. Abends geht sie dann wieder. Einer der Jungen ist gestern Abend zu mir gekommen und hat darum gebeten, getauft zu werden, und ein paar andere wollen sich ebenfalls zum christlichen Glauben bekennen.«

Wang Lae-djun schätzte, dass mindestens 50 Mitglieder seiner Gemeinde in Hangzhou durch Jennie Christen geworden waren. Denn seit ihrer Ankunft in Hangzhou hatte Jennie neben ihrer

so erfolgreichen Arbeit an der Schule auch immer wieder Hausbesuche gemacht.

Anfang 1871 überlegte Hudson Taylor ernsthaft, zu einem kurzen Aufenthalt nach England zu reisen. Die Bergers hatten ihn dringend gebeten, endlich einmal wieder zu kommen, und auch er meinte, dass es nötig sei, wieder einmal persönlich mit ihnen zu sprechen. Außerdem wollte er den Kontakt zu den Freunden der Missionsgesellschaft stärken und – vor allem – seine drei Kinder wiedersehen.

Andere Mitarbeiter brauchten ebenfalls dringend einen Heimaturlaub. Jennie Fauldings Eltern hatten ihre Tochter eindringlich daran erinnert, dass sie zunächst einmal nur für fünf Jahre nach China hatte gehen wollen. Also wurde vereinbart, dass sie Hudson begleiten sollte, wenn er nach England fuhr. Auch James und Elizabeth Meadows hatten nach einem mehrjährigen Einsatz in China einen Urlaub nötig. James ging es gesundheitlich nicht gut, und noch ein Sommer in China hätte ihn vielleicht das Leben gekostet.

Doch die Heimreise verzögerte sich. Hudson hatte zu viele Verpflichtungen, die er nicht einfach absagen konnte. Unter anderem musste er bei einigen Entbindungen dabei sein. Im Mai stand er der Frau des amerikanischen Konsuls zur Seite, und im Juli wurden Charles und Elizabeth Judd stolze Eltern von Frederick.

An seine Kinder schrieb Hudson: »Ich habe das Harmonium verkauft, damit das Schulgebäude fertiggebaut werden konnte – im Gedenken an Eure liebe Mutter … Heute habe ich zum letzten Mal einige ihrer Lieblingsmelodien darauf gespielt.«

John McCarthy und Jennie Faulding fuhren von Hangzhou nach Zhenjiang, um noch alle wichtigen Dinge für die Reise mit ihrem Leiter zu besprechen. McCarthy würde Jennie in Hangzhou vertreten. Jennie sollte nach Shanghai fahren und von dort aus mit den Meadows nach England segeln. Danach würde Charles Fishe offiziell als Sekretär der Missionsgesellschaft in China arbeiten. Zunächst war geplant, dass Taylor China später verlassen sollte,

wenn seine wichtigsten Aufgaben erledigt waren. Dann aber reisten doch alle miteinander ab. Mit auf die Reise ging Li Lanfeng, der als Drucker für die CIM arbeitete. Er sollte bei Hudson in London leben und von ihm weiter unterrichtet werden.

Hudson und der kleine Charlie, der jetzt zweieinhalb war, fuhren mit einem Dampfboot den Jangtse hinunter. Mit an Bord war Pere Seckinger[67], ein katholischer Priester, der nach dem Yangzhou-Aufstand nach China gekommen war. Hudson charakterisierte ihn als »ernst und hingebungsvoll«, wobei ihm ganz besonders gefiel, wie der Priester über Neubekehrte sprach. Die römisch-katholischen Missionare arbeiteten schon viel länger in China als die protestantischen. Ihre Strategie bestand darin, weit ins Landesinnere zu reisen, sich vollständig von den Handelsstädten zu lösen und chinesische Kleidung zu tragen.

Auf der Reise ging es James Meadows gesundheitlich nicht gut, und Elizabeth war fast die ganze Zeit mit den Kindern beschäftigt. So verbrachten Hudson und Jennie viele Stunden miteinander. Sie hatten gemeinsame Interessen, unterhielten sich, beteten gemeinsam und genossen einfach die Erholung von ihrem anstrengenden Dienst in China.

Allmählich wurde Hudson klar, dass er sich in Jennie verliebt hatte. Ja, sogar der Gedanke an Heirat tauchte auf. Maria war zwar erst seit etwa einem Jahr tot, doch für damalige Verhältnisse galt es als ganz normal, früh wieder zu heiraten; vor allem, wenn man Kinder hatte. Hudson war 39 und Jennie 28 Jahre alt.

Und so schrieb Hudson, noch während sie durch das Rote Meer fuhren,[68] an Jennies Eltern: »Ich bitte Sie nicht, Ihre Tochter herzugeben, ich bitte Sie vielmehr, in Ihrem Herzen auch mir Raum zu schenken.« Er fügte hinzu, wie glücklich er sei, dass seine Gefühle uneingeschränkt erwidert wurden. Hudson und Jennie

67 A. d. H.: Vermutlich handelte es sich um den Franzosen Joseph Seckinger (1828 – 1890). (»Pere« ist als Amtsbezeichnung zu verstehen.)

68 A. d. H.: Seit Taylors letztem Aufbruch nach China war der Suezkanal eröffnet worden, was die Reisezeit (zumal neuerdings mit Dampfschiffen!) erheblich verkürzte.

konnten offen über Maria reden; Hudsons große Liebe, die er nie vergessen würde. Auch Jennie hatte Maria geliebt. Und so konnten beide – Hudson wie Jennie – fröhlich und unbefangen über sie sprechen.

»Marias letzter Wunsch«, schrieb Hudson, »war, dass ich wieder heiraten sollte, falls sie vor mir sterben würde … Ich weiß, dass sich die Liebe, die ich für sie empfunden habe, wahrscheinlich nie verändern oder geringer werden wird. Darum brauche ich nicht ein oder zwei oder fünf Jahre, um Maria zu vergessen. Sie ahnen nicht, wie sehr ich sie immer noch liebe. Vom Morgen bis zum Abend vergeht selten eine Stunde, in der ich nicht an sie denke … Und meine geliebte Jennie verlangt von mir nichts Unmögliches. Sie hat ihren eigenen Platz in meinem Herzen, der umso größer ist, weil ihre Liebe keine Eifersucht kennt.«

Am 21. September 1871 kamen sie in Marseille an. Sie fuhren mit dem Zug nach Paris und waren vier Tage später in London.

»Wir können eurer Hochzeit erst zustimmen, wenn Jennie ein Jahr lang hier gewesen ist«, teilten ihnen Mr und Mrs Faulding mit.

Natürlich waren sie nicht gezwungen, sich an diese Forderung zu halten. Doch Hudson und Jennie wollten nicht gegen den Willen der Eltern handeln. Freilich versuchte Hudson noch, sie zu überzeugen, und Jennie flehte sie sogar unter Tränen an.

Doch Mrs Faulding blieb fest. »Ihr seid beide noch nicht kräftig genug. Darum bin ich gegen eine allzu frühe Heirat.«

Von all dem inständigen Bitten aber überwältigt, gab Jennies Mutter schließlich doch nach, und Joseph Faulding, der ohnehin nicht so sehr gegen die frühzeitige Heirat gewesen war, half emsig bei den Hochzeitsvorbereitungen. Am Dienstag, dem 28. November, heirateten Hudson und Jennie in der Regent's Park Chapel. Eine Hochzeitsreise gab es diesmal nicht; stattdessen zogen sie mit den Kindern in ein Haus im Mildmay Park 64 in London.

William und Mary Berger kränkelten, waren gesundheitlich nicht mehr auf der Höhe. Und William plagten noch andere Sorgen: Seit einiger Zeit war er von der These beeindruckt, wonach Menschen, die als Nichtchristen starben, nicht in die ewige Verdammnis kämen. Einige anglikanische, baptistische und Brüdergemeinden hatten Mitglieder, die sich dieser Lehrmeinung anschlossen, dazu gezwungen, die Gemeinden zu verlassen. Wenn nun öffentlich bekannt würde, dass auch Berger mit dieser Auffassung sympathisierte, würden die Spenden vieler Freunde der CIM mit Sicherheit drastisch zurückgehen.

Berger hatte sich zwar unermüdlich für die CIM eingesetzt, aber für die Öffentlichkeitsarbeit war er nicht sonderlich talentiert. Als Herausgeber der *Occasional Papers*, des Informationsblattes für die Freunde der Missionsgesellschaft, war er bekannt, aber ein glänzender Journalist war er in der Tat nicht. All das sah Berger mit nüchternem Blick, und weil er fürchtete, letztendlich der Mission zu schaden, bat er Taylor, Nachfolger für ihn und seine Frau Mary zu suchen.

Anfang Januar 1872 mietete Hudson Taylor ein neues Haus in der Pyrland Road 6 – ganz dicht bei den Feldern, dem Dorfanger und einem Ententeich in Newington Green. Von hier aus startete und organisierte er seine zahlreichen Aktivitäten. Lanfeng begleitete Hudson auf fast allen Veranstaltungen, dafür zeigte ihm Hudson die Sehenswürdigkeiten Londons. Hudson führte intensive Gespräche mit Missionskandidaten, gab ihnen Ratschläge und bedankte sich – soweit möglich – persönlich für jede Spende, die einging.

Er unternahm eine Reise durch Westengland, traf wieder Robert Chapman in Barnstaple, besuchte Georg Müller und predigte in der Bethesda-Gemeinde in Bristol.

Rechtzeitig zur Mildmay-Konferenz war er wieder zurück in London. Hudson teilte sich das Rednerpult mit dem damals berühmtesten amerikanischen Evangelisten, mit D. L. Moody.

Nachdem die Konferenz-Teilnehmer hingebungsvoll das Lied »Waft, waft, ye winds, His story«[69] gesungen hatten, sahen sie mit erwartungsvollen Mienen auf Taylor, der vor sie getreten war.

»Meine lieben Freunde, niemals wird der Wind die Botschaft hinauswehen!«, begann er mit fröhlichem Augenzwinkern, um dann sehr ernst auszuführen: »Wenn die Frohe Botschaft der Liebe Gottes an die dunklen Orte dieser Welt gelangen soll, wird das nicht der Wind erledigen. Sie muss von Männern und Frauen wie uns überbracht werden, die dem Gebot folgen, das Evangelium weiterzusagen.«

Während der Konferenz wohnten Henrietta und Lucy Soltau, die Töchter eines Rechtsanwalts aus Devonshire, bei den Taylors. Eines Tages nach dem Mittagessen nahm Hudson Taylor die beiden Schwestern mit Jennie und Emily Blatchley ins Wohnzimmer. Er zeigte ihnen auf der China-Landkarte, die dort hing, die neun Provinzen, in denen noch keine CIM-Missionare arbeiteten. Dann fragte er sie: »Wollen Sie mit mir zusammen um 18 neue Missionare beten, die jeweils zu zweit in die unerreichten Provinzen gehen sollen?«

Henrietta und Lucy erklärten sich bereit, jeden Tag dafür zu beten. Dann fassten sie sich alle an den Händen, und Hudson sprach ein Gebet, dem noch viele weitere folgen sollten.

An Hudsons Geburtstag überraschte ihn die fünfjährige Maria mit einem Geschenk, das sie selbst gebastelt hatte. Er nahm sie auf den Schoß und sah sich das Werk an. Es war ein kleines Stück Holz, in dem ein Stöckchen steckte, und auf dem Stöckchen baumelte eine Herzmuschel. Hudson redete mit ihr über das Geschenk, hatte

69 Svw. »Ihr Winde, weht seine Botschaft hinaus«. A. d. H.: Es handelt sich um den Anfang der vierten Strophe eines Missionsliedes von Reginald Heber, das von Christian Gottlob Barth ins Deutsche übertragen wurde: »Ihr Wasser sollt es [das Heil] tragen, / ihr Winde, führt es hin …« Aus Kontextgründen wurde hier die wörtliche Übersetzung beibehalten.

aber keine Ahnung, was es darstellen sollte. Endlich erlöste ihn Maria aus seiner Verlegenheit:

»Ich dachte, du freust dich bestimmt am meisten, wenn ich dir ein Schiff mache, damit du nach China zurückfahren kannst.«

Ihr Vater war überrascht. »Ich glaube, kein Geschenk hat mir jemals mehr Freude bereitet, keines werde ich mit größerer Sorgfalt aufbewahren und an keines so oft denken.«

Maria hatte wirklich recht. Hudson war es schon seit längerer Zeit klar: Es war Zeit für ihn und Jennie, ihre Rückkehr nach China vorzubereiten. Diesmal ließen sie ein sehr viel größeres Team in der »Heimatzentrale« zurück: Emily Blatchley sollte einen Großteil der Arbeit Bergers übernehmen; Henry Soltau[70] (ein Bruder von Henrietta und Lucy) und Richard Hill, ein Architekt und Bauingenieur, arbeiteten als ehrenamtliche Sekretäre des neu gegründeten Verwaltungsrates der CIM, der später nur noch der »Londoner Rat« hieß. Weitere Ratsmitglieder waren der Schatzmeister John Challice, der eine Firma leitete; William Hall, ein Diakon aus Bryanston Hall; Theodore Howard; Joseph Weatherley und George Soltau (ebenfalls ein Bruder von Henrietta und Lucy). Er war für die Ausbildung der Kandidaten zuständig.

Hudson Taylor hatte viele Interessierte für ein Beratungsgremium gewinnen können; darunter Thomas Barnardo, Robert Chapman aus Barnstaple, Grattan Guinness, Georg Müller, William Pennefather und Lord Radstock.

Im Oktober 1872 kehrten Hudson und Jennie Taylor wieder nach China zurück und ließen sich zunächst in Hangzhou nieder. Nachdem John McCarthy die dortige Gemeinde betreut hatte, kümmerte sich nun Jennie um etliche Angelegenheiten der betreffenden

70 A. d. H.: Er darf nicht mit seinem gleichnamigen Vater verwechselt werden, der zu den prägenden Persönlichkeiten in den ersten Jahrzehnten der Brüderbewegung gehörte. Die später erwähnten George Soltau und William Soltau entstammten der gleichen Familie.

Glaubensgeschwister. Hudson plante, nach Weihnachten die Städte südlich von Hangzhou zu besuchen.

Im April 1873 brachte Jennie Zwillinge zur Welt. Sie waren tot. Jennie, eine sehr robuste Frau, schrieb an ihre Mutter: »Es war eine sehr schwere Zeit für Hudson.« Nun richtete sie alle Hoffnung auf den Umzug nach Yangzhou, wo künftig die Zentrale der CIM in China angesiedelt werden sollte.

Taylor wollte die Arbeit in Hangzhou so weit wie möglich chinesischen Christen übergeben – das charakteristische Zeichen seiner Gesamtstrategie. Die Arbeit der CIM sollte immer stärker von einheimischen Christen getragen und immer weiter ins Landesinnere verlagert werden. Ausländische Missionare sollten dafür in den Hintergrund treten. Langfristig wollte Taylor in der Provinz einen Leiter und zwei ausländische Assistenten einsetzen; in jeder größeren Stadt sollte es chinesische Mitarbeiter geben und an den weniger bedeutenden Orten Helfer, die Bibeln verteilten. Noch vor Ablauf des Jahres 1873 hoffte er, eine Ausbildungsstätte für chinesische Mitarbeiter eröffnen zu können. Taylor beobachtete mit großer Freude, dass die einheimischen Christen in der Evangelisation und im Gemeindeaufbau immer wirkungsvoller arbeiteten. Es gab keinen Zweifel! Sie waren die Zukunft der chinesischen Gemeinde. »Ich sehe in uns ausländischen Missionaren nur eine Art Gerüst, das zum Aufbau eines Gebäudes dient«, schrieb er über diese Zeit. »Je eher man das Gerüst wieder abbauen kann, desto besser. Oder vielmehr: Je eher man das Gerüst an einen anderen Ort bringen kann, um ein neues Gebäude zu errichten, umso besser für die Arbeit, die jetzt darauf verzichten kann, und für die vom Evangelium noch nicht erreichten Orte.« Übrigens: Diese Strategie wird auch heute noch von Missionsgesellschaften verfolgt, die nach den gleichen Grundsätzen arbeiten.

Zur höchsten Blüte gedieh die Arbeit der CIM und der anderen Missionen in Zhejiang, der Provinz um Hangzhou. In den zehn Jahren nach der Niederschlagung der Taiping-Rebellion im

Jahr 1864 war dort die Zahl der chinesischen Prediger von 15 auf 100 angewachsen, und die Zahl der Christen hatte sich von 400 auf mehr als 1400 vergrößert. Mehr als 100 von ihnen waren gebildete Männer mit einer akademischen Ausbildung. Die chinesische Gemeinde wurde stärker. Sie war bereit, die Evangelisierung des gesamten Landes in Angriff zu nehmen.

35 Höhen und Tiefen

Seit Langem hielt Hudson Taylor nach einem Mitarbeiter in China Ausschau, der ihn von den notwendigen, aber zeitraubenden Verwaltungsaufgaben entlastete, damit er – Hudson Taylor – sich uneingeschränkt der Pionierarbeit, der Evangelisation und dem Gemeindeaufbau widmen konnte. So schrieb er im Mai 1873 an Henry Soltau:

»Wenn ich hier einen fähigen, verlässlichen Mitarbeiter hätte, der Gott vertraut, mit den Missionaren einfühlsam umgeht und einen guten Einfluss auf sie hat, dann könnte sich unsere Arbeit in drei Jahren um das Doppelte ausdehnen und sehr viel wirkungsvoller werden. Doch ich habe hier niemanden, der den anderen von seiner Bildung her, geistig und geistlich so überlegen ist, dass er diese Position einnehmen könnte.

Deshalb frage ich jetzt Sie, lieber Bruder: Wollen Sie nicht herkommen und mit mir zusammenarbeiten? …

Sind es die Aufgaben hier nicht wert, vorangetrieben zu werden, und kann irgendein Opfer dafür zu groß sein? Verdient nicht derjenige, dem wir dienen, unsere ganze Zeit und all unsere Kraft und unseren Einsatz?

Ich schreibe Ihnen nicht aus einer spontanen Laune heraus. Und ich weiß, wie schwierig es ist, meinen Vorschlag in die Tat umzusetzen; weiß, welche Opfer dieser Schritt für Sie bedeuten würde. Doch kann all das angesichts der Ewigkeit für uns von Bedeutung sein? Jede dieser Provinzen ist so groß wie ein europäisches Land. Können wir ernsthaft darüber nachdenken, dass überall dort 15, 20 oder 25 Millionen Menschen leben, und wir sie dem Untergang überlassen?«

»Ich wünschte, Mr Soltau hätte den Glauben, sich ganz auf Gott zu verlassen«, schrieb Hudson Taylor zugleich an Emily Blatchley. »Ich wünschte, Sie könnten die Zeit finden, mit ihm darüber zu sprechen und zu beten.« Hudson Taylor ahnte freilich nicht, dass die an Tuberkulose erkrankte Emily zu dieser Zeit bereits mit dem Tode rang. Die Briefe, die ihren Zustand als sehr ernst schilderten und von ihrem nahen Tod sprachen, hatten ihn noch nicht erreicht.

Während Soltau über Hudsons Bitte nachdachte, hatte Taylor mit anderen schwierigen Problemen zu kämpfen. William und Mary Rudland waren in Taizhou sehr erfolgreich gewesen, was aber leider dazu geführt hatte, dass Rudlands Hang zur Überheblichkeit voll zum Ausbruch gekommen war – vor allem, nachdem Rudlands Berichte im Informationsblatt der CIM erschienen waren. Dann aber kamen in Taizhou die ausländerfeindlichen und antichristlichen Tendenzen erneut zum Ausbruch. Demonstrativ zog Rudland wieder europäische Kleider an, um sichtbar zu machen, dass hinter ihm die Macht der britischen Konsuln mitsamt ihren Kriegsschiffen stand. Mary Rudland schuf noch mehr Unruhe mit ihrer Behauptung, sie habe gesehen, wie ein junger chinesischer Missionar die Frau eines anderen chinesischen Christen küsste. Sie sprach mit den beiden Männern darüber, worauf diese zutiefst gekränkt die Arbeit in Taizhou aufgaben. Rudland bot daraufhin der CIM seine Entlassung an.

In Ninghai forderten die chinesischen Mitarbeiter höhere Löhne für ihren Dienst. »Ach, wir brauchen eine Taufe mit dem Heiligen Geist.[71] Nur er kann unsere Probleme lösen«, seufzte Hudson angesichts all dieser Schwierigkeiten.

Im November 1873 kehrten Charles und Elizabeth Judd nach einem kurzen England-Aufenthalt wieder nach China zurück. Sie brachten Mary Bowyer mit, Henry Taylor (der nicht mit Hudson ver-

71 A. d. H.: Damit ist hier ein neues Erfülltsein mit dem Heiligen Geist gemeint.

wandt war) und einen bemerkenswerten neuen CIM-Missionar, Fred Baller. Baller, der über eine scharfe Beobachtungsgabe verfügte, schilderte nach seiner Ankunft lebhaft und temperamentvoll seine ersten Eindrücke von Hudson Taylor. Er wusste nicht, welche Sorgen den Leiter der Missionsgesellschaft gerade plagten. In der dicken Winterkleidung erschien Taylor dem Neuankömmling als »die merkwürdigste Person, die ich je zu Gesicht bekommen hatte«. Doch bald merkte der neue Missionar auch, dass sich bei Hudson Taylor in bemerkenswerter Weise fröhlicher Humor mit geistlichem Tiefgang verband.

Am 7. November nahm Hudson Taylor Fred Baller und Henry Taylor mit nach Nanjing. Zehn Tage lang beschäftigte er sich intensiv mit den beiden »Neuen« und führte sie in die gleichermaßen schönen wie komplizierten chinesischen Bräuche ein. Baller imponierte vor allem Taylors Geschäftssinn. Auch die Chinesen lobten Taylor in den höchsten Tönen, wenn er Boote mietete, Verträge abschloss, Grundstücke oder Häuser kaufte. Immer brachte er seine Vorschläge ruhig und überlegt vor und – was beinahe noch wichtiger war – ging taktvoll auf diejenigen seines Verhandlungspartners ein. Dass er es anscheinend nie eilig hatte, brachte ihm viele Pluspunkte ein. Inzwischen aber war er mit dem Denken der Chinesen so vertraut, dass er genau wusste: Den Chinesen war es zuwider, sofort zur Sache zu kommen. Sie mussten ihr Anliegen allmählich einkreisen und erst nach und nach auf das Eigentliche zu sprechen kommen.

»Mit seinen Fähigkeiten wäre er sofort in einer Spitzenposition, wenn er den Weg in die Geschäftswelt eingeschlagen hätte«, stellte Baller staunend fest.

Nach einer anstrengenden Rundreise zu allen CIM-Stationen im Oktober 1873 kehrte Taylor nach Taizhou zurück. Er sehnte sich danach, Jennie zu sehen. Jennie wiederum machte sich große Sorgen, weil sie mehrere Tage nichts von ihm gehört hatte. In ihrer Angst malte sie sich aus, er sei krank oder allein und brauche sie.

Kurz entschlossen fuhr sie also in Begleitung William Rudlands los, um ihn zu suchen.

»Mrs Taylor ist heute Morgen nach Ninghai abgereist«, berichtete man Hudson, als er in Taizhou ankam.

»Stell Dir meinen Kummer vor«, schrieb er an Jennie, »[als ich festgestellt habe,] dass Du heute Morgen weggegangen bist. Fast die ganze Nacht und den ganzen Tag habe ich Dich in Gedanken geküsst, mein Liebling.« In Ninghai sahen sie einander endlich wieder. Weihnachten verbrachten sie allein in Taizhou.

In den ersten Monaten des Jahres 1874 wurde das Geld knapp. Dennoch schrieb Hudson Taylor an den ehrenamtlichen Sekretär Richard Hill: »Ich war nie fröhlicher bei der Arbeit und sorgenfreier als jetzt, obwohl wir kein Geld haben … PS: Ich bitte Sie dringend, keine Spendenaufrufe zu erlassen!« Derartige Aktionen waren auch nicht nötig, denn schon bald kam ein Brief von Georg Müller mit 300 Pfund.

»Mein lieber Bruder«, schrieb Hudson an den Schatzmeister John Challice, »was für eine Freude ist es doch, den lebendigen Gott zu kennen und sich auf ihn zu verlassen! … Ich bin ja nur sein Handlanger. Er selbst wird dafür sorgen, dass man ihn ehrt, er selbst wird sich um seine Diener kümmern und sie nach seinem Reichtum mit allem versorgen, was sie brauchen. Und dabei helfen Sie durch Ihr Gebet, durch Ihr Werk im Glauben und Ihre Bemühung in der Liebe.«

Doch selbst so hohe Zuwendungen wie die von Georg Müller reichten bei Weitem nicht mehr aus. Für die Arbeit der CIM waren inzwischen 100 Pfund pro Woche notwendig. Mehr als 50 Gebäude – Häuser, Kapellen und Schulen – waren zu unterhalten. Die Missionsarbeit erstreckte sich in der Zwischenzeit über fünf Provinzen, und damit stiegen auch die Reisekosten.

Hudson Taylor brauchte viel Zeit für die Verwaltungsaufgaben seiner großen Missionsgesellschaft. Doch am glücklichsten war er,

wenn er hinausgehen und mit den Chinesen sprechen konnte. Auf einem Boot in Taiping kam er zum Beispiel mit einem 72-jährigen Mann ins Gespräch.

»Wie heißen Sie?«, fragte er ihn.

»Mein Name ist Dzing. Mich beschäftigt eine Frage sehr: Wenn diese Welt nichts als eitle Vergänglichkeit ist, was können wir dann mit unserer Schuld tun?«

»Sie haben recht, genau das ist die entscheidende Frage! Und um sie zu beantworten, sind wir Missionare nach China gekommen.«

»Unsere Gelehrten sagen, es gebe kein Jenseits. Sie meinen, die Seele bestehe aus mehreren Elementen, die beim Tod zerstört werden – doch ich kann das nicht glauben.«

Ein Chinese auf dem Weg zur Wahrheit.

Zum Geburtstag hatte Jennie ihrem Mann im letzten Jahr eine Baxter-Polyglott-Bibel geschenkt. Wie gewohnt notierte sich Hudson beim Durchlesen immer das Datum. Auf eine freie Seite hinten in der Bibel notierte er mit Bleistift:

> »27. Januar 1874. Habe Gott um 50 oder 100 weitere chinesische Evangelisten gebeten und um so viele ausländische Leiter, wie nötig sind, um die vier *fu* (Präfekturen[72]) und 48 *xian* (Kreise) der Provinz Zhejiang zu erschließen, in denen es noch keine Mitarbeiter von uns gibt. Ich habe auch um Männer gebeten, die in die neun noch unerreichten Provinzen gehen.«

Ende Mai planten Hudson Taylor und Charles Judd eine 800 Kilometer lange Reise den Jangtse hinauf nach Wuhan. Am 1. Juni

72 A. d. H.: Mit »Präfekturen« (auch als »Bezirke« bezeichnet) sind die Verwaltungseinheiten der zweiten Ebene gemeint. Aufgrund der Größe und Bevölkerungszahl gibt es in China drei (und nicht nur zwei) Verwaltungsebenen oberhalb der städtischen bzw. kommunalen Ebene: 1) Provinzen; 2) Präfekturen/Bezirke *(fu)*; und 3) Kreise *(xian)*.

brachen sie zu der dreitägigen Fahrt mit dem kleinen Flussdampfer »Hanyang« auf.

Nachdem sie die Zwischenstation Jiujiang verlassen hatten, wollte Taylor eine steile Leiter hinunterklettern. Doch auf einer der obersten Stufen rutschte er aus und stürzte auf den Boden. Er spürte heftige Schmerzen im Rücken und in den Knöcheln. Einen Moment lang konnte er weder atmen noch sich bewegen.

Auf der nächsten Station – in Wuhan – brachte man ihn in eine Gaststätte und legte ihn auf ein Bett, wo er sich ein paar Stunden ausruhte. Dann konnte er etwas leichter atmen.

Josiah Cox, ein wesleyanischer Missionar, der in Wuhan arbeitete, bestand darauf, dass Hudson zumindest vorübergehend bei ihm blieb. Nach einiger Zeit ließ der Schmerz in Hudsons Rücken nach, und obwohl er Krücken zum Gehen brauchte, vermutete er keine ernsthafte Verletzung.

Weil sie vor allem die Kinder wiedersehen wollten, machten sich Hudson und Jennie auf die Reise nach England. Ende August brachen sie auf. Doch in Marseille erwartete sie eine schlechte Nachricht: Emily Blatchley war im Juli an Tuberkulose gestorben. Während der Reise hatten sich zudem die Schmerzen in Hudsons Rücken verstärkt, und als sie in London ankamen, konnte er selbst mit Krücken kaum noch gehen.

Quartier bezogen sie wieder in der Pyrland Road 6. Doch ab Dezember 1874 lag Hudson nur noch im Bett; sein Rücken und die Beine waren fast vollständig gelähmt. Über seinem Kopf hatte man ein Seil angebracht, mit dessen Hilfe er sich von einer Seite auf die andere drehen konnte. In dieser so wichtigen Phase für die weitere Arbeit der CIM war er nun gezwungen, die Missionsgesellschaft vom Krankenbett aus zu leiten. Sein Krankenzimmer wurde zur Zentrale der Mission. John Stevenson und andere Freiwillige verbrachten viele Stunden an Hudsons Bett und schrieben die Briefe, die er diktierte. Auch der CIM-Rat traf sich in seinem Zimmer. Jennie schrieb an William Rudland, der sich in

Reading aufhielt und selbst krank war: »Ich glaube nicht mehr daran, dass wir oder Sie China je wiedersehen werden.« Ein für Jennie gar nicht typischer Pessimismus. Er lässt erkennen, wie krank Hudson zu diesem Zeitpunkt gewesen sein muss. Hinzu kam dann noch die Ruhr. Es ging Hudson so schlecht, dass er sein Testament aufsetzte und alles Jennie vermachte, die wieder schwanger war. Die anderen Kinder waren bei den Howards, der Familie von Grattan Guinness, und bei Amelia untergebracht, die selbst neun Kinder hatte und das zehnte erwartete.

Doch wider alles Erwarten ging es Hudson um Weihnachten herum allmählich besser. Am Fußende seines Bettes hing eine Landkarte von China, damit er an die neun Provinzen denken konnte und an »die Achtzehn«, für die einige Leute regelmäßig beteten. Er diktierte einen »Aufruf zum Gebet für die über 150 Millionen Chinesen«, der in mehreren Zeitschriften veröffentlicht wurde. Dieses Gebet endete mit den Worten: »Alle Christen, die das gelesen haben, mögen ihre Herzen zu Gott erheben und für eine Minute in ernsthaftem Gebet verharren, damit Gott in diesem Jahr 18 geeignete Männer beruft, die sich in seinen Dienst stellen. Warmherzige junge Männer, die sich im Geschäftsleben auskennen, Angestellte oder Verkäufer, die mit Menschen umgehen können und gelernt haben, auf die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Kunden einzugehen, sind für diese Arbeit besonders gut geeignet. Sie alle sollten einen starken Glauben besitzen, völlige Hingabe üben und von brennendem Eifer erfüllt sein; sie sollten bereit sein, für Christus zu leben, zu arbeiten, zu leiden und – wenn es sein muss – zu sterben.«

Am 7. Januar 1875 versammelten sich alle Bewohner der Pyrland Road 6 nach dem Frühstück um Hudsons Bett, um zu beten. Alle außer Jennie, die sich nebenan auf die Geburt ihres Babys vorbereitete. Sie hatte niemandem gesagt, dass die Wehen eingesetzt hatten. Eines der Kinder lief hinüber, um nach ihr zu sehen, und kam dann aufgeregt in Hudsons Zimmer zurück: »Kann Louise bitte sofort kommen?«

Doch als Louise Desgraz Jennies Zimmer betrat, war das Baby schon geboren. Sie lief zu Hudson zurück, rollte ein kleines Sofa neben sein Bett, auf das er sich legen konnte. So fuhren sie ihn in Jennies Zimmer. Mühsam richtete sich Hudson auf und versorgte Mutter und Kind mit dem Notwendigsten. Dann sank er erschöpft auf seine Liege zurück. Sie nannten das Baby Ernest. Ernest, der später Missionar für China werden sollte.

Im März 1875 folgte Henry Soltau endlich Hudsons Bitte und erklärte sich bereit, die Verwaltungsaufgaben für die CIM in China zu übernehmen. Mit John Stevenson zusammen verließ er noch im März England. Die beiden Männer sollten bei der Gelegenheit prüfen, welche Möglichkeiten es gab, Westchina[73] über Burma zu erreichen.

Und es gab noch mehr gute Nachrichten! Auf Hudson Taylors Aufruf hin hatten sich 20 junge Männer gemeldet. Einige von ihnen schienen sich für den Missionsdienst besonders gut zu eignen. In seiner Antwort auf ihre Bewerbung schrieb Taylor häufig: »Wenn Sie harte Arbeit wollen und wenig Anerkennung; wenn Ihnen das Lob, das Sie von Gott erhalten, so wichtig ist, dass Sie den Tadel der Menschen nicht fürchten; wenn Sie bereit sind, Ihr Zeugnis, falls nötig, mit Ihrem Blut zu besiegeln und den Verlust Ihrer Güter freudig hinzunehmen …, dann können Sie hier eine reiche Ernte einbringen und viele Seelen retten. Dann werden Sie die unvergängliche Krone erlangen und Ihren Herrn einst sagen hören: ›Recht so!‹[74]«

Sieben Jahre waren vergangen, seit die CIM nach dem Aufstand in Yangzhou ins Kreuzfeuer der Kritik geraten war. Jetzt, im Jahr 1875,

73 A. d. H.: Damit sind hier und im Folgenden je nach Kontext entweder der Südwesten Chinas oder jene Gebiete gemeint, die unmittelbar westlich der bevölkerungsreichsten Regionen in Ost- bzw. Zentralchina liegen. Der Westen Chinas im eigentlichen Sinne ist nur sehr dünn besiedelt.

74 A. d. H.: Matthäus 25,21.23 (jeweils Schlachter 2000).

erfreute sie sich überall großer Beliebtheit. Die gute Entwicklung, aber auch das Ansehen, das sie jetzt genossen, gaben Hudson Taylor Auftrieb. Es ging ihm zusehends besser. Im April konnte er wieder aufstehen, die Treppen hinuntersteigen und in den Garten gehen. Würde er vielleicht doch noch einmal in das Land zurückkehren, das er so liebte?

36 Uns hat niemals etwas gefehlt!

Das Informationsblatt der CIM, die *Occasional Papers*, war ein kleines Blättchen im Westentaschenformat mit etwa 10 bis 30 Seiten. Hudson wollte ihm einen zugkräftigen Titel geben, auch ein anderes Format. Jennie schlug *China's millions and our work among them*[75] vor. Kein Titel hätte die Aufgabe der CIM besser beschreiben können. Er wurde bis Ende 1875 beibehalten, dann hieß die Zeitschrift nur noch *China's Millions*. Aus dem Informationsblättchen war ein ansprechendes, aktuelles Magazin geworden, das über viele Jahrzehnte hinweg dem Anliegen auf diesem Missionsfeld gerecht geworden ist.

Weil ihn wieder einmal Geldsorgen plagten, rechnete Taylor im Mai 1875 aus, wie viel Spenden in diesem Monat eingegangen waren. Er kam auf 68 Pfund, fast 235 Pfund weniger, als er brauchte, um die Missionsarbeit in China in den nächsten drei Wochen fortzusetzen. Beim täglichen Gebet für China in der Pyrland Road 6 berichtete Hudson von dem Defizit und sagte: »Lasst uns den Herrn um Hilfe bitten.«

Am gleichen Abend noch brachte der Postbote einen Brief, in dem ein Scheck über genau 235 Pfund lag. Konnte es ein sichtbareres Zeichen dafür geben, dass Gottes Segen auf diesem Werk lag?

Im Juni konnte Hudson seine Krücken beiseitelegen. Von nun an brauchte er nur noch einen Stock, und er konnte wieder reisen. So nahm er an einer Konferenz in Brighton teil, die unter dem Thema »Gott vertrauen« stand. Als er Brighton verließ, traf er auf dem Bahnsteig Graf Bobrinskij, einen ehemaligen Minister der russischen Regierung, der ebenfalls an der Konferenz teilgenommen hatte.

75 Svw. *Die Millionen Chinesen und unsere Arbeit unter ihnen*.

»Wir müssen uns auf der Reise unbedingt zusammensetzen«, forderte der Graf Taylor auf.

»Aber ich reise dritter Klasse«, wandte dieser ein.

»Nun, das kann ich mit meiner Fahrkarte ja auch tun.«

Unterwegs zog Bobrinskij einen Geldschein aus der Tasche und gab ihn Taylor. Es waren 50 Pfund; heute etwa 1500 bis 2000 Pfund.

»Haben Sie sich da nicht geirrt?«, fragte Hudson aufs Höchste überrascht.

»Tatsächlich! Eigentlich wollte ich nur eine Fünf-Pfund-Note herausholen. Aber es sieht so aus, als wollte Gott Ihnen 50 geben«, lächelte der Graf.

Als Hudson nach Hause kam, hatten sich alle bereits zum Gebet versammelt. Sie beteten um Geld, das für ein Projekt in China gebraucht wurde. Ihnen fehlten noch genau 49 Pfund. Ereignisse wie diese stärkten und ermutigten das Missionsteam.

C. G. Moore, ein Theologiedozent, besuchte Hudson Taylor häufig in der Pyrland Road. Er erinnerte sich, dass in Hudsons Arbeitszimmer zahlreiche Kisten standen und an den Wänden viele notdürftig angebrachte Regale hingen. Der Schreibtisch am Fenster war mit Papier und Briefen übersät. Und vor dem Kamin stand ein niedriges schmales Bettgestell aus Eisen, auf dem eine hübsche Decke ausgebreitet war. Teppiche? Fehlanzeige!

Hudson Taylor legte sich auf das Bettgestell und begann, sich mit Moore zu unterhalten – eine für den Gast »goldene Stunde des Lebens«. Hudson war ganz anders, als Moore ihn sich vorgestellt hatte; weder hochmütig noch eingebildet, sondern ein Mensch von der Größe, von der Jesus sprach, als er sagte, die Sanftmütigen würden die Erde besitzen.

Ein anderer Gast erinnerte sich daran, wie der sechseinhalbjährige Charlie Taylor seinen Vater mit schwierigen Fragen in Verlegenheit brachte, während Herbert (14) und Howard (13) unter dem Tisch miteinander rangelten.

Eine Dame, die regelmäßig für die CIM spendete – und

im Übrigen »Rich«[76] hieß –, schrieb einen Brief an Hudson, in dem sie besorgt anfragte, ob es wirklich zutreffe, dass die CIM-Missionare so arm seien, dass sie oft ihre Arbeit aufgeben und eine andere Beschäftigung suchen müssten.

Hudson Taylor beantwortete diesen Brief sehr rasch. »Wer Ihnen das erzählte, hat sich gründlich geirrt … Ich glaube nicht, dass ein CIM-Mitglied oder dessen Familie jemals auch nur eine einzige Stunde lang zu wenig zu essen oder anzuziehen hatte.

Niemand ist je aus Geldmangel an der Arbeit gehindert worden; niemand wurde deswegen krank; keiner hat die Mission aus diesem Grund verlassen oder war mit ihr unzufrieden …« Sicher, es habe »Zeiten der Not« gegeben, doch in solchen Zeiten seien die Chinesen bereit gewesen, ihr eigenes Geld zu geben. Zeiten wie diese hätten sie von dem Denken befreit, eine reiche Missionsgesellschaft könne alles für sie tun. Er nannte die Gründe, weshalb einzelne Mitglieder die Mission verlassen hatten oder entlassen wurden; niemals waren es finanzielle Gründe gewesen.

Allmählich ging es Taylor wieder so gut, dass er daran dachte, nach China zurückzukehren. Doch wer würde dann die neuen Kandidaten auswählen, die Zeitschrift *China's Millions* herausgeben und sich um die Spenden für China kümmern?

Schon seit einiger Zeit versuchte er, Amelia und Benjamin zur Mitarbeit in der CIM oder einer anderen Missionsgesellschaft, die in China arbeitete, zu bewegen. Er besuchte sie in Godalming.

»Wollt ihr nicht einmal zu mir in die Pyrland Road kommen? Nur versuchsweise? Ich brauche dringend Hilfe bei der Herausgabe und dem Versand von *China's Millions* und bei der Unterbringung neuer Bewerber.« Er bot ihnen ein Haus an, in dem sie wohnen konnten; außerdem sollten sie ein Einkommen beziehen, denn Jennie hatte von einem Onkel in Australien viel Geld geerbt.

Schließlich willigten Benjamin und Amelia ein. Im August

76 Svw. »reich«.

zogen sie in die Pyrland Road 2. Dort blieben sie 40 Jahre lang und erfreuten sich bei den CIM-Missionaren allergrößter Beliebtheit. Hudson und Jennie wohnten weiter im Haus Nummer 6, während die Nummer 4 dazwischen als Bürogebäude und zur Unterbringung der Kandidaten genutzt wurde.

Auf Hudsons Aufruf hin hatten sich zahlreiche Bewerber gemeldet. Aus der CIM selbst stellten sich sechs erfahrene Missionare für die neuen Aufgaben zur Verfügung. Im August versammelten sich 1500 Menschen im »Metropolitan Tabernacle«, der Gemeinde von Charles Spurgeon, um drei weitere Missionare auszusenden. Und nachdem sich im Februar 1876 noch einmal neun der CIM angeschlossen hatten, konnte Jennie schreiben: »Jetzt sind die ›Achtzehn‹ vollständig.« Tatsächlich waren es wohl 20 – und weitere folgten. 1876 reisten außerdem mindestens sechs Frauen nach China aus.

Und nun war es unumgänglich, dass auch Hudson Taylor wieder nach China reisen musste. Wer sonst hätte die Neuen in ihr neues Leben in China einführen können? Doch zunächst brauchte er noch jemanden, der die Verwaltungsarbeiten in England übernehmen konnte, nachdem Richard Hill aufgehört hatte. Hudson schlug William Soltau als Nachfolger vor, arbeitete ihn ein und übertrug Benjamin einen größeren Verantwortungsbereich.

Im Mai 1876 starb Hudsons alte Freundin Miss Stacey in Tottenham – ein für ihn ungemein schwerer Schlag. Eine Woche lag er krank zu Bett. Nur sehr langsam erholte er sich wieder. Im September reiste er nach China – in der Hoffnung, in 40 Wochen wieder zurück zu sein. Jennie blieb in London und kümmerte sich um die vier Taylor-Kinder und um ihre eigenen zwei.[77] Sie arbeitete auch in der Heimatzentrale der Mission kräftig mit.

Ende Oktober kam Hudson in Shanghai an. Von dort reiste er weiter nach Zhenjiang. Wieder einmal erkrankte er an der Ruhr, einer Krankheit, unter der er sein ganzes Leben lang immer wieder litt.

77 A. d. H.: Jennie hatte am 7. 4. 1876 Amy, ihr zweites überlebendes Kind, zur Welt gebracht.

Doch dann erhielt er neuen Auftrieb! Am 14. September 1876 war die Chefoo-Konvention unterzeichnet worden.[78] Sie garantierte Ausländern sicheres Reisen innerhalb Chinas, sofern sie einen gültigen Pass besaßen. Und was bedeutete das für die CIM? Innerhalb von vier Monaten nach Abschluss dieser Konvention gingen CIM-Missionare in sechs neue Provinzen, sie betraten Gebiete, in denen noch nie ein Ausländer gewesen war. Dort begegnete man den jungen Missionaren mit einer Mischung aus Freundlichkeit und Feindseligkeit.

»Die Frauen hier«, schrieb Henry Taylor auf einer Reise nach Henan (Honan), »verschreiben sich dem Götzendienst mit Haut und Haaren – wohl wissend, dass ihr Herz leer und ihr Verstand verfinstert ist.«

Nach einem Monat tauchte die Kiste mit wichtigen Unterlagen, die in Paris liegen geblieben war, in Zhenjiang auf. Von nun an erstickte Hudson geradezu in Arbeit. »Ich habe viermal mehr zu tun, als ich bewältigen kann«, klagte er. Charles Fishe war zum Heimaturlaub in England, und niemand außer Hudson konnte ihn als Sekretär der CIM in China vertreten. Außerdem blieb dann immer noch die Herausgabe von *China's Millions*.

Am Ende eines langen Arbeitstages – manchmal um zwei oder drei Uhr morgens – pflegte Hudson sich an sein Harmonium zu setzen und seine Lieblingslieder zu spielen. Am meisten liebte er den Vers:

»In Dir, Herr Jesus, hab ich Ruhe,
Meine Freude stets Du bist;
O so groß ist Deine Liebe,
Die allzeit mir kostbar ist.«[79]

78 A. d. H.: Andere Quellen geben den 21. 8. 1876 als Datum der Unterzeichnung an.

79 A. d. H.: Wenn es sich hier um einen Auszug aus dem Text der englischsprachigen Liedes »Jesus! I am resting, resting« handelt, müssen die beschriebenen Ereignisse im Blick auf dieses Lied zeitlich etwas später eingeordnet werden, da der Text aus dem Jahr 1876 stammt.

Einmal – George Nicol war gerade bei ihm – traf ein Stapel Briefe voll schlechter Nachrichten ein: Einige Missionare waren in Gefahr und hatten mit großen Problemen zu kämpfen. Taylor lehnte sich an seinen Schreibtisch, las die Briefe und begann die Melodie zu pfeifen, die diesem Vers zugrunde lag: »In Dir, Herr Jesus, hab ich Ruhe …«

Nicol war schockiert. »Wie können Sie pfeifen, wenn unsere Freunde in so großer Gefahr sind?«

»Angenommen«, erwiderte Taylor, »ich würde mich hinsetzen und mein Herz mit all diesen Dingen belasten, dann würde das keinem helfen, und mich würde es für meine Arbeit untauglich machen. Ich muss einfach die Last auf den Herrn abwälzen.«

Im Mai 1877 sollte in Shanghai eine »Allgemeine Konferenz protestantischer Missionare« stattfinden. Zu erwarten war ein eher chaotisches Treffen. Seit Robert Morrison vor 70 Jahren nach China gekommen war, hatte sich die Zahl der Missionsgesellschaften vervielfacht, und die 500 Missionare der verschiedenen Missionen vertraten im Blick auf ihre Aufgaben keineswegs alle die gleiche Meinung. Einigen, darunter der CIM, ging es um die direkte Evangelisation und einen ebenso orientierten Gemeindeaufbau, andere sprachen mehr davon, das chinesische Volk weiterzubilden und ihm zu einem »höheren Niveau« zu verhelfen. Die CIM erfuhr viel Kritik, weil sie junge und unerfahrene Missionare auf lange Reisen tief ins Landesinnere schickte. Ein weiterer Streitpunkt war die Frage, mit welchen Begriffen man die biblische Vorstellung von Gott im Chinesischen wiedergeben konnte.

Taylor fürchtete diese Spannungen, die drohten, wenn Gottes Geist während dieser Konferenz nicht in besonderer Weise wirken würde. Deswegen bat er eine Gruppe von etwa 30 Missionaren aus vier Missionsgesellschaften, sich in Wuhan zum Gebet und zur geistlichen Vorbereitung auf die Konferenz zu treffen. Am Ende dieser Versammlung sagte Griffith John von der LMS: »Ich danke Gott für Mr Taylor, ich danke Gott für die CIM, und ich danke

Gott für meine jüngeren Brüder« – womit er die Pioniermissionare meinte, die weit nach Westchina vorgedrungen waren.

Etwa 140 Männer und Frauen aus 18 Missions- und drei Bibelgesellschaften trafen sich dann drei Wochen später auf der Konferenz in Shanghai. Die strittige Frage der chinesischen Begriffe blieb ausgeklammert, obwohl es bei einer Rede wegen dieses Themas fast schon zu einem Eklat gekommen wäre. Hudson Taylor verteidigte die Strategie der CIM. Er sagte, es sei nötig, lange Reisen zu unternehmen, um das Evangelium auszubreiten und die langfristigere Arbeit des Gemeindeaufbaus vorzubereiten.

Fast alle Teilnehmer wandten sich gegen die Meinung, wonach die Verbreitung weltlicher Literatur und der westlichen Naturwissenschaft besser geeignet sei, mit dem Aberglauben aufzuräumen, als die Weitergabe des christlichen Glaubens. Dagegen fanden Griffith John und Hudson Taylor die Zustimmung nahezu aller Teilnehmer. Beide betonten zwar durchaus den Wert von Literatur und Wissenschaft, sahen aber das hauptsächliche Ziel für den Missionar darin, den Menschen alle Wahrheiten über Gott, über die Sünde und die Rettung weiterzugeben.

Insgesamt gab es mehr Übereinstimmung als Streit. Die CIM ging aus dieser Konferenz mit einem neuen Ansehen hervor und wurde von allen anderen beteiligten Werken in ihrer Eigenständigkeit anerkannt. Nach Hudsons Ansicht bedeutete diese Konferenz den entscheidenden Schritt vorwärts für die Missionsgesellschaften in China.

Nach der Shanghai-Konferenz unternahm Hudson, obwohl ihn wieder einmal heftige Nervenschmerzen plagten, eine Rundreise zu den einzelnen Missionszentren in der Provinz Zhejiang. Fast auf der ganzen Reise begleitete ihn Elizabeth Wilson, die sich in der Mitte ihres Lebens den lang gehegten Wunsch erfüllt hatte, Missionarin zu werden. Mit ihren schon etwas ergrauten Haaren wurde sie von den Chinesen freundlich aufgenommen und respek-

tiert. Mehr als einmal kamen die beiden Reisenden in Dörfer, in denen einfach die Götzen aus dem Tempel entfernt worden waren und in denen nun christliche Gottesdienste abgehalten wurden.

Noch Jahre später erinnerte sich Elizabeth Wilson an die kleine, mit weißem Fell bezogene Schatulle, in der Hudson seine Papiere aufbewahrte, und an seine Gewohnheit, dreimal täglich für die Mission zu beten, wobei er all seine Mitarbeiter mit ihren Namen erwähnte.

Inzwischen waren schon mehr als 40 Wochen vergangen, und Hudson sollte bereits wieder in England sein. Doch eine wichtige Aufgabe wollte er noch erfüllen: Er berief in Ningbo eine Konferenz für chinesische Pastoren und Evangelisten ein, die mit englischen oder amerikanischen Missionsgesellschaften zusammenarbeiteten. Er war ganz begeistert von der Arbeit der einheimischen Missionare und freute sich wie ein Kind auf den Tag, an dem solche oder ähnliche Treffen in allen Provinzen Chinas stattfinden konnten.

Doch nun war es Zeit, nach England zu reisen. Jennies Kinder Amy und Ernest erkannten den Mann gar nicht, der zu Weihnachten bei ihnen auftauchte. Und auch Hudson musste seine Kinder erst wieder kennenlernen. Mit ihnen sowie mit dem sechzehnjährigen Herbert, dem fünfzehnjährigen Howard, der zehnjährigen Maria und dem neunjährigen Charles und mit Millie Duncan, deren Eltern nicht mehr lebten und die jetzt bei den Taylors wohnte, feierte er ein lebhaftes, aber fröhliches Weihnachtsfest.

37 Ein Traum wird wahr

In den nördlichen Provinzen Chinas, vor allem in Shanxi[80], herrschte eine der schlimmsten Hungerkatastrophen, die es je auf der Welt gegeben hatte. Sie wurde verursacht durch eine anhaltende Dürre und eine Missernte beim Weizen. Die Wuhan- und die Ningbo-Konferenz hatten bereits auf Hudson Taylors Vorschlag hin zu helfen versucht und Geld gespendet.

Als Taylor wieder in England war, sprach er in Versammlungen und in der Presse von dieser Not. Es gingen viele Spenden ein, die ausdrücklich für die Linderung der Hungersnot und nicht für Missionszwecke bestimmt waren. Hudson wies zudem die Missionare in den Hunger- und Flüchtlingsgebieten an, 200 Kinder, vor allem Waisen, aufzunehmen. Aber das war natürlich nur der berühmte Tropfen auf den heißen Stein. Nur vier Monate nach der langen Trennung von Jennie machte er ihr einen Vorschlag, der ihm mehr als schwerfiel. »Du weißt«, sagte er, »dass ich Großbritannien jetzt nicht verlassen kann. Würdest du eventuell mit ein paar neuen Missionaren nach China fahren und das Waisenprojekt überwachen, bis ich nachkommen kann?«

Jennie war jetzt fast 35 Jahre alt. Sie hatte für zwei eigene Kinder im Alter von drei und zwei Jahren und für Marias vier Kinder zu sorgen. Zwei Wochen lang betete sie über Hudsons Vorschlag, dann beschloss sie zu gehen.

Als Amelia davon hörte – sie hatte inzwischen selbst zehn Kinder –, sagte sie: »Wenn Jennie nach China geht, dann muss ich mich um ihre Kinder kümmern.«

80 A. d. H.: Shanxi (Shansi) darf nicht mit der Nachbarprovinz Shaanxi (Schensi) verwechselt werden. Fakt ist, dass diese Hungersnot Shanxi am schlimmsten getroffen hat, wobei es auch in den benachbarten Provinzen viele Todesopfer gab. Weil in späteren Kapiteln dieses Buches beide Provinzen offenbar nicht immer auseinandergehalten werden, sind entsprechende Korrekturen vorgenommen worden.

Ein Freund, der von Jennies Entschluss erfuhr, kam zu ihr und erklärte kategorisch: »Ich finde es falsch, dass du deine Kinder und deinen Mann alleinlässt, auch wenn es für eine so wichtige Sache ist.«

Jennie wusste, dass viele so dachten. Sie ging in ihr Zimmer. »Lieber Herr«, betete sie, »bitte gib mir doch irgendein Zeichen, dass es richtig ist, wenn ich gehe. 50 Pfund wären jetzt für mich mehr wert als ein Vermögen zu einem anderen Zeitpunkt. Es wäre eine Bestätigung für mich, dass du auch für meine anderen Bedürfnisse sorgst.«

Sie brauchte einfach eine Stärkung ihres eigenen Glaubens und eine Antwort für alle, die sie zurücklassen musste. Deswegen bat sie wie Gideon um zwei Zeichen: um genügend Geld für die Reise und um die für damalige Verhältnisse beachtliche Summe von 50 Pfund für Hudson und sich selbst. Wenn Gott ihre Gebete erhörte, würde sie das als Zeichen dafür ansehen, dass er die Daheimgebliebenen durch ihren Weggang mehr als durch ihr Bleiben segnen würde und dass er sich zu ihr stellen und ihr helfen würde.

»Ich möchte, dass ihr mit mir um zwei Dinge betet, ohne zu wissen, worum es sich handelt. Ich werde es euch sagen, wenn wir erhört worden sind«, eröffnete Jennie am nächsten Morgen das Familiengebet.

Am Nachmittag klopfte ein Herr an die Haustür in der Pyrland Road.

»Stimmt es, dass Sie nach China fahren?«, fragte er Jennie.

»Ja, ich bereite mich auf die Reise vor.«

Da drückte der Mann ihr einen Scheck über zehn Pfund in die Hand; genau die Summe, die von der Mission für die Reisekosten angesetzt war.

Vier Tage später traf von Hudsons Eltern ein an Jennie adressierter Brief ein. Er enthielt 50 Pfund. Jennie nahm das Geld mit zu Hudson, um es ihm zu zeigen. Doch weil er gerade mit jemandem sprach, ließ Jennie es im Zimmer liegen und ging

hinaus. Als sie wieder zurückkam, sagte Hudson: »Ich überlege gerade, wofür Gott dieses Geld gebrauchen möchte.«

»Ganz einfach«, erwiderte Jennie, »das Geld gehört mir. Ich habe einen Anspruch darauf, von dem du allerdings nichts weißt.«

Zehn Tage später reiste Jennie ab, wobei sieben junge Männer und Frauen sie begleiteten. Ein neues Mitglied des Londoner Rates beobachtete, wie sich die Taylors verabschiedeten. Am nächsten Tag sagte er zu Hudson: »Mir kam es so vor, als würde ich von meiner eigenen Frau Abschied nehmen. Und allein der Gedanke daran schien mir unerträglich … Und doch denke ich: Wenn Gott uns dazu berufen würde, dann würde er uns dieselbe Gelassenheit schenken, die Sie beide gestern erkennen ließen.«

Nach ihrer Ankunft in Shanghai reiste Jennie mit zwei jüngeren Missionarinnen und einem Dolmetscher, Frederick Baller, weiter nach Shanxi. Sie waren die ersten Europäerinnen, die sich so weit ins Landesinnere Chinas vorwagten. Jennie begann ihre Arbeit unter Waisenkindern im Hungergebiet. Im Anschluss an ihre Rückkehr nach Shanghai wurde diese Arbeit von einem CIM-Team weitergeführt.

Um nicht so allein zu sein, bat Hudson den siebzehnjährigen Herbert, zu ihm zu kommen und das Arbeits- und Schlafzimmer mit ihm zu teilen. Später brachte er den dreijährigen Ernest zu den Fauldings nach Barnet, damit er sich dort von einer schweren Krankheit erholen konnte. »Ernest hat es dort großartig gefallen«, schrieb er, »und auch mir hat es irgendwie gutgetan. Ich habe die Stille genossen, die Felder ringsum. Abends habe ich Ernest zu Bett gebracht, mit ihm gebetet und ihn morgens angezogen. Er schmiegt sich immer so zärtlich an mich.«

Nach Jennies Abreise konzentrierte sich Taylor darauf, die CIM in England von Grund auf neu zu organisieren. Hudson besuchte alle Mitglieder des Londoner Rates. Doch im Laufe des Jahres gab es noch einige Probleme. George Soltau zog sich wegen Über-

arbeitung aus der CIM zurück, und der Verwaltungsrat schlug vor, Benjamin Broomhall und William Soltau gemeinsam als »zweite Sekretäre« einzusetzen. Taylor hielt das nicht für eine ideale Lösung, denn William Soltau war – wenn man so will – nur mit halbem Herzen mit der CIM verbunden, und Benjamin hatte Probleme damit, Termine einzuhalten und sparsam zu sein. Hudson hatte es bisher auch nicht geschafft, einen geeigneten Herausgeber für *China's Millions* zu finden.

Im Sommer 1878, nach einem akuten Malaria-Anfall, nahm Taylor eine Einladung in die Schweiz an, um dort Urlaub zu machen. Zutiefst beeindruckt erlebte er die gewaltige Gletscherwelt in Pontresina. Mit ein paar Keksen als Proviant, seiner Bibel und seinem Schirm als Sonnenschutz ausgerüstet, zog er in die Berge. Die gute Luft, so dachte er, würde seinem Körper guttun.

An Jennie schrieb er: »Die ganze Zeit über denke ich, dass all die Erfrischung, die ich hier erlebe, eine Antwort auf Deine Gebete für mich ist. Und dieser Gedanke lässt meine Freude umso größer werden.« Wunderbar erholt kehrte er nach England zurück, wo allerdings die ungelösten Probleme unverändert auf ihn warteten.

Immer noch offen war die Frage, wer für die Herausgabe von *China's Millions* zuständig sein sollte. Vielleicht könnte man Benjamin noch mehr Arbeit übertragen – doch dann brauchten sie jemanden, der die Verantwortung für das gesamte Werk übernahm. Im neuen Jahr wandte sich Taylor an Theodore Howard aus Tottenham. Er stammte aus einer Familie, die eine Chemiefabrik besaß, war seit langer Zeit mit Taylor befreundet und unterstützte die Mission. Howard war einverstanden, im Falle von Taylors Tod die Leitung der Missionsgesellschaft zu übernehmen und ihn während seiner Abwesenheit in England zu vertreten. Benjamin Broomhall wurde zum Generalsekretär für Heimataufgaben der CIM ernannt, während John McCarthy und William Soltau ihm dabei zur Seite stehen sollten.

Am 31. Dezember 1878 fand in der Pyrland Road der Gebetstag der CIM statt. Damals starben in England viele kleine Kinder an

»Krampfhusten«. Während der abendlichen Gebetsversammlung erschien ein Kindermädchen an der Tür. Sie hielt ein Kind im Arm, das sie für tot hielt. Taylor sollte helfen. Er lief sofort zu dem Kind. Als er an einer Frau vorbeirannte, rief sie ihm zu: »Beten Sie für das Kind!«

»Ja, betet«, rief er zurück, »während ich arbeite!«

Das kleine Mädchen war blau angelaufen und gab keinerlei Lebenszeichen von sich. Die ersten Wiederbelebungsversuche schlugen fehl. Dann probierte es Taylor mit der Mund-zu-Mund-Beatmung. Nach ein paar Minuten begann das Mädchen wieder zu atmen. In der Nacht hatte sie noch mehrmals Krämpfe, doch sie überlebte die Krankheit ohne bleibende Schäden und wurde, als sie erwachsen war, eine CIM-Missionarin! Taylors Sohn Howard kommentierte diesen Vorfall einige Jahre später so: »Mein Vater betete, als hinge alles vom Gebet ab, doch er arbeitete auch, als hinge alles von seiner Arbeit ab.«

Im Februar 1879 reiste Hudson endlich nach China, um Jennie wiederzusehen. Vor der Abreise besuchte er noch Georg Müller und Charles Spurgeon in Mentone. Müller war auf einer Predigtreise, und Spurgeon erholte sich von seiner anstrengenden Arbeit in der Gemeinde des Londoner *Metropolitan Tabernacle*. Verwundert stellte Spurgeon bei dieser Gelegenheit fest, dass Taylor gar nicht wie ein Mann aussah, der eine so große Organisation leitete: Er war klein und hatte einen lahmen Fuß. In seinem Wesen mischten sich auf merkwürdige Weise Sanftheit und Stärke; er war keineswegs von sich selbst überzeugt, aber unbeugsam fest in seinem Vertrauen auf Gott. Niemals ließ er sich von seinem Kurs abbringen, wenn er sicher war, dass Gott zu ihm stand und ihm half. Nachdem Hudson gegangen war, klang Spurgeon immer noch das Wort »China« in den Ohren, in diesem eigenartigen Tonfall, mit dem Hudson es aussprach. Spurgeon hatte außerdem registriert, dass Taylor sich wieder einen »bianzi« wachsen ließ.

Als sie den Indischen Ozean erreicht hatten, wurde Hudson so krank, dass der ihn behandelnde Arzt aus Singapur bezweifelte, ob Hudson lebend in Hongkong ankommen würde. In Singapur wartete ein Stapel Briefe auf Hudson, einer von Jennie: »Ich habe vor dem Herrn all die Schwierigkeiten ausgebreitet, die Dich hier erwarten. Doch wenn ich über sie nachdenke, spüre ich zugleich eine große Freude: Ist es nicht eine wunderbare Gelegenheit, für unseren Gott zu wirken und zu triumphieren? Und wie deutlich werden wir seine Hand in allem sehen. Wenn der Herr da ist, dann gibt es für den Diener nur eine Verpflichtung und nur eine Freude: Er muss gehorchen. Unser Glaube muss den Sieg für unsere Schwestern und Brüder erringen.«

Jennie fand, dass Hudson sehr ausgezehrt wirkte, als er in Shanghai eintraf. Und noch bevor er seine Korrespondenz erledigen konnte, erkrankte er zu allem Unheil wieder an der Ruhr. Ein LMS-Missionar riet ihnen, in die nördlich gelegene Hafenstadt Chefoo zu fahren, bevor die unerträglich heißen Sommerwochen anbrachen. Dort wohnten Hudson und Jennie bei Frederick Ballard, einem jungen Zollbeamten, der mit einer Missionarin verheiratet war. Sein Haus stand am Ufer einer von Hügeln umgebenen Bucht. Allmählich erholte sich Hudson. Er saß auf der Veranda, atmete die frische Seeluft, sah den Dschunken und Dampfern zu und genoss den Duft des Seetangs. In einem Nachbarhaus lebten Charles und Elizabeth Judd, die sich ebenfalls von einer Krankheit erholten, mit ihren Kindern.

Damals entstand der Traum von einem Sanatorium für CIM-Missionare an einer so schön gelegenen Küste. Als Hudson Taylor und Charles Judd einmal an der Bucht spazieren gingen, kamen sie an einem Bohnenfeld vorbei. Ein Grundstück, das ihnen für den Bau eines Hauses hervorragend geeignet erschien. Aber konnten sie sich das leisten?

»Wollen Sie Land kaufen?«, fragte ein Bauer, der ihr Interesse beobachtet hatte.

Taylor und Judd wussten sehr wohl, wie die Preise in die

Höhe schießen konnten, wenn man sein Interesse an einer Sache zu erkennen gegeben hatte. Deswegen zeigten sie sich eher desinteressiert.

»Wollen Sie nicht mein Feld haben?«, fragte der Bauer und bot ihnen das Bohnenfeld zu einem erstaunlich günstigen Preis an. Die Besitzer der angrenzenden Grundstücke verhielten sich ebenso. Und nun war Taylor nicht mehr aufzuhalten. Er entwarf einen Plan für ein Haus mit zehn Zimmern und einer Veranda. Die beiden Männer stellten Maurer, Ziegelbrenner, Steinmetzen und Zimmerleute ein, die auf dem Grundstück in Zelten wohnten. Einige von ihnen fanden während der Bauarbeiten sogar zu Christus. Das Bauholz nahmen sie von zwei Wracks, die in der Bucht lagen: Eichenstämme, norwegische Fichte und Kiefernplanken für die Fußböden.

»Man kann nicht gerade sagen, dass es eine Prachtvilla ist«, berichtete Charles Judd, als die Arbeiten abgeschlossen waren. »Doch es ist erstaunlich gut, wenn man bedenkt, wie wenig Erfahrung wir mit etwas Derartigem besaßen; und es war unglaublich billig. Die Europäer hier waren erstaunt, wie schnell wir das Gebäude hochzogen. Sie trauten ihren Augen kaum, als es fertig war.« Judds Bedenken waren übertrieben, denn immerhin hielt das Haus bis 1915, als schließlich ein moderneres Sanatorium errichtet wurde.

Nach diesem ersten Sanatorium, auch »Judds Haus« genannt, baute die CIM noch ein Heim für Genesende, eine Schule für Missionarskinder, ein Krankenhaus und eine Apotheke – alle sehr viel komfortabler und besser ausgestattet als der erste Bau.

Timothy Richard war ein fähiger und zudem einflussreicher junger Baptist aus Wales. Er hatte sich bei der CIM beworben, doch dann hatten ihm verschiedene Leute geraten, doch lieber mit der Baptistischen Missionsgesellschaft auszureisen. So kam er 1870 im Alter von 25 Jahren nach China. Richard fand immer mehr Gefallen an dem Gedanken, das Reich Gottes hier auf der Erde zu errichten

und die Armen und Bedürftigen vor Tyrannei zu schützen. Er lebte in der nördlichen Provinz Shandong – zutiefst erschüttert und bewegt von der großen Hungersnot in den Jahren 1877 – 1879, die in Shanxi am schlimmsten gewütet hatte. Alles wollte er nun tun, damit China von den besten Errungenschaften und technischen Möglichkeiten des Westens Gebrauch machen konnte und ähnliche Katastrophen in Zukunft nicht mehr auftraten. Richard war fest davon überzeugt, Gott wirke auch durch andere Religionen – den Konfuzianismus, den Buddhismus oder den Taoismus. Würde man die Ähnlichkeiten mit dem Christentum in diesen Religionen besonders hervorheben, könnte man deren Anhänger vielleicht für den christlichen Glauben gewinnen – so seine Meinung. Auf diese Weise würde die ganze chinesische Gesellschaft auf längere Sicht einen tief gehenden christlichen Wandel erfahren. Er bewunderte die kultivierte chinesische Lebensart und brachte viel Zeit damit zu, die chinesischen Klassiker sowie die religiösen Schriften der Chinesen zu studieren. Besonders interessiert war er am Umgang mit gebildeten Chinesen. Und so ist es nicht erstaunlich, dass eine Universität in Shanxi gegründet wurde – was im Wesentlichen seinem Einfluss zu verdanken war. Dort wurde westliches Gedankengut in Verbindung mit chinesischer Geschichte und Kultur vermittelt.

Hudson Taylor war freilich der Ansicht, dass Richard »eine gute Theorie zu Tode brachte«, weil er nicht gern predigte, sondern lieber Traktate verteilte, in denen zwar über Gott, nicht aber über Christus gesprochen wurde. Sie sollten dem Evangelium behutsam den Weg bereiten.

Timothy Richard verfügte über eine bemerkenswerte Überzeugungskraft, und so gelang es ihm, einige CIM-Mitarbeiter für seine Ideen zu gewinnen; vor allem Leute, die in der Provinz Shanxi lebten. Der »Shanxi-Geist« wurde – leider! – zum gängigen Begriff, wenn es darum ging, den Verlust an evangelistischer Leidenschaft zu beschreiben, den Richards Denken nach sich zog. Ein CIM-Mitglied verlor seinen Glauben und musste abberufen werden; ein anderes wechselte zu einer anderen Missionsgesellschaft,

weil diese ein regelmäßiges Gehalt zahlte. Drei oder vier Missionare verließen unter Richards Einfluss die CIM, fanden allerdings später zu ihren früheren Überzeugungen zurück. Richard selbst trat aus der Baptistischen Missionsgesellschaft aus, arbeitete aber noch fast 40 Jahre in China.

Taylor erkannte in den negativen Auswirkungen auf die CIM nicht unbedingt Richards Fehler, sondern eher die »unvermeidlichen Folgen, die sich ergeben, wenn ein starker Charakter auf Schwächere Einfluss nimmt«.

38 Hudson Taylor wird berühmt

Hudson Taylor war zutiefst davon überzeugt, dass die chinesischen Frauen bei der Erziehung der nächsten Generation und deren religiöser Prägung eine wichtigere Rolle spielten als die Männer. Und diese Frauen ließen sich wiederum am besten durch christliche Frauen erreichen. Also schrieb Hudson 1879 in *China's Millions*: »Möge der Herr die Zahl der weiblichen Mitarbeiter in China verzehnfachen!« In ebendiesem Jahr war Jennie eine der ersten westlichen Frauen gewesen, die tief in den Norden Chinas vordrangen, um die Liebe Christi denen zu verkündigen, die unter den Folgen der Hungersnot in Shanxi litten.

Wo der Jangtse und der Han (Han Jiang) ineinanderfließen, liegt die Stadt Wuhan. Bereits seit Jahren hatte Hudson geplant, dieses Gebiet als Ausgangsbasis für einen weiteren Vorstoß ins Landesinnere zu nutzen. Im Februar reiste er also nach Wuhan, um eine Gruppe von Missionarinnen – darunter auch unverheiratete – für Pionierreisen in die westlichen Provinzen vorzubereiten. Andere Missionsgesellschaften bezeichneten es als pure Unvernunft, unverheiratete Frauen in den Missionsdienst zu schicken. Deswegen hielt Hudson seine Pläne vorerst geheim.

Zwei der unverheirateten Frauen schienen für das Vorhaben besonders gut geeignet zu sein: Die eine war Jane Kidd, die Taylor als »verspielt wie eine junge Katze« charakterisierte. Doch bereits nach einem Jahr in China konnte sie lebhafte Gespräche auf Chinesisch führen. Sie sollte mit der Witwe Ellen McCarthy nach Guiyang in der Provinz Guizhou reisen, um dort mit George Clarke und seiner Frau zusammenzuarbeiten. Frederick Baller würde sie dorthin begleiten. Die andere Missionarin, die unverheiratet war, war Miss Fausset. Sie sollte sich George und Emily King in Hanzhong anschließen.

Taylor blieb eine Woche lang bei den künftigen Pioniermissionarinnen, um sie auf ihre Aufgabe vorzubereiten. Er hielt täglich Bibelstunden, betete mit ihnen und gab ihnen praktische Hinweise für den Umgang mit der chinesischen Bevölkerung.

Jane Kidd, Ellen McCarthy und Fred Baller reisten mit einem Hausboot, dessen Kapitän Christ war. Als sie an der Mündung zum Dongtingsee Anker warfen, kamen viele Menschen an Bord. Die chinesischen Frauen strichen über Janes und Ellens Hände und Wangen. »Wie schön ihr seid«, sagten sie bewundernd.

Nach einer achtwöchigen Reise kamen sie im April 1880 in Guiyang an. Und damit war Jane Kidd die erste alleinstehende Frau aus dem Westen, die eine der entlegenen westlichen Provinzen Chinas betrat.

In Wuhan musste Taylor nun entscheiden, wer Miss Fausset begleiten würde. Elizabeth Wilson, eine 50-jährige Frau, die seit vier Jahren in China lebte, sollte eine der Reisegefährtinnen sein. Mit ihrem schon leicht ergrauten Haar war sie für die Chinesen eine Respektsperson. Doch Taylor meinte, auf einen männlichen Begleiter nicht verzichten zu können. Aber alle dafür infrage kommenden Missionare und chinesischen Christen waren mit anderen wichtigen Aufgaben beschäftigt – außer vielleicht Huang Kezhong, der Lepra im fortgeschrittenen Stadium hatte und durch die Predigten von Charles Judd Christ geworden war.

Huang und Taylor machten sich auf den Weg, um ein Boot zu mieten. Sie verbrachten die Nacht in derselben Kajüte auf dem Boot, und am Morgen packte Hudson den Missionaren Essenspakete für die Reise. Als die beiden Missionarinnen zu ihnen stießen, beschwerte sich Miss Fausset. »Huangs Bettzeug stinkt«, sagte sie. »Und dieses Pflanzenöl verdirbt den guten Fleischgeschmack.«

Taylor sorgte also dafür, dass Huangs Bettzeug gegen eine neue »pugai« ausgetauscht wurde. Er reiste noch ein paar Stunden mit der Gruppe, dann ging er für kurze Zeit von Bord.

Als er zurückkam, brachte er einen Korb Süßkartoffeln sowie Eier und Fett mit, um das schlechte Pflanzenöl zu ersetzen.

Anschließend reiste Taylor mit seinem kleinen Boot nach Wuhan zurück.

Miss Fausset, Elizabeth Wilson und Huang reisten etwa 1600 Kilometer den Han hinauf, passierten die Stromschnellen und kamen nach fast drei Monaten in Hanzhong an. Huang war ihnen ein hervorragender Begleiter gewesen. Er hatte nicht nur bei jedem Halt die Frauen und Mädchen aus den umliegenden Orten eingeladen, damit sie von den beiden Missionarinnen das Evangelium hören konnten, sondern hatte auch selbst mit großem Eifer von Jesus erzählt.

Abgesehen von ein paar unbedeutenden Zwischenfällen hatten Jane Kidd, Ellen McCarthy, Elizabeth Wilson und Miss Fausset diese erstaunlich langen Pionierreisen tief ins Landesinnere unbeschadet überstanden. Und – sie hatten sich als überaus mutig erwiesen.

Im Juli 1881 starb Hudsons Mutter, im August Jennies. Jennie entschloss sich aus diesem Anlass zur Heimreise, damit sie sich um die anstehenden Familienangelegenheiten kümmern konnte. Doch noch während ihrer Rückreise starb auch Hudsons Vater. Nun begann für das Paar eine lange und schmerzliche Trennungszeit, in der sie nur durch Briefe Kontakt halten konnten. Diese waren allerdings mehr als liebevoll und ausführlich.

Im November traf sich Taylor in Wuhan mit einer kleinen Gruppe von CIM-Missionaren, um mit ihnen über die zukünftige Arbeit in China nachzudenken. An einem dieser Tage gingen Taylor und A. G. Parrott, der schon bald sein Sekretär werden sollte, auf einem Hügel vor der Stadt spazieren und unterhielten sich über ihre Arbeit. Zu dieser Zeit hatte die CIM bereits 96 Missionare (einschließlich der Ehefrauen), die mit etwa 100 chinesischen Mitarbeitern in 70 Missionsstationen arbeiteten. Außerdem war die CIM für mehr als 100 chinesische Kinder verantwortlich, die ihre Schulen besuchten. Dennoch meinte Taylor, dass angesichts der vielen noch unerledigten Aufgaben ein weiteres Wachstum der CIM unaufschiebbar sei.

Die beiden überlegten, wie viele Leute wohl noch gebraucht würden. Für 50 oder 60 gäbe es von vornherein genügend Arbeit. Plötzlich fielen Taylor die Worte aus Lukas 10,1 ein: »Danach aber bestellte der Herr auch siebzig andere [Jünger] …« Nein! Um 70 konnten sie denn wohl doch nicht bitten! Es hatte schon in diesem Jahr sehr viel weniger Spenden gegeben. Während sie sich so unterhielten, stieß Parrott mit dem Fuß an einen Gegenstand, der im Gras lag. Er bückte sich und rief überrascht aus: »Sehen Sie sich das einmal an!« Parrott hielt eine Schnur in der Hand, an der – wie sie später feststellten – 100 Münzen hingen. »Wenn wir hier auf die Hügel gekommen sind, nur um das zu finden, dann wird uns Gott auch das Geld geben, das wir für alle weitere Arbeit brauchen.«

Am Sonntag saßen sie mit noch zwei anderen Missionaren beim Tee. Und hier versprachen sie einander, so lange um 70 weitere Mitarbeiter zu beten, bis dieses Anliegen Wahrheit geworden war. Am Montagabend dann, als sie mit allen Missionaren in Wuhan zum Gebetstreffen versammelt waren, bat Taylor Gott um die 70 Mitarbeiter. »Ich bin mir sicher, dass er heute Abend das Gebet des Glaubens gesprochen hat«, schrieb Parrott über diesen Abend. »Er rechnet ganz fest damit, erhört zu werden.« Und in der Tat! Taylor war bereits dabei, einen Plan zu entwerfen, wie 42 Männer und 28 Frauen auf die einzelnen Provinzen und Städte verteilt werden könnten.

»Können wir uns nicht noch einmal treffen«, schlug jemand vor, »um Gott zu danken, wenn der letzte dieser 70 Mitarbeiter in China angekommen ist?«

»Bis dahin werden wir im ganzen Land verstreut leben. Warum nicht schon jetzt Gott loben und für diese Neuen im Voraus danken?«

Taylor versprach den Mitarbeitern, nach London in die Pyrland Road zu telegrafieren, dass sie 70 neue Missionare finden und aussenden sollten. Die in China lebenden Mitarbeiter sollten inzwischen weiter dafür beten.

Im Januar 1882 verfasste Taylor einen Aufruf an alle Gemeinden in der Heimat, den 77 Mitarbeiter der Mission in China unterzeichneten. »Überall gehen Menschen für immer verloren«, hieß es darin, »weil sie nichts vom Evangelium wissen. Jede Stunde werden mehr als eintausend von ihnen dem Tod und der Finsternis preisgegeben … Können wir dem tatenlos zusehen, ohne uns schuldig zu machen?«

In dem Aufruf schilderte Hudson, wo bei den anderen Missionsgesellschaften noch Mitarbeiter gebraucht wurden, dann ging er ausführlich auf die Situation der CIM ein. Um den Unterhalt brauche sich niemand Sorgen zu machen, schrieb er, solange die Mission das Reich Gottes an die erste Stelle setze. Dann aber folgte ein warnendes Wort an die künftigen Bewerber. »Romantische Gefühle genügen nicht. Sie werden bei der harten Arbeit und den vielen Unannehmlichkeiten und Prüfungen des Dienstes im Inland schnell erkalten, und sie sind nicht viel wert, wenn man krank wird oder das ganze Geld ausgegeben ist. In solchen Situationen gibt allein der Glaube Freude und Ruhe.« Doch Taylor hatte auch ein Wort der Ermutigung. »Wir selbst haben erlebt, wie treu Gott ist und wie er uns segnet, wenn wir uns von ihm abhängig wissen. Er hat immer für uns gesorgt und wird es auch jetzt tun … Er macht uns glücklich im Dienst für ihn, und alle unter uns, die Kinder haben, können sich nichts Besseres für sie wünschen, als dass sie denselben Weg gehen und dieselbe Freude erfahren, wenn es Gottes Wille ist.«

Doch das Jahr 1882 war kein Jahr der Ermutigung. Nichts deutete darauf hin, dass die unzähligen Gebete um die 70 neuen Missionare bald erhört werden würden. Es gingen kaum Spenden ein, und nur 11 neue Missionare, acht Frauen und drei Männer, kamen nach China. Einige Mitarbeiter zogen sich aus dem Missionsdienst zurück, und an etlichen Stationen schien die Arbeit eher zurückzugehen, als Fortschritte zu machen. Niedergeschlagen registrierte Taylor diese Entwicklung. Doch immerhin konnte er Jennie be-

richten, dass es ihm gesundheitlich noch nie so gut gegangen sei. Er bat sie, mit ihm um Männer zu beten, die geistliche Vollmacht und die nötigen Fähigkeiten besaßen, um Leitungsaufgaben zu übernehmen.

Im Juni predigte Taylor auf der CIM-Konferenz in Anqing am Nordufer des Jangtse. Sein Thema: das Hohelied Salomos. Vor 25 Jahren hatte er dieses alttestamentliche Buch lieb gewonnen – in der schwierigen Zeit vor der Heirat mit Maria. Und so kam es, dass kaum jemand, der an der Anqing-Konferenz teilnahm, diese Predigt Hudsons vergaß. Einige der Delegierten verbrachten mehrere Nächte im Gebet, und jeder legte einen Tag des Fastens und Betens ein. »Der Heilige Geist schien uns heute Morgen so reich zu beschenken«, schrieb Taylor, »dass manche von uns meinten, diesen Reichtum nicht mehr ertragen zu können.«

Inzwischen waren es schon über 14 Monate, dass er und Jennie getrennt waren. »Hoffentlich, hoffentlich wird es nicht mehr lange dauern, bis wir uns wiedersehen werden«, schrieb er ihr. Und noch etwas versprach er: »Es wird nie wieder eine so lange Trennung geben.«

Von Shanghai aus berichtete er seiner Frau, dass sich viele freuten, wenn er bei Versammlungen sprach. Aber – so fragte er dann – ob alle diese Menschen wohl ahnten, was das ihn und Jennie kostet? »Freilich – ist das, was uns wenig kostet, etwas wert im Dienst für Christus?«, fragte er am Schluss seiner Überlegungen.

In den letzten Monaten des Jahres 1882 hatten die Spenden nicht mehr ausgereicht, um die hohen Kosten der Missionsarbeit zu decken.

»Lieber Vater, wir wissen, dass du Gefallen daran hast, deinen Kindern eine Freude zu bereiten«, betete jemand am 1. Februar 1883 bei den täglichen Gebetstreffen in Chefoo. »Bitte bewege doch einen deiner wohlhabenden Diener dazu, großzügig zu geben, damit auch andere dazu ermutigt werden.«

Ein paar Tage später reiste Taylor nach England ab. In Aden erfuhr er: Am 2. Februar war bei Benjamin Broomhall in der Pyrland Road eine Spende über 3000 Pfund für die Arbeit in China eingegangen.

Ostern 1883 fuhr Jennie nach Paris, um ihren heimkommenden Mann abzuholen. Etwa 17 Monate waren sie getrennt gewesen. Wunderschönes Frühlingswetter herrschte, und Hudson erinnerte sich: »Als wir nebeneinander in der Droschke saßen, konnten wir nichts sagen. Und dabei gab es doch so viel, was wir uns zu erzählen hatten. Ich konnte nur ihre Hand nehmen und still sein – die Freude war zu groß für Worte.«

In England angekommen, erfuhr Taylor es jeden Tag aufs Neue, dass die CIM inzwischen einen außerordentlich guten Ruf besaß. Das war zum Teil der hervorragenden Öffentlichkeitsarbeit Benjamin Broomhalls zu verdanken, aber die Arbeit der CIM sprach auch für sich. Pioniermissionare, darunter eben auch Frauen, hatten sich in fast alle Provinzen im Inland Chinas hineingewagt, und alle wurden ganz offensichtlich von Gott versorgt, auch wenn keine Spendenaufrufe ergingen. John McCarthy hatte China von Wuhan im Osten bis nach Birma im Westen durchwandert, und John Stevenson war mit Henry Soltau in der entgegengesetzten Richtung von Bhamo[81] bis zum Jangtse marschiert, um dann mit dem Boot nach Shanghai zu fahren – rund 3000 Kilometer in 86 Tagen. Damit waren sie die ersten Europäer, die China von Westen nach Osten durchquert hatten.

Diese erstaunlichen Fußmärsche waren der Anfang einer systematischen »Eroberung« des Landes durch die CIM. Im Laufe der Jahre besuchten Missionare jede wichtige Stadt. Sie sammelten überall Informationen, die für die zukünftige Arbeit von Bedeutung sein könnten. Unterwegs verteilten sie Bibelteile und Traktate, predigten vor Menschenmengen, die sich spontan versammelten.

81 A. d. H.: Stadt im Norden von Myanmar (früher Burma bzw. Birma), die sich in der Nähe der Grenze zu China befindet.

Aus ganz Großbritannien erhielt Hudson Taylor Einladungen. Man forderte ihn auf, über die CIM zu sprechen und von den Abenteuern der Pioniermission zu erzählen. Überall war hier inzwischen sein Name bekannt.

»Falls Sie noch nicht tot sind«, schrieb ihm ein Kind, »dann möchte ich Ihnen das Geld schicken, das ich gespart habe, um den kleinen Jungen und Mädchen in China zu helfen, damit sie Jesus lieb gewinnen.«

»Würden Sie mir die Ehre erweisen«, hieß es in einem anderen Brief von Canon Wilberforce aus Southampton, »in meinem Haus vor etwa 60 Leuten eine Bibelarbeit zu halten und bei uns zu übernachten? Bitte tun Sie uns den Gefallen im Namen unseres Herrn.«

»Bitte predigen Sie für mich im ›Tabernacle‹«, bat Spurgeon. »Ich unterstütze Ihre wunderbare Arbeit immer noch von ganzem Herzen«, schrieb William Berger aus Südfrankreich und legte einen Scheck über 500 Pfund bei. »Mit großer Freude bete ich mit Ihnen zusammen um 70 weitere Arbeiter – doch belassen Sie es nicht bei diesen 70 Mitarbeitern!«

An einem warmen Abend im Juni 1883 versammelten sich 12 junge Männer in einem Klassenzimmer in Gloucester um Hudson Taylor. Er erzählte ihnen von der Zeit, als er Medizin studiert und sich auf die Arbeit in China vorbereitet hatte. »Es kam mir vor, als hätte ich noch nie irgendetwas für Christus aufgegeben«, erinnerte sich später einer von ihnen, »als hätte ich nie gelernt, dem Herrn zu vertrauen. … Ich war so erschüttert, dass ich Mr Taylor bitten musste aufzuhören. Es brach mir fast das Herz.« Drei dieser 12 Männer gingen später nach China.

In Salisbury ging die Frau eines der Männer, der eine Konferenz mit Taylor vorbereitet hatte, zu der Veranstaltung. Aus Pflichtbewusstsein und in der Gewissheit, einen langweiligen Abend vor sich zu haben. »Als aber Mr Taylor zu sprechen begann«, berichtete sie danach, »kam eine große Ruhe und Stille über mich. Mir wurde ganz neu bewusst, dass Gott gekommen war, um unsere mensch-

liche Not zu lindern. Es war, als würde in meinem Innern eine Quelle aufbrechen. Ich fing an zu begreifen, was Hingabe wirklich bedeutet. Und als ich mich Gott neu zur Verfügung stellte, wurde mein Leben mit neuer Hoffnung, mit Licht und Freude erfüllt – und seitdem fließt dieser Strom unaufhörlich.«

Die Menschen, die Taylor zuhörten, registrierten sehr genau, dass er nie um Spenden bat und dass er niemals abwertend über andere Missionsgesellschaften sprach. Bei der Konferenz in Salisbury war ein Mr Canon Thwaites zutiefst davon beeindruckt, wie sich bei Hudson Taylors Ansprachen Demut und Vollmacht miteinander verbanden – »eine Kraft des Heiligen Geistes, die intensiv, ja, fast Ehrfurcht gebietend war«. Die Konferenz endete mit einer Gebetsversammlung, in der alle Gott lobten. Und obwohl die CIM mit keinem Wort erwähnt worden war, gab es unter den Teilnehmern Menschen, die ihr Leben dem Missionsdienst in China weihten. Es gab keine Kollekte, und doch »leerten die Leute ihre Brieftaschen, nahmen ihren Schmuck ab, gaben ihre Uhren, Halsketten, Ringe und vieles mehr«.

Neben seinen zahlreichen Vortragsreisen musste Hudson innerhalb von zehn Monaten in den Jahren 1883 und 1884 fast 2600 Briefe beantworten. In zwei großen Notizbüchern wurden sie alle genauestens aufgelistet: wann sie eintrafen, wann sie beantwortet wurden, was in ihnen stand. Sicher gab es noch viele Briefe, die aber – weil weniger offiziell – nicht auf dieser Liste vermerkt waren. Bald schon hätte Hudson einen Privatsekretär brauchen können. Und ob dieser die derartige Arbeit bewältigt hätte, blieb noch sehr die Frage.

Taylor machte sich Gedanken um die Verwaltung der Mission in China. Die sich bietenden Möglichkeiten besprach er mit den Mitgliedern des Londoner Rates. Dann schrieb er im August 1883 einen Brief an alle Mitglieder der CIM, in dem er vorschlug: So wie es für die Organisation der Mission in England den Londoner Rat zur Unterstützung des Direktors gab, so sollte auch in China ein Rat ins Leben gerufen werden, der Hudson Taylor oder sei-

nem Nachfolger helfend zur Seite stand. Mitglieder dieses Rates würden die Leiter der einzelnen Distrikte sein, die wiederum von den Distrikträten der Missionare unterstützt wurden. All das sollte gewährleisten, dass die Probleme, die an einem Ort auftraten, schnell gelöst wurden. Außerdem konnte Taylor so regelmäßig Kontakt zu den erfahrensten Missionaren aufnehmen, die Arbeit besser überblicken und sehen, wo eine Weiterentwicklung möglich war. Der Brief schloss mit den Worten: »Ich würde mich freuen, von Ihnen zu hören, was Sie von diesem Vorschlag halten und ob Sie ihn akzeptieren könnten.«

Im Jahr 1883 reisten 20 neue Missionare nach China aus; 1884 waren es 46. Die Gebete um 70 neue Mitarbeiter waren überreich erhört worden.[82]

82 A. d. H.: Dazu kommen die oben erwähnten elf, sodass es für die betreffenden Jahre 77 neue Missionare waren.

39 Um einiges besser als Kricket

Hudson und Jennie fürchteten sich vor einer neuen Trennung. Und doch kam sie – im Januar 1885. Hudson wurde in China gebraucht. Tränenreich winkten ihm Jennie und die Kinder hinterher, als er mit der Droschke fortfuhr. Im Haus tröstete Amelia Broomhall ihre Schwägerin, aber dann mussten alle wieder an die Arbeit. Sie hatten noch die letzten Vorbereitungen für die Ausreise einiger fertig ausgebildeter junger Männer zu treffen.

Es ging um die »Sieben von Cambridge«. Sie hatten schon auf verschiedenen Versammlungen in England und Schottland gesprochen. Am 2. Februar schließlich hielten sie auch in Cambridge einen Vortrag. Dicht an dicht drängten sich die Studenten der Universität und Einwohner der Stadt in der Guildhall. Als Erster sprach ein gut aussehender Cambridge-Absolvent, ein einstiger Kapitän der Bootsstaffel[83] vom Trinity College: Stanley Smith.

»Die Liebe Christi drängt uns, in die Welt hinauszugehen«, lautete seine Botschaft. »Wenn wir das Licht nicht weitergeben, wird unser Licht hier in England von den Mächten der Finsternis ausgelöscht werden.«

Dann stand ein großer und kräftiger Ruderer auf, Montagu Beauchamp, der Sohn eines Baronets. Nach ihm sprachen zwei Soldaten: Dixon Hoste von der Königlichen Militärakademie, der Sohn eines Generals, und Leutnant Cecil Polhill-Turner, der auf dem Eton College gewesen war und nun zur zweiten Dragonergarde gehörte. Ihm folgte ein weiterer Eton-Absolvent. Und dann kam C. T. Studd, wohl der berühmteste von allen, der seinerzeit

83 A. d. H.: Dies nimmt auf die jährlich auf der Themse in London ausgetragene Ruderbootregatta zwischen den beiden renommierten englischen Universitäten Oxford und Cambridge Bezug, die damals schon auf eine Tradition von mehreren Jahrzehnten zurückblicken konnte.

beste Kricketspieler Englands, der 1883 mit der »Ashes«-Trophäe aus Australien zurückgekommen war.

»Ich möchte mit Ihnen über meinen Herrn sprechen«, sagte Studd. »Ich habe viel Freude in meinem Leben gehabt und habe sehr viele von den schönen Dingen genossen, die unsere Welt zu bieten hat. Deswegen kann ich Ihnen auch versichern, dass diese Vergnügungen nichts sind im Vergleich zu der Freude, die ich jetzt besitze. Ich habe das Kricketspiel geliebt wie wohl kaum ein anderer. Doch als Jesus in mein Herz kam, hatte ich etwas unendlich Besseres gefunden. Von nun an bestimmte nicht mehr Kricket mein Leben. Ich wollte Seelen gewinnen, um ihm zu dienen und ihm zu gefallen.«

Arthur Polhill-Turner, Cecils Bruder, war wie Studds Vater durch die Predigten des amerikanischen Evangelisten D. L. Moody zum Glauben gekommen. Arthur war vermutlich der erste der »Sieben von Cambridge«, der schon 1882 davon gesprochen hatte, nach China zu gehen. Der siebte, William Cassels, war ordiniert worden und wollte anfangs mit der CMS ausreisen. Doch als er erfuhr, dass die Missionsgesellschaft nicht im Landesinneren Chinas arbeitete, bewarb er sich bei der CIM. Da aber mischte sich seine Mutter ein. »Seine sechs Brüder sind alle in die Mission gegangen«, sagte sie zu Taylor. »Bitte lassen Sie mir wenigstens William.«

»Die Wünsche der Eltern respektiere ich in jeder Beziehung«, sagte Taylor. »Ich werde William nicht ermutigen, wenn Sie dagegen sind.«

Schließlich überlegte es sich die Mutter doch anders und schrieb an Taylor, sie wolle »einem der besten Söhne keine schlechte Mutter sein«.

Die sieben neuen Missionare waren – von Dixon Hoste einmal abgesehen – alle in Cambridge gewesen. In einem Artikel des *Record*[84] beschäftigte sich ein Journalist mit der Frage, weshalb eine ganze Gruppe so bemerkenswerter Männer, die so viel aufgeben

84 A. d. H.: Name einer damaligen britischen Zeitung.

mussten, sich zur CIM hingezogen fühlte. Und er kam zu dem Schluss, es sei auf die »kompromisslose geistliche Haltung der Mission und auf ihr Programm zurückzuführen, das jeder Weltlichkeit eine Absage erteilt. Dies entsprach ganz der Gesinnung dieser Männer, die alles dem Herrn zu Füßen gelegt hatten«.

Die Veranstaltungen, mit denen die »Sieben von Cambridge« verabschiedet wurden, einschließlich einer sehr großen Versammlung in London, brachten der CIM viel Publicity ein. Das Ansehen der Missionsgesellschaft war jetzt überaus groß – ganz anders, als dies nach dem Yangzhou-Aufstand der Fall gewesen war.

Die sieben Männer verließen London am 5. Februar 1885 und kamen am 18. März in Shanghai an. Dort wurden sie von einem chinesisch aussehenden Herrn empfangen, den sie erst bei näherem Hinsehen als Hudson Taylor erkannten. Sofort stürzten sie sich auf ihre wichtigste Aufgabe: Chinesisch zu lernen. Und es dauerte gar nicht lange, da machten sie sich in chinesischer Kleidung auf den Weg ins Inland. Sie begannen ihre Reise den Han hinauf nach Hanzhong, das im Südwesten Shaanxis (Schensis) lag.

Vor allem C. T. Studd und die Polhill-Brüder stöhnten unter der Mühsal des Chinesisch-Lernens. Deswegen beteten sie, der Heilige Geist möge ihnen die Gabe des Chinesisch-Sprechens schenken. Gleich nach ihrer Ankunft in Hanzhong überredeten sie noch zwei Missionarinnen, dasselbe zu tun. Aber Taylor – als er davon hörte – war mit diesem Gebetsanliegen überhaupt nicht einverstanden: »Wie unendlich schlau sind doch die Schachzüge des Satans, mit denen er verhindern will, dass die Chinesen das Evangelium hören!«, schrieb er. Die neuen Missionare ließ er wissen: »Selbst wenn ich die chinesische Sprache mit einem Wink meiner Hand in Ihr Gehirn einpflanzen könnte – ich würde es nicht tun.« Nach Taylors Ansicht war es nämlich unerhört wichtig, den langsamen Prozess des Sprachelernens zu durchlaufen, sich chinesischen Lehrern unterzuordnen sowie erfahrenen Evangelisten und Missionaren zuzuhören, denn das vermittelte nicht nur Sprachkenntnisse, sondern auch Weisheit!

Hudson Taylor hatte gehofft, vor dem Jahresende 1885 nach England zurückkehren zu können; warteten doch dort vielerlei Aufgaben auf ihn. Doch zunächst musste er mit der Einrichtung des China-Rates vorankommen, Leiter ernennen, einen Stellvertreter für sich finden und das geplante Ausbildungszentrum für das Studium der chinesischen Sprache aufbauen. Außerdem wollte er einen Teil der Arbeit im Inland näher in Augenschein nehmen, vor allem in der Provinz Shanxi.

Dann aber gab es eine Schwierigkeit nach der anderen. Hudson sah darin Angriffe des Satans, der seine – Hudsons – Englandreise verhindern wollte. Hudsons Vorschläge zur Umstrukturierung der Missionsarbeit stießen keineswegs überall auf helle Begeisterung. Bisher hatte zwischen den Missionaren und Taylor ein direkter, unmittelbarer Kontakt bestanden, was der ganzen Arbeit einen familiären Zuschnitt gegeben hatte. Aber jetzt? Also musste er nun gegen anfängliche Widerstände, auch gegen Missverständnisse ankämpfen.

Doch es gab auch Fortschritte. Taylor ernannte William Cooper zum Leiter für den Bezirk von Anqing und zum Pastor der dortigen Gemeinde. Dem sprachbegabten Frederick Baller übertrug er die Leitung eines Ausbildungszentrums für Missionare, ebenfalls in Anqing. James Meadows, der sich vor 23 Jahren als erster Missionar bei der CIM beworben hatte, war von nun an der Leiter der Arbeit in Zhejiang, der Küstenprovinz südlich von Shanghai. Und – was die wichtigste Neuerung war – John Stevenson wurde Taylors Stellvertreter.

John Whiteford Stevenson war der Sohn eines schottischen Gutsherrn aus Thriepwood, Renfrewshire. Einige Monate vor dem »Lammermuir«-Team war er im Februar 1866 nach China gereist. Er war ein Mann, den man nicht übersah; groß und breitschultrig, wenn auch von eher zurückhaltendem Wesen. »Hart arbeiten und keinen Tag verschwenden« – so lautete seine Devise. In Ningbo, Shaoxing und Birma hatte er Bemerkenswertes geleistet, u. a. auch bei jenem fast schon legendären Fußmarsch durch China.

Hudson Taylor benachrichtigte alle Mitarbeiter der Mission, dass von nun an Stevenson als sein – Taylors – Stellvertreter arbeiten würde. Er sollte dorthin reisen, wohin Taylor – aus welchen Gründen auch immer – selbst nicht gehen konnte, ihn in seiner Abwesenheit vertreten und Fragen beantworten, die ihm von den Leitern der Bezirke vorgelegt wurden und eine sofortige Antwort erforderten. Bis 1916 blieb Stevenson stellvertretender Direktor der CIM.

Seit einiger Zeit dachten Taylor und sein Team darüber nach, eine neue Zentrale der CIM in Shanghai zu errichten. Ein Grundstück in der Wusong-Straße schien dafür bestens geeignet. Aber weder Taylor noch einer seiner Leute hatten Geld dafür. Im Sommer 1886 betete Hudson bei einem Gebetstreffen um die entsprechende Geldsumme. Am Nachmittag desselben Tages traf der 28-jährige Geschäftsmann Archibald Orr Ewing, ein Freund Stevensons, aus Glasgow ein und bot 1500 Pfund zur Unterstützung an. Taylor unterschrieb den Kaufvertrag für das Land, das knapp 2500 Pfund kostete.

Doch auch für die fehlenden 1000 Pfund war gesorgt. Orr Ewing war von der Arbeit der CIM in China so beeindruckt, dass er der Mission beitrat, sein Geschäft in Schottland aufgab, die vollen Kosten für den Kauf des Grundstücks und sogar noch für die zahlreichen darauf befindlichen Gebäude übernahm.

Taylor war noch nie in der Provinz Shanxi gewesen, die so sehr unter der Hungersnot von 1876 und der Folgejahre gelitten hatte. Jennie hatte in dieser Region für die CIM eine hervorragende Pionierarbeit unter Waisenkindern begonnen. Die Provinz war fast so groß wie England und Wales zusammen, und nach der Hungersnot lebten dort noch neun Millionen Menschen. Zu denen, die Gott in diesem Gebiet dienten, gehörte auch William Cassels, der zu den »Sieben von Cambridge« gehörte. Wobei Taylor hoffte, Cassels könne in der riesigen westlichen Provinz Sichuan ein Gebiet für die anglikanische Kirche »erobern«, diese dort fest etablieren.

Im Juni 1886, während einer großen Hitzeperiode, machte sich Taylor auf den Weg nach Shanxi. Sein ältester Sohn Herbert – inzwischen 25 Jahre alt – und Dr. Edwards[85] begleiteten ihn. Es war schwierig, etwas zu essen zu finden, und den beiden jungen Männern blieb nichts anderes übrig, als sich an Taylors fröhliche Einladung zu einem »Mitternachtsbrathuhn« zu gewöhnen, zu dem sie häufig geweckt werden mussten, weil sie vorher schon vor Erschöpfung eingeschlafen waren. Die meisten der in Shanxi lebenden Missionare, auch fünf von den »Sieben von Cambridge«, kamen in die Provinzhauptstadt Taiyuan, um sich mit Taylor zu treffen. Eine Woche lang waren sie beieinander, und später fasste Montagu Beauchamp Taylors Vorträge und Predigten in einem Buch zusammen, das den Titel *Days of Blessing*[86] trug.

»Wenn Gottes Gnade in meiner Seele triumphiert«, sagte Taylor auf dem Shanxi-Treffen, »und ich einem Chinesen ins Angesicht sagen kann: ›Gott kann dich retten, so wie du bist und wo immer du bist‹, dann habe ich Vollmacht. Wie sonst könnte ich einem Menschen helfen, der vom Opium abhängig ist? Wenn wir keine Durchbrüche erleben, dann liegt das oft daran, dass wir selbst nur halb gerettet sind. Wenn wir ganz gerettet sind und das auch bekennen, dann werden wir Ergebnisse sehen …

Alles, was menschlich ist, ist nur hilfreich, wenn es dazu dient, eine Seele zu Gott zu führen. Wenn unsere medizinische Arbeit die Menschen zu uns führt und wir sie dann mit dem Christus Gottes bekannt machen können, dann ist die medizinische Arbeit ein Segen. Aber die Predigt des Evangeliums durch medizinische Arbeit ersetzen zu wollen, ist ein schwerer Fehler. Wenn wir meinen, die Schule oder die Ausbildung könne die Herzen der Menschen verändern, obwohl dies doch nur durch geistliche Kraft geschehen kann, dann ist das ebenfalls ein schwerer Fehler. Die

85 A. d. H.: Bei diesem sonst im Buch nicht erwähnten Missionar handelt es sich offensichtlich um Dr. E. H. Edwards, der als medizinisch Ausgebildeter im Missionsdienst tätig war.

86 Svw. *Tage des Segens*.

Annahme, die Menschen würden sich durch Erziehung statt durch eine Neuschöpfung und Wiedergeburt bekehren, ist völlig falsch. Unsere Hilfsmittel sollen bleiben, was sie sind – Mittel, durch die wir die Seele in Verbindung mit Christus bringen können. Dann dürfen wir dankbar dafür sein … In unseren Herzen soll es aber nichts Wichtigeres geben als das Evangelium, denn dieses Evangelium ist die Kraft Gottes, die zum Heil führt. Alles andere muss ihm dienen … Wir werden nie den Mut verlieren, wenn wir uns klarmachen, dass wir in Christus alles haben.«

Taylors nächstes Reiseziel war Hongtong. Dort fand eine größere Konferenz mit 300 chinesischen Christen und Missionaren statt. John Stevenson war vor Taylor angekommen und hatte einen chinesischen Christen kennengelernt, der einen tiefen Eindruck auf ihn machte und der in der Geschichte der CIM einmal eine wichtige Rolle spielen sollte.

Hsi[87] war ein konfuzianischer Gelehrter gewesen. Er hatte sich 1879 durch David Hill, einen Missionar der wesleyanischen Methodisten, bekehrt. Durch den Glauben an Christus kam Hsi von seiner Opiumabhängigkeit los. Seitdem hatte er mehrere Heimstätten geschaffen, in denen andere Abhängige Zuflucht finden konnten. Durch Gebet, Glauben sowie durch medizinische Behandlung wurden sie geheilt.

Fünf oder sechs Wochen lang reiste Stevenson mit Hsi durch China und besuchte die Häuser für Opiumsüchtige. Er hörte ihn predigen und beobachtete, wie er die chinesischen Christen betreute. »Ich war zutiefst beeindruckt«, erinnerte sich Stevenson. »Seine geistliche Haltung und sein Ernst, sein Gebet und sein Fasten, seine Zielstrebigkeit – für ihn gab es nur diese eine Sache auf der Welt – und seine praktischen Fähigkeiten als Leiter dieses Werkes waren mehr als bemerkenswert. Niemals zuvor hatte ich erlebt,

87 A. d. H.: Hsi (ca. 1836 – 1896), der dann zum Pastor berufen wurde, hieß offiziell *Xi Shengmo*.

dass jemand eine solche Wirkung auf andere Menschen hatte. Er war so stark, dass sich alle ihm gern unterordneten – und dabei doch so demütig. Vor allem fiel mir auf, wie vertrauensvoll die Leute zu ihm kamen und ihn um Rat fragten. Er musste die Lasten aller tragen, und doch war er immer bereit, zuzuhören und mit denen zu beten, die Hilfe brauchten.

Auch wie gut er die Bibel kannte und mit ihr umging, beeindruckte mich. Vor allem eine Predigt über die Versuchung Christi ist mir im Gedächtnis geblieben. In seiner Auslegung und im Licht seiner geistlichen Erfahrung schienen bekannte Texte plötzlich eine neue Bedeutung zu bekommen. Für ihn war Gott eine nicht anzuzweifelnde Realität. Zu jedem Zeitpunkt und in allen Dingen rechnete er mit ihm. Aber er rechnete auch mit dem Satan – und das in einem sehr realen Sinn. Manchmal hatte er mit dem Bösen so heftige Auseinandersetzungen, dass er tagelang fastete und betete. Sogar auf einer der Reisen hat er wegen einer schwierigen Frage, die geklärt werden musste, einen ganzen Tag gefastet. Fasten und Beten – das war seine nie versiegende Kraftquelle.«

Als Hudson schließlich in Hongtong ankam, war er von Hsi ebenso beeindruckt wie Stevenson. Er wollte dessen außergewöhnliche Begabung anerkennen, indem er ihm besondere Verantwortung als Pastor im Süden von Shanxi übertrug. Hsi zögerte zunächst, doch dann war er einverstanden.

Wie nicht anders zu erwarten, verbrachte er die drei Tage bis zum Ordinationsgottesdienst mit Fasten und Beten. Taylor lud alle Missionare aus den umliegenden Gebieten ein. Sie sollten mit ihm zusammen Hsi die Hände auflegen und darum beten, dass Gott ihn für die besondere Aufgabe, seine Herde zu hüten und für sie zu sorgen, gebrauche.

Anschließend reiste Montagu Beauchamp mit Taylor westwärts nach Hanzhong, das in der Nähe der Grenze zur Provinz Sichuan lag. Taylor ritt auf einem Maultier, ein zweites Tier trug das Gepäck, während Beauchamp lieber zu Fuß gehen wollte. Es war so heiß, dass sie fast nur bei Nacht reisen konnten und sich deshalb oft

verirrten. Manchmal schlief Beauchamp vor Erschöpfung sogar im Gehen ein.

Oft stand Beauchamp, der groß und athletisch gebaut war, bis zu den Hüften in einem reißenden Fluss. Dabei trug er Taylor auf seinen Schultern, während ein paar Chinesen die beiden links und rechts festhielten, damit sie nicht von der Strömung abgetrieben wurden. An einem Fluss standen Häuser, deren Bewohner ein gutes Geschäft damit machten, Reisende über den Fluss zu tragen.

»Der Fluss ist heute unpassierbar«, erklärten sie Taylor und Beauchamp. Sie fügten dann aber gleich hinzu: »Für eintausend in bar[88] tragen wir Sie hinüber.«

»Unerhört!«, empörte sich Beauchamp und watete ins Wasser, das bei sintflutartigen Regenfällen allerdings beängstigend schnell anstieg. Als die Chinesen sahen, dass die beiden Fremden sich nicht abschrecken ließen, gaben sie sich geschlagen. Eines allerdings war den beiden Missionaren klar: Eine halbe Stunde später wären sie nicht mehr hinübergekommen.

Am anderen Ufer befand sich ein kleines Dorf. Nicht einmal eine Gaststätte gab es dort. Weil sie bei dem heftigen Regen nicht weiterziehen konnten, suchten Taylor und Beauchamp Unterschlupf in einem Schweinestall. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als den rechtmäßigen Bewohner hinauszuwerfen. Sie liehen sich zwei Bänke, hängten die Türen aus, verwendeten die als Betten und wickelten sich in ihre Decken. So konnten sie einigermaßen trocken übernachten. Doch schon nach kurzer Zeit kam das Schwein beleidigt zurück, trat die provisorisch angebrachten Türen ein und machte es sich gemütlich. Wahrscheinlich hatte es noch nie eine Nacht in Gesellschaft eines Missionsdirektors und eines künftigen Sir Montagu Beauchamp[89] verbracht.

88 A. d. H.: Zu diesem Zeitpunkt existierten in China die traditionelle Kupfer- und die neuere Silberwährung nebeneinander. Erstere basierte auf dem Kupfer-*Käsch*, letztere auf dem *Tael*.

89 A. d. H.: Damit ist wohl gemeint, dass ihm – dem Angehörigen einer Familie aus dem niederen englischen Adel – Jahre später der Rang eines Baronets zuerkannt wurde, was durch den Namenszusatz »Sir« erkennbar ist.

Ein paar Tage später hörte Beauchamp Taylor singen und schnappte dabei die Worte auf: »Wir danken dir, Herr, für dieses Essen.«

»Wo in aller Welt ist denn Ihr Essen?«, wollte er verwundert wissen.

»Es kann nicht mehr weit entfernt sein«, erwiderte Taylor lächelnd. »Unser Vater weiß ja, dass wir hungrig sind, und ich denke, er wird uns bald unser Frühstück schicken. Dann müssen Sie noch warten und das Dankgebet sprechen, während ich sofort anfangen kann!« Und – wie konnte es auch anders sein – nach einer Minute trafen sie einen Mann, der gekochten Reis verkaufte!

Beauchamp erinnerte sich, dass er Taylor immer im Kerzenlicht die Bibel lesen sah, wenn er vor Tagesanbruch aufstand, um die Maulesel zu füttern. Auf langen Reisen betete Taylor im Liegen, denn allmählich fand er in seinem Alter das Knien zu anstrengend.

24 Tage dauerte die Reise. Dann kamen sie endlich in Hanzhong an. Taylor ging es vor allem um die medizinische Arbeit, die William Wilson seit vier Jahren hier leistete. Darüber hinaus besichtigte Taylor auch eine Schule, die von sechs unverheirateten Missionarinnen geleitet wurde. Und – sie sprachen über mögliche Strategien, um in die Provinz Sichuan vorzudringen. Denn dort sollte William Cassels mit anderen anglikanischen CIM-Mitarbeitern einen Wirkungsbereich der anglikanischen Kirche schaffen. Einen Tag verbrachten sie mit Gebet und Fasten – und noch vor Jahresende begannen die ersten CIM-Missionare ihre Arbeit in Ost-Sichuan.

Das letzte Treffen in Hanzhong fand an einem herrlichen Sommerabend im Hof des Hauses von William Wilson statt. Unter dem breiten Dachvorsprung der offenen chinesischen Eingangshalle verbreiteten die Lampen ihr schimmerndes Licht. Über ihnen wölbte sich der mit Millionen von Sternen übersäte Himmel.

»Wir lesen aus dem Philipperbrief, Kapitel drei«, begann Hudson Taylor. Beim Vorlesen betonte er besonders die Verse sieben und acht: »Aber was irgend mir Gewinn war, das habe ich um

Christi willen für Verlust geachtet; ja wahrlich, ich achte auch alles für Verlust wegen der Vortrefflichkeit der Erkenntnis Christi Jesu, meines Herrn, um dessentwillen ich alles eingebüßt habe und es für Dreck achte, damit ich Christus gewinne.«[90]

»Was wir für Christus aufgeben, das gewinnen wir«, betonte Taylor in seiner Ansprache, »und was wir ihm vorenthalten, das ist unser eigentlicher Verlust. Als ich hierher reiste, kam ich durch Hunderte von großen und kleinen Städten, in denen es, soweit ich weiß, keinen einzigen Christen gibt!«

»Wir sahen nicht mehr den, der da sprach«, erinnerte sich Wilson an diesen Abend, »wir hörten nur noch die Stimme des Heiligen Geistes. Es war eine Zeit des Sich-Demütigens und der Sündenbekenntnis. Fast jeder von uns war tief erschüttert. Hier saßen wir ganz gemütlich zusammen, dachten vielleicht, wir hätten das Gebot des Herrn erfüllt, und vergaßen praktisch, dass Hanzhong nicht die ganze Welt umfasste und dass die Menschen in den nahe gelegenen Dörfern vielleicht nie von Christus hören würden, wenn wir nicht zu ihnen gingen.«

90 A. d. H.: Kapitel 3,7-8.

40 Was Gott macht, das macht er schön

Drei Jahre waren vergangen, seit Taylor den »China-Rat« geplant hatte. Mitte November 1886 traf sich dieser Rat zum ersten Mal in Anqing. Taylor, John Stevenson und die Leiter der Provinzen wollten hier die Grundsätze und die praktischen Arbeitsmethoden der CIM, wie sie sich über all die Jahre entwickelt hatten, verbindlich festlegen, um damit den Missionaren und den künftigen Mitarbeitern eine Hilfestellung zu geben. Doch bevor sie an die Arbeit gingen, beteten und fasteten sie eine ganze Woche.

Alle Entscheidungen des China-Rates wurden später in dem »kleinen grauen Buch« *(Book of Arrangements)* veröffentlicht, das Taylor an alle Missionsstationen schickte. Darin wurde noch einmal darauf hingewiesen, dass der China-Rat und Taylor als Generaldirektor die Arbeit in China regeln sollten, so wie der Londoner Rat und Taylor für die Heimatangelegenheiten verantwortlich waren. Das Buch enthielt außerdem genaue Anweisungen für Missionare in der Probezeit, für den Schatzmeister, den Sekretär in China, die Leiter der Provinzen, für die älteren und jüngeren Missionare und für die Arbeit der Frauen. Weiter ging es um Kleidung, chinesische Bräuche; darum, wie sich anstößiges Verhalten vermeiden ließ, und um die juristische Absicherung im Umgang mit den Mandarinen. Ein von Stevenson und Fred Baller entworfener Chinesisch-Kurs wurde für das Ausbildungszentrum in Anqing empfohlen. Den Leitern empfahl Taylor in dem Buch: »Andere so zu leiten, wie es Gott gefällt, ist äußerst wichtig, denn das betrifft uns alle. Uns sollte es darum gehen zu helfen, nicht zu herrschen. Wir sollten vor falschen Wegen warnen und auf richtige Wege führen – und das nicht, damit wir als Leiter Lob ernten, sondern damit Gott geehrt wird und unser Dienst denen zugutekommt, für die wir verantwortlich sind. Eine solche Verantwortung führt uns immer

zum Kreuz … Doch wenn unser Herz wirklich liebt, dann werden wir dieses Kreuz tragen und Freiheit im Gehorsam finden.«

John Stevenson seinerseits erinnerte sich: »Uns allen eröffneten sich in jener Zeit neue Horizonte. Nichts erschien uns schwierig, nichts unmöglich.« Auf diesem ersten Treffen des China-Rates wurde noch ein weiterer wichtiger Meilenstein für die Geschichte der CIM gesetzt. Die Idee dafür ging scheinbar auf Stevenson zurück. Bereits im September 1886 hatte er in einem Brief an Jennie geschrieben: »Wir rechnen fest damit, dass 1887 mindestens 100 neue Mitarbeiter in China ankommen werden.« Taylor und einigen anderen Mitgliedern des China-Rates schien diese Hoffnung Stevensons zunächst allzu ehrgeizig. Doch bevor Taylor Anqing verließ, betete auch er mit den anderen um 100 neue Missionare für das Jahr 1887.

Gleich im Anschluss an das Treffen des Rates verbrachten Taylor und John Stevenson einige Tage damit, den Entwurf für das *Book of Arrangements* zu beenden und zu überarbeiten. Taylor diktierte seinem Sekretär dann alles in die Maschine – wie gewöhnlich auf und ab marschierend. Als er diktierte, »einhundert neue Missionare für das Jahr 1887«, blickte der Sekretär mit einem so ungläubigen Gesichtsausdruck auf, dass Stevenson diesen Ausdruck nie wieder vergaß. Er vergaß auch nicht, wie Taylor darauf reagierte: »Wenn Sie mir jetzt ein Foto vorweisen würden, das diese einhundert Missionare bei ihrer Ankunft in China zeigt, könnte ich auch nicht sicherer sein, als ich es jetzt bin.«

John Stevenson übermittelte eine Nachricht an alle Mitglieder der CIM: »Würden Sie bitte für die 100 neuen Missionare beten?« Dann telegrafierte er nach London: »Beten für 100 neue Missionare 1887.«

»100 neue Mitarbeiter aufzunehmen und auszusenden«, schrieb Hudson an Jennie, »wird uns nicht wenig Arbeit abverlangen. Doch der Herr wird uns Kraft geben. Wir werden viel Weisheit brauchen, doch der Herr wird uns führen. Haben wir nicht alles in ihm, was wir brauchen?«

Ein alter Missionar in Shanghai sagte damals zu Hudson Taylor: »Ich freue mich zu hören, dass Sie um große Verstärkung beten. Sie werden natürlich innerhalb eines Jahres keine 100 Missionare bekommen, aber Sie werden mehr Leute erhalten, als es ohne Gebet möglich gewesen wäre.«

»Danke für Ihr Interesse«, erwiderte Hudson. »Wir freuen uns, dass unsere Gebete bereits erhört worden sind. Und ich bin sicher, Sie werden sich mitfreuen und den letzten der Einhundert in China willkommen heißen.«

Am 6. Januar 1887 reiste Taylor von Shanghai ab, und am 18. Februar kam er in London an. Freunde der CIM hatten von dem neuen Projekt gehört, und die Pyrland Road war bereits mit Einladungen aus ganz Großbritannien und Irland überflutet.

Doch wie so oft mussten Gebet und harte Arbeit Hand in Hand gehen, und Taylor übernahm den Großteil der Arbeit. Ein ganzes Jahr brachte er damit zu, durch Großbritannien und Irland zu reisen und in vielen Städten auf Versammlungen und Konferenzen zu sprechen. Hunderte von Briefen hat er damals geschrieben, manchmal 30 oder 40 an einem Tag, und ebenso viele Gespräche führte er mit Kandidaten, die seinem Aufruf gefolgt waren. Hinzu kam, dass sich der Widerstand des Londoner Rates gegen das *Book of Arrangements* noch immer nicht gelegt hatte und mit Stevenson die »chinesischen« Probleme und Konflikte gelöst werden mussten.

»Ich bin völlig ausgepumpt«, gestand er Stevenson eines Tages, »und manchmal bin ich in der Versuchung zu hoffen, dass meine Tage gezählt sind. Doch ich vertraue darauf: Er gibt dem Schwachen Kraft.«

Die ungewollte, gleichermaßen lange wie bittere Trennungszeit versuchten Hudson und Jennie mit vielen, vielen Briefen zu überbrücken. »Mein Herz bangt um Dich. Bitte, ruhe Dich aus – so oft es geht«, bat sie ihn. »Es lohnt nicht, sich totzuarbeiten – auch nicht für die Einhundert.«

»Hunderte von Menschen werden durch unsere Versammlungen gesegnet«, wandte er dagegen ein. »Es hat schon seinen Grund, dass wir so lange getrennt sind. Gestern habe ich mich bei dem Gedanken ertappt: ›Nächste Woche um diese Zeit bin ich auf dem Heimweg. Ich werde meine Jennie wiedersehen!‹ Da kannst Du einmal sehen, was passiert, wenn man zu viel Zeit zum Nachdenken hat.«

Am 21. Mai 1887 feierte Taylor seinen Geburtstag. 21 Jahre war es nun her, dass die »Lammermuir« losgesegelt war. Und seit 1865 gab es die CIM! Bei der Jubiläumsveranstaltung spendete einer der Teilnehmer 1000 Pfund – nur eine der vielen Gaben, die dazu beitrugen, die Kosten für die Einhundert zu decken.

An diesem Tag begann Taylor seine Ansprache mit den Worten eines schwarzen Evangelisten: »Was Gott macht, das macht er schön!«

»Der Herr ist immer treu«, wandte sich Hudson an seine Zuhörer. »Die Leute beten: ›Herr, mehre unseren Glauben!‹ Doch hat unser Herr seine Jünger nicht gerade für dieses Gebet getadelt? Er sagte ihnen: *Nicht einen großen Glauben braucht ihr, sondern den Glauben an einen großen Gott. Auch wenn euer Glaube klein wie ein Senfkorn ist, so kann er doch Berge versetzen.* Wir brauchen einen Glauben, der sich auf einen großen Gott verlässt, der erwartet, dass Gott zu seinem Wort steht und erfüllt, was er verheißen hat.

In diesem Jahr haben wir um 100 neue Mitarbeiter gebetet. Und wir haben uns dabei auf die Zusage verlassen: ›Um was irgend ihr bitten werdet in meinem Namen, das werde ich tun, damit der Vater verherrlicht werde in dem Sohn.‹[91] Deshalb konnten wir – als wir im November dafür zu beten begannen – ganz sicher sein, dass unser Anliegen erfüllt wird; sicherer, als hätte mein Schwager, Mr Broomhall, uns schon eine gedruckte Liste mit allen 100 Kandidaten geschickt. Vor dieser ganzen Aktion haben wir einige Tage

91 A. d. H.: Johannes 14,13.

mit Fasten und Gebet verbracht. Wir haben die Sache also richtig begonnen – mit Gott! Darum sind wir sicher, dass wir sie auch richtig beenden werden. 31 von den Einhundert sind bereits in China. Und darüber sind wir glücklich! Eine noch größere Freude ist es freilich für uns zu wissen, dass mehr als 100 unserer Mitarbeiter in China an jedem Tag dafür beten, Gott möge alle Einhundert aussenden.

Und mit den Einhundert meinen wir Gottes ›schöne‹ Einhundert. Vielleicht erhört er unser Gebet ›über alle Maßen‹, indem er uns mehr als 100 schickt. Vielleicht aber erweckt er auch andere Mitglieder unserer Kirche, sodass viele Hunderte ausreisen. Was mir noch lieber wäre! Oder er lässt in der gesamten Christenheit einen neuen missionarischen Eifer aufbrechen und segnet die ganze Welt dadurch. Natürlich weiß ich nichts genau. Aber ich hoffe inständig, dass er das Gebet in jeder Weise erhört. Auf jeden Fall wird er es ›schön‹ machen.

Liebe Freunde, ich möchte, dass Sie diesen Grundsatz des Zusammenarbeitens mit Gott erkennen und Gott um alles bitten. Wenn unsere Arbeit in diesem Sinne dem Gebot Gottes entspricht, dann können wir voller Vertrauen zu ihm gehen und ihn um Mitarbeiter bitten. Und wenn Gott die Mitarbeiter schenkt, dann können wir ihn auch um die Mittel bitten, die wir zur Versorgung dieser Mitarbeiter brauchen. Wir nehmen jeden Kandidaten, den wir für geeignet halten – ganz gleich, ob wir die Mittel dazu haben oder nicht. ›Lieber Freund‹, werden wir dann sagen, ›deine erste Aufgabe besteht darin, mit uns um Geld zu beten, damit wir dich nach China aussenden können.‹

Sobald ausreichend Geld da ist und die Jahreszeit und alle anderen Umstände günstig sind, fährt unser Freund nach China. Ich meine: Wir warten nicht so lange, bis wir eine Quittung in der Hand haben, die wir ihm geben können, wenn er dort ist. Der Herr wird in der Zwischenzeit schon für ihn sorgen, und das Geld wird rechtzeitig nach China geschickt, damit er davon leben kann … Achten wir also vor allem darauf, dass wir Gott nicht aus dem Blick ver-

lieren; dass wir auf seinen Wegen gehen; dass wir ihm zu gefallen suchen und ihm in großen wie in kleinen Dingen die Ehre geben. Verlassen Sie sich darauf: Gottes Werk, getan auf Gottes Weise, wird niemals der Fürsorge Gottes ermangeln …

Und nun, wenn dieser Grundsatz stimmt, dass wir alles zu Gott bringen und alles von ihm annehmen sollen – und unsere Erfahrung in der China-Inland-Mission beweist, dass er stimmt –, sollten wir dies dann nicht viel mehr in unserem täglichen Leben umsetzen? Der Herr möchte, dass sein Volk unbeschwert ist, dass es alles hat, was es braucht, dass es stark, gesund[92] und glücklich ist … Sollen wir uns nicht fest dazu entschließen, uns *um nichts zu sorgen, sondern in allen Dingen unsere Anliegen in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kundwerden zu lassen*[93], all die Dinge im Gebet vor Gott zu bringen, die uns zur Last werden und uns Angst einjagen, und dann in seinem vollkommenen Frieden zu leben?

Seit der Herr mir gezeigt hat, dass es seine Arbeit ist und nicht die meine, kenne ich keine Sorgen mehr. Wenn ich mit ihm im Licht wandle, spüre ich keine Lasten mehr.«

Was bewirkte diese Ansprache? Aus Irland schrieb ein Freund an Taylor: »Ich habe mit drei Leuten gesprochen, die alle Christen sind und die bei Ihren Veranstaltungen anscheinend eine neue Erkenntnis gewonnen haben: dass Gott wirklich meint, was er sagt, wenn er uns seine Verheißungen gibt.«

Jeden Tag las Taylor in der Stille des Morgens seine Bibel. Nachmittags und abends gab er dann bei seinen vielen Veranstaltungen das weiter, was Gott ihm gezeigt hatte. Manchmal legte er einen ganzen Bibelabschnitt aus, manchmal nur einen Vers oder auch nur einen Satz.

In dem Bericht über eine Veranstaltung, die in der Nähe von Glasgow stattgefunden hatte und von 1500 Menschen

92 A. d. H.: Dies gilt in jedem Fall in geistlicher Hinsicht.
93 A. d. H.: Er nimmt hier auf Philipper 4,6 Bezug.

besucht worden war, schrieb Taylors Sekretär: »Es war eine machtvolle Botschaft gestern Abend. Viele der Zuhörer waren zutiefst betroffen, doch Gott richtete sie wieder auf. Nach einer bewegenden Auslegung von Zephanja 3 sprach Mr Taylor ganz einfach und klar zu den Herzen über das Thema ›Gott vertrauen‹. Er beendete seine Ansprache erst kurz vor 21 Uhr. Und doch hörten die Leute die ganze Zeit über so gespannt zu, dass es mucksmäuschenstill im Saal war – man hätte eine Stecknadel fallen hören können.«

Taylor gab meist nur einen schlichten Bericht darüber, was Gott getan hatte und was es noch alles zu tun gab für alle Jünger Jesu, die sich Gott ganz hingaben und ihm vertrauten. Die Reaktion war überwältigend. Allein bei einer Veranstaltung in Edinburgh meldeten sich 120 Menschen für den Missionsdienst im Ausland. Mitte Oktober 1887 waren 89 Kandidaten von der CIM angenommen worden, die sich nun auf die Ausreise vorbereiteten. Anfang November konnte Taylor verkünden, dass die CIM 102 Kandidaten eine Zusage gegeben hatte und dass genügend Geld für ihre Überfahrt zur Verfügung stand. Ende des Jahres waren alle diese Kandidaten in Richtung China unterwegs, unter ihnen zwei Hilfsmissionare. Gott hatte die zahllosen Gebete um die Einhundert also erhört!

Während dieses Jahres hatten sich 600 Männer und Frauen beworben. Aber die Maßstäbe des Londoner Rates waren hoch angesetzt. Es wurde nur einer von sechs Bewerbern angenommen.

»Sie müssen weiterbeten«, schrieb Taylor an John Stevenson. »Rufen Sie alle unsere Freunde zum Mitbeten auf, damit Gott seinen Namen verherrlicht und die Arbeit durch ausreichende Spenden aufrechterhält. Für mich ist ganz klar: Wenn wir dieses Jahr 100 Missionare dazugewonnen haben, so ist das längst nicht alles. Sie auszusenden und für ihren Unterhalt zu sorgen, dafür brauchen wir zusätzliche Spenden in Höhe von 10 000 Pfund. Ein Sprung von etwas mehr als 20 000 auf 40 000 Pfund jährlich aber ist gewaltig. Man kann nur froh sein, dass Gott selbst uns die Frage gestellt

hat: ›Sollte dem HERRN etwas unmöglich sein?‹[94] Doch wenn wir im Gebet um Spenden nachlassen, werden wir auf diesem Gebiet bald große Anfechtungen erleben.

Jeden Tag bin ich dankbarer dafür, dass Gott Sie uns gegeben hat und dass Sie überall so große Anerkennung genießen. Solange Sie auch weiter in allem seine Führung suchen und sich bei all Ihrer Arbeit die Zeit nehmen, sich heiligen zu lassen und für all die Mitarbeiter zu beten, wird der Herr Sie auch weiterhin gebrauchen, Sie sein Eigen nennen und segnen.«

1888 war Taylor Direktor einer außerordentlich gewachsenen, bedeutenden Missionsgesellschaft. In seinem Neujahrsrundbrief schrieb er an die Mitarbeiter: »Lassen Sie uns nicht vergessen, dass wir zwar nie Menschen zu Spenden aufrufen, dass wir aber umso mehr und umso inständiger Gott darum bitten müssen. In jeder Gabe, die wir empfangen, liegt ein von Gott geschenkter und von Gott gesteuerter geistlicher Impuls. Und gerade das, was unsere Arbeit so gesegnet sein lässt, wird uns auch immer in besonderer Weise von Gott abhängig sein lassen. Wie können wir ihm genug danken, dass wir uns in einer so glücklichen Lage befinden, ihm ganz vertrauen zu müssen?«

Hudson Taylor war sich des »großen Hallelujas« sicher, das es geben würde, wenn der letzte der 100 Missionare in China eintraf. »Es ist nicht mehr als das, was wir von Gott erwartet haben. Aber er hat uns ganz außerordentlich gesegnet. Sehr viele Menschen werden in ihrem Glauben gestärkt werden, wenn sie sehen, dass Gott in großen wie in kleinen Dingen die Gebete der Menschen erhört, die ihr Vertrauen auf ihn setzen.«

Unter denen, die den letzten der Einhundert willkommen hießen, war auch jener ältere Missionar, der so sicher gewesen war, dass die Gebete der CIM-Mitarbeiter nicht in dieser Weise erhört werden würden.

---

94 A. d. H.: 1. Mose 18,14 (Luther 1984).

41 Mr Moody wird überstimmt

Im November 1887 – dem Monat, als der letzte der 100 neuen Missionare zur CIM stieß – kam Henry Frost in die Pyrland Road. Er war knapp 30 Jahre alt und stammte aus einer angesehenen US-amerikanischen Familie, die zu den Gründern der Harvard University gehörte. Frost hatte die Bibel gründlich studiert und war zu der Überzeugung gekommen, dass die Heiden verloren waren und nur durch den Glauben an Jesus Christus gerettet werden konnten. Darum sei es die Pflicht der christlichen Kirche, alles zu tun, damit diese Menschen das Evangelium hören. Nachdem er ein Bild der »Sieben von Cambridge« in chinesischer Kleidung gesehen und einiges über die CIM gelesen hatte, war er von der Sehnsucht erfüllt, sein Leben der Evangelisation Chinas zu weihen.

Nun war er nach England gekommen, um Hudson Taylor vorzuschlagen, einen Zweig der CIM in den Vereinigten Staaten zu gründen. Vor dem Treffen mit Taylor hatte Frost ihm einen Brief geschrieben, in dem er seinen Vorschlag unterbreitete.

Als Henry Frost in London eintraf, war Taylor gerade in Schottland. Eines von Frosts ersten Erlebnissen in der Pyrland Road war das tägliche Gebetstreffen, Darüber schrieb er: »Ich war zutiefst beeindruckt. Diese Schlichtheit, dieser Ernst, der Weitblick und die geistliche Haltung, mit der gebetet wurde – das übertraf alles, was ich bisher erlebt hatte.«

Und dann begegnete er Taylor. Groß, beleibt, mit schwarzem Haar, einem Bart und einer vollen, tiefen Stimme – so ungefähr hatte er sich Taylor vorgestellt. Aber wie sah der Mann aus, den er dann in dessen Arbeitszimmer traf? »Er war kleiner, als ich erwartet hatte, mit hellem Haar, blauen Augen und der angenehmsten und sanftesten Stimme, die ich je gehört hatte.«

Taylor ging auf seinen Gast zu, ergriff freudig dessen Hände und begrüßte ihn: »Willkommen in England, willkommen bei der CIM und in meinem Haus! Ich bin sehr interessiert an der Sache, von der Sie mir geschrieben haben. Und ich habe schon viel darüber gebetet.«

In diesem Augenblick wurde Frost eines klar: »Niemals zuvor hatte ich jemanden erlebt, der so voll sanfter Demut war. Von diesem Augenblick an gehörte ihm mein Herz, und es gehörte auch in einem neuen, tieferen Sinne seinem Herrn.« Das Gespräch dauerte eine ganze Stunde. Dann sagte Taylor: »Kommen Sie doch heute Abend noch einmal zu mir. Dann wird auch mein Schwager Benjamin Broomhall anwesend sein.«

Frost kehrte guter Dinge in sein Zimmer zurück. Er hatte den Eindruck, dass Taylor nicht abgeneigt war, die CIM auch in den Vereinigten Staaten anzusiedeln. Doch am Nachmittag traf sich Taylor mit Broomhall, und dieser war gegen Frosts Vorschlag. »Die amerikanischen Missionsgesellschaften werden nicht begeistert sein, wenn wir eine britische Organisation in die USA verpflanzen« argumentierte er.

Abends empfing Taylor Frost wieder sehr freundlich. Sie beteten zusammen. Doch gleich zu Beginn des Gesprächs merkte Frost, dass sich etwas verändert hatte.

»Es ist ein Unterschied«, versuchte Taylor zu erklären, »ob man einen Baum pflanzt oder ob man ihn verpflanzt. Beim Verpflanzen könnte der Baum zugrunde gehen, doch beim Pflanzen wird der Baum gedeihen und so feste Wurzeln schlagen, dass er das schlimmste Unwetter übersteht. Es wäre nicht gut, Ihren Vorschlag anzunehmen. Ich muss ihn ablehnen. Am besten wäre es, wenn in Amerika eine rein amerikanische Missionsgesellschaft entstehen würde, die der CIM zwar ähnlich, aber doch in jeder Hinsicht eigenständig ist.«

Die Entscheidung schien endgültig zu sein, und Frost erwiderte nur wenig. Dann aber fiel ihm ein, dass Taylor ja im nächsten Frühling nach China zurückkehren wollte.

»Würden Sie auf dem Weg nach China einen Abstecher in die USA machen, wenn man Sie einlädt, in Niagara-on-the-Lake[95] und bei Mr Moodys Konferenz in Northfield zu sprechen?«

»Ja, eine solche Einladung könnte ich wohl annehmen«, erklärte Taylor bereitwillig.

Frost ging in sein Zimmer zurück – »körperlich und geistlich in der tiefsten Finsternis«. Er war sich doch so sicher gewesen, dass sein Besuch in England Gottes Willen entsprach. Und nun musste er sich fragen: »Wie kann ich je wieder sicher sein, dass Gott mich führt?«

Im Sommer 1888 besuchte Taylor zum ersten Mal die Vereinigten Staaten. Er reiste mit seinem Sohn Howard, der nun 25 Jahre alt war und gerade sein Medizinstudium abgeschlossen hatte, mit Mr Whitehouse, seinem Privatsekretär, sowie mit dem Liverpooler Evangelisten Reginald Radcliffe und dessen Frau. Die Überfahrt dauerte eine Woche, und als die »SS Etruria« in New York anlegte, war Henry Frost bereits da, um seine Gäste abzuholen.

Die Konferenz in Niagara-on-the-Lake war eine »große Versammlung von Christen, die eine tief gehende Unterweisung erfuhren«. Taylor hatte die Gelegenheit, zweimal zu sprechen. Aber er sprach nur wenig über China, dafür umso mehr über die Schönheit und Herrlichkeit Christi.

»Wir wurden tatsächlich in ›himmlische Höhen‹ erhoben, regelrecht in die Gegenwart Gottes«, beschrieb Frost diese Abende.

Taylor und sein Sohn Howard mussten die Konferenz vorzeitig verlassen, um – wie vereinbart – Moody in Chicago zu treffen. Doch Reginald Radcliffe und Robert Wilder[96] betonten an Taylors

95 A. d. H.: Kanadische Stadt an der Grenze zu den USA.

96 A. d. H.: Robert Wilder (1863 – 1938), US-amerikanischer Förderer des Missionsanliegens und Reisesekretär der im Text nachfolgend erwähnten Bewegung (svw. *Amerikanische Studentische Freiwilligenbewegung für Außenmission*), viele Jahre in Indien tätig.

Stelle in ihren Ansprachen, wie wichtig es sei, dem Gebot Christi zu gehorchen, in alle Welt zu gehen und das Evangelium zu verkündigen. Auf Wilders Einfluss geht die Gründung der »American Student Volunteer Movement for Foreign Missions« und später der »Inter-Varsity Fellowship« zurück.

»Was würde es kosten, einen CIM-Missionar ein Jahr lang zu unterstützen?«, wollte jemand von Radcliffe wissen.

»50 Pfund«, lautete die Antwort. Aber Radcliffe hatte sich verschätzt. In Wirklichkeit brauchte man sehr viel mehr Geld.

Das Komitee der Konferenz beschloss, die gesamte Kollekte dieser Veranstaltung der CIM zu spenden. Es waren mehr als 500 Dollar – nach Radcliffes Rechnung genug, um zwei Missionare ein Jahr lang zu unterstützen. Man gab das Geld Henry Frost und bat ihn: »Bitte übergeben Sie das Mr Taylor. Es soll für amerikanische Missionare verwendet werden, die mit der CIM zusammenarbeiten.«

Durch zusätzliche Kollekten und private Spenden kamen schließlich 2000 Dollar zusammen. Henry Frost quollen schier die Taschen über.

Frost beschloss, sofort zu seinem Vater nach Attica zu fahren, wo sich Taylor gerade aufhielt. Wie würde der Direktor der CIM reagieren, wenn er erfuhr, dass man eine solche Summe für seine Mission gesammelt hatte?

Frost verpasste den Anschlusszug und kam erst um Mitternacht in Attica an. Schade, nun musste er bis zum nächsten Tag mit der guten Nachricht warten! Aber dann war Taylor doch am Bahnhof, um ihn abzuholen.

»Wie geht es Ihnen?«, wollte Taylor wissen. Aber Frost blieb schweigsam, bis sie beide allein waren.

»Mr Taylor, ich habe eine gute Neuigkeit für Sie. Die Niagara-Konferenz hat mir genug Geld anvertraut, um acht Missionare der China-Inland-Mission zu unterstützen.«

Taylor war sprachlos. Aber dann knieten die beiden Männer nieder, und Taylor fragte Gott, was dies alles zu bedeuten habe. Als sie aufstanden, fragte er Frost: »Haben die Geber etwas darüber

gesagt, ob das Geld für amerikanische Mitarbeiter verwendet werden soll?«

»Ja, man hat darum gebeten, es so zu verwenden.«

»Dann wird es ernst«, sagte Taylor, mehr zu sich als zu Frost.

»In jener Nacht waren wir beide sehr glücklich«, schrieb Frost. »Doch der größere und reifere von uns beiden suchte noch einmal ganz für sich die Gemeinschaft mit seinem Gott. Sein Herz und sein Geist ließen bei diesen ›geheimen Treffen‹ mit seinem Herrn einen würdigen Ernst erkennen.«

In lebhaften Schilderungen berichteten Howard Taylor und Henry Frost davon, wie Hudson Taylor bei den von D. L. Moody geleiteten Veranstaltungen sprach. Eine davon fand im September 1888 im Saal des YMCA in Chicago statt. Da stand Taylor – »klein von Statur« – und sollte eine große Zuhörerschaft in die Gegenwart Gottes führen. Hinter ihm saß Moody, wie Henry Frost sich erinnerte, »groß und aufrecht auf einem Stuhl in der Mitte der Rednertribüne«, umgeben von vielen anderen, die auf der Konferenz sprechen sollten. Taylor stand einen Moment lang in stilles Gebet versunken. Dann fing er an zu sprechen – »wie ein kleines Kind vielleicht sprechen mag und wie ein Prophet spricht; wie jemand, der in einer Vision die Not eines Landes und die sterbenden Menschen sieht«. Nach einer Stunde kam er zum Ende.

Moody trat nach vorn und sagte: »Ich möchte nun die Helfer bitten, eine Kollekte einzusammeln.« Blitzschnell sprang Taylor auf und flüsterte Moody zu: »Habe ich nicht hinreichend verdeutlicht, dass die China-Inland-Mission keine Kollekten nimmt?«

»Ja, aber eine solche Gelegenheit darf man nicht verpassen«, erwiderte Moody und gab den Helfern das Zeichen anzufangen. Doch Taylor gab nicht auf. Er bat um die Erlaubnis, den Zuhörern seine Haltung zu erklären:

»Ich bin Ihnen und dem Vorsitzenden sehr dankbar für Ihre großzügige Anregung. Die Missionsgesellschaft, die ich vertrete, hat jedoch noch nie Kollekten eingesammelt, denn wir wol-

len nicht, dass Sie das Geld, was sonst für eine andere Organisation bestimmt war, uns geben. Wir möchten die Arbeit der konfessionell gebundenen Gesellschaften, die sich durch diese Gaben finanzieren, nicht behindern, sondern ihnen helfen. Wenn also jemand von Ihnen außer den Gaben, die er anderen Organisationen zur Verfügung stellt, auch noch der China-Inland-Mission etwas zukommen lassen möchte, dann kann er dies auf dem Postweg tun.«

»Also, ich muss sagen«, bemerkte Moody überrascht, »Sie sind der erste Mann, den ich kenne, der je eine gute Kollekte abgelehnt hat.«

Es wurde keine Kollekte eingesammelt. Ein christlicher Geschäftsmann verließ die Veranstaltung erleichtert darüber, dass der Zwanzig-Dollar-Schein, den er hatte spenden wollen, in seiner Brieftasche bleiben durfte. Doch nach einer schlaflosen Nacht, in der ihn sein Gewissen geplagt hatte, schickte er einen Scheck über 500 Dollar für die Evangelisierung des Inlandes von China.

Frosts Vater erkrankte lebensgefährlich. Deswegen blieb Frost einige Wochen zu Hause, während Taylor weiterhin predigte. Frost aber hatte viel Zeit, nachzudenken und zu beten. Wie hatte sich nun in letzter Zeit alles entwickelt? Man hatte Geld gesammelt, damit Amerikaner mit der CIM zusammenarbeiten konnten. Und das bedeutete: Man musste die frühere Entscheidung, keinen amerikanischen Zweig der CIM zu gründen, neu überdenken. »Ich möchte Sie nicht beeinflussen«, schrieb Frost von Attica aus an Taylor, »und doch bitte ich Sie inständig, über die Frage nachzudenken: ›Wäre es nicht doch gut, einen Zweig der CIM hier zu gründen?‹ Ich hätte Ihnen viel zu diesem Thema zu sagen – falls Sie meine Meinung darüber hören möchten.«

»Ich glaube, wir brauchen doch einen amerikanischen Zweig unserer Missionsgesellschaft«, schrieb Taylor seinerseits an Stevenson in China. »Seien Sie also nicht überrascht, wenn ich Verstärkung mitbringe.«

Die Entscheidung, eine internationale Missionsgesellschaft zu gründen, war nicht einfach. »Nie in meinem Leben habe ich vor etwas mehr Angst gehabt«, erinnerte sich Taylor später. Doch als die Entscheidung dann gefallen war, richtete er dringende Appelle an die jungen Amerikaner, nach China zu gehen.

»Missionare und kein Geld zu haben, wäre kein Problem für mich«, sagte Taylor einmal zu seinen Zuhörern, »denn der Herr hat versprochen, für die Seinen zu sorgen. Er möchte nicht, dass ich mir darüber Sorgen mache. Doch Geld und keine Missionare zu haben, ist viel schlimmer. Und ich denke, es wäre nicht gerade nett von Ihnen, liebe Freunde in Amerika, uns diese Last aufzuerlegen und nicht Leute aus Ihren eigenen Reihen zu senden, damit sie das Geld in Anspruch nehmen. Wir haben das Geld, aber wo sind die Leute?«

»Ich habe Taylor damals oft beobachtet«, schrieb Frost lange Zeit später. »Um ehrlich zu sein: Er war mir oft ein Rätsel. Nicht, dass er unnatürlich gewesen wäre. Nein, nie ist jemand so natürlich gewesen wie er. Auch hatte er keine geistlichen Hirngespinste – er war der vernünftigste Mann, mit dem ich es je zu tun hatte. Und trotzdem besaß er eine geistliche Haltung, die stets eine Überraschung bereithielt und mich nach neuen und ungewöhnlichen Erlebnissen Ausschau halten ließ.«

Einmal setzten sich Taylor und Henry Frost zusammen, um Veranstaltungen in verschiedenen Städten zu planen. Frost war gespannt, wie ein Mann, der sich so von Gott abhängig wusste, seine Führungen vom Herrn bekam. Taylor setzte sich neben Frost an den Schreibtisch.

»Bevor wir mit unseren Planungen beginnen – wollen wir nicht zusammen beten?« Frost war einverstanden. Taylor faltete die Hände und neigte den Kopf. »Lieber Herr, wir sind unerfahrene Kinder, und es liegt nicht bei uns, unsere Schritte zu lenken. Doch du, Herr, weißt alles. Bitte, gib uns die Weisheit, die wir brauchen. Im Namen Jesu, amen.«

Dann wandte er sich an Frost und fragte: »Haben Sie Fahrpläne für die Züge?«

›Fahrpläne!‹, dachte Frost. ›Fahrpläne! Wie banal! Mein ganzes Leben hatte ich mit Fahrplänen zu tun, doch ich bin nie auf die Idee gekommen, dass man durch sie einen Wink von oben her bekommt. Und dieser Mann Gottes fragt nach Fahrplänen!‹

Frost holte die Fahrpläne aus der Schublade.

»Meinen Sie, dass darin auch eine Landkarte ist?«, wollte Taylor wissen. Frost suchte ihm auch die Landkarte heraus.

»Also«, begann Taylor, »hier ist Attica, und ich muss von Toronto aus in westlicher Richtung nach China weiterreisen. Welche Orte liegen auf dieser Route?«

Die beiden Männer arbeiteten eine Reiseroute aus, planten jeden Tag und berücksichtigten jede bedeutende Stadt in der Weise, dass Taylor rechtzeitig in Toronto sein würde. Und Frost wusste es nun: Er hatte soeben eine wichtige Lektion über die Führung Gottes gelernt. Erst kam das Gebet, dann der gesunde Menschenverstand, und die ganze Zeit über brauchte man ein kindliches Vertrauen auf Gott.

Als Henry Frost mit Taylor im Zug nach Montreal saß, las er in einer Zeitschrift einen kritischen Artikel mit dem Titel »Hudson Taylor in Toronto«. Frost ärgerte sich über den Inhalt und wollte dafür sorgen, dass Taylor nichts davon erfuhr. Vorsichtig versuchte er, die Zeitschrift unter einem Stapel anderer Unterlagen zu verstecken. Doch Taylor hatte von dem Artikel gehört und zog diese Ausgabe der Zeitschrift heraus, um den Artikel zu lesen.

»Hudson Taylor hat mich eher enttäuscht«, hieß es darin. »Ich hatte eine feste Vorstellung davon, wie große Missionare aussehen sollten. Und da er einer der großen Missionare unserer Zeit ist, müsste er ja so sein wie sie. Doch ich hatte mich geirrt. Ein Fremder würde ihn auf der Straße gar nicht bemerken. Allenfalls würde ihm auffallen, dass er wie ein ganz normaler Engländer aussieht. Auch seine Stimme ist alles andere als eindrucksvoll. Seine rhetorische

Macht ist eher bescheiden, ruft keinen großen Applaus hervor, lässt keine Donnerworte von der Kanzel erklingen … Selbst unser Missionar Goforth hat sich mit einer geschickteren Rhetorik und mit offenbar größerem Erfolg für die Millionen Menschen Chinas eingesetzt … Es ist durchaus möglich, dass manche Leute Mr Taylor, wenn er sich unter anderem Namen um eine Pfarrstelle bei uns in Ontario beworben hätte, noch nicht einmal die Bezahlung für die Vorstellungspredigt gegönnt hätten.«

Taylor legte die Zeitschrift nieder und schwieg einen Moment. Dann lächelte er Frost zu.

»Das ist eine sehr berechtigte Kritik. Es ist alles wahr! Ich habe oft gedacht, dass Gott mich vielleicht deshalb so gering gemacht hat, damit er zeigen kann, wie groß er ist.«

Die beiden Männer legten sich in ihre Schlafwagenkojen, Frost oben und Taylor unten. Als Frost dort im Dunkeln lag, dachte er über den bemerkenswerten Mann nach, der da in der Koje unter ihm lag: ›Es ist nicht schwer für einen kleinen Mann, sich groß zu machen; aber es ist sehr schwer für einen großen Mann, sich klein zu machen. Mr Taylor freilich besitzt die Bescheidenheit, die allein der Geist jenes demütigen Mannes aus Nazareth schenken kann.‹

Überall, wo Taylor predigte, meldeten sich junge Menschen, darunter auch Studenten, für den Missionsdienst in China. Und – es kamen viele Spenden zusammen. Von dem »feierlichen Ausdruck«, den Frost auf Taylors Gesicht bemerkt hatte, war nichts mehr zu sehen. Es gab auch keinen Grund mehr, sich Sorgen zu machen, denn nun hatte Gott seinen Willen ganz deutlich gezeigt. Mitte September hatten sich über 40 Männer und Frauen bei der CIM beworben, und schließlich hielt man in Toronto Abschiedsfeiern für acht junge Frauen und sechs Männer, die ausgewählt worden waren, um mit Taylor nach China zu reisen. Auf einer dieser Veranstaltungen erzählte ein Vater, was es für ihn bedeute, von seiner Tochter Abschied zu nehmen: »Ich besitze nichts, was zu wertvoll für meinen Herrn Jesus ist. Er hat mich gebeten, mein Bestes her-

zugeben, und ich gebe es ihm von ganzem Herzen.« Später dachte Hudson Taylor oft an diese Bemerkung: »… nichts, was zu wertvoll für meinen Herrn Jesus ist.« Es war eine seiner kostbarsten Erinnerungen an seinen ersten Besuch in Amerika.

Fast 1000 Menschen kamen an den Bahnhof von Toronto und verabschiedeten jubelnd den Zug mit den 14 mutigen Amerikanern.[97]

97 A. d. H.: Es ist davon auszugehen, dass zu dieser Gruppe sowohl US-Amerikaner als auch Kanadier gehörten.

42 Was Jesus wirklich meinte

Hudson Taylor und die ersten amerikanischen Chinamissionare überquerten mit der kanadischen Eisenbahn die Rocky Mountains und reisten dann im Oktober 1888 mit dem Schiff von Vancouver nach China. Kurz bevor sie dort ankamen, erhielt Taylor die Nachricht vom Tod zweier CIM-Missionare. Einer davon war Herbert Norris, der die Schule in Chefoo geleitet hatte. Er hatte sich schützend vor einen seiner Schüler gestellt, der von einem Hund angefallen worden war. Norris starb an der Tollwut. Und noch mehr schlechte Nachrichten warteten in Shanghai auf Taylor: Ein Mitglied der CIM war an Typhus gestorben, und John Stevensons Tochter Mary hatte durch einen Schock auf der Überfahrt bei der Ankunft in Shanghai den Verstand verloren. Wochenlang kümmerte sich Taylor um Mary und andere Patienten, obwohl im Büro dringende Arbeiten auf ihn warteten. Aber wie konnte er arbeiten, wenn im Zimmer nebenan Mary tobte, ihre Kleider und Bettlaken zerriss? Manchmal mussten mehrere Leute sie festhalten. Auf einer der Stationen im Inland starb Maggie M'Kee an den Pocken, und William Cooper, der in Anqing harte Arbeit leistete, zog sich eine schwere Lungenentzündung zu. Gott sei Dank erholte er sich aber wieder.

»Wir müssen eine Prüfung nach der anderen bestehen«, schrieb Taylor. »Jeder Tag bringt neue Belastungen. Es ist, als fragte uns Gott an jedem Tag: ›Kannst du auch jetzt noch *Ja, Vater* sagen?‹ Doch er hat unseren Geist gestärkt und wird es auch weiter tun – ganz gleich, wie sehr unser Leib verfällt. Unser Haus ist ein Krankenhaus gewesen, nun ist es zu einer Anstalt für Geisteskranke geworden. Und nur der Herr weiß, was das für uns bedeutet. Die Belastung, die wir jeden Tag und jede Nacht zu tragen haben, geht fast über unsere Kräfte … Doch ich weiß, dass die Wege des Herrn gut sind, und ich möchte es nicht anders haben.«

Zu allem Unglück gab es auch noch heftige Unstimmigkeiten mit einigen Mitglieder des Londoner Rates und anderen Freunden der Mission in England. Sie waren mit Hudson Taylors Verhalten in den Vereinigten Staaten überhaupt nicht einverstanden. Als Reaktion auf diese Kritik schrieb Taylor an ein Mitglied des Rates: »Ich wäre genauso ängstlich wie Sie, wenn ich nicht selbst dort gewesen wäre. Ich habe ohnehin alle Entscheidungen bis zu meiner Rückkehr nach England nur vorläufig getroffen, denn ich möchte jede einzelne gern mit Ihnen allen besprechen.«

Wie es wirklich in ihm aussah, lässt ein Brief an Jennie erkennen. Darin heißt es: »Der Satan tobt regelrecht. Er sieht, wie sein Reich im ganzen Land angegriffen wird, und dieser Krieg ist schrecklich. Wenn ich nicht wüsste, dass unser Gebieter der allmächtige Gott ist, hätte ich längst aufgegeben. Ich glaube, dass ich so etwas noch nie erlebt habe, auch wenn wir schon früher durch Zeiten der Prüfung gegangen sind.«

Viele, viele Monate war er nun schon von Jennie getrennt. »Manchmal habe ich das Gefühl, als wiche all der Zauber und die Kraft des Lebens von mir – durch diese langen Trennungen von dir. ›Hingehaltene Hoffnung macht das Herz krank.‹[98] Doch ich kann das alles nicht von mir abschütteln. Die Sehnsucht schwächt die Kraft der Gedanken … Unser Kreuz ist nicht leichter geworden, nicht wahr? Doch es trägt köstliche Früchte.«

War die Frucht, die er damit meinte, das geistliche Leben der Mission? Er nannte es »höher als je zuvor« und berichtete von Bekehrungen in den unterschiedlichsten Gebieten des Landes.

Auch John Stevenson litt unter den Prüfungen, denen die CIM ausgesetzt war. Und natürlich belastete ihn die Krankheit seiner Tochter. »Nie zuvor bin ich durch so schwere Zeiten gegangen. In diesen schrecklichen Monaten ist alles auf einmal gekommen. Ich weiß nicht, was wir ohne Mr Taylor getan hätten. Doch wie traurig und besorgt sah auch er manchmal aus! Der besondere

98 A. d. H.: Sprüche 13,12 (Schlachter 2000).

Tag des Fastens und Betens war uns in all unserer Not eine große Hilfe. Wenn die Sorgen über uns zusammenschlugen, wenn wir einen besonderen Schritt nach vorn wagten oder wenn wir geistliche oder finanzielle Not litten – immer nahmen wir unsere Zuflucht zum Fasten und Beten. Und die Hilfe ließ nie lange auf sich warten.«

Über Taylor schrieb er: »Ja, sein Leben ist es wert, dass man einen genauen Blick darauf wirft, dass man es sehr aufmerksam studiert! Nimm einen Mann wie ihn, und du kannst jederzeit eine neue Missionsgesellschaft gründen. Es ist wunderbar – sein Leben. Ich habe nie jemanden gesehen, der so beständig war, und dabei habe ich ihn über Jahre hinweg beobachten können. Er lebte mit Gott, und dessen Licht schien durch sein ganzes Leben. Jederzeit war er zur Hilfe bereit, wenn jemand krank wurde oder Probleme hatte. Ich kann über ihn nur sagen: Im Blick auf Selbstverleugnung und praktische Hingabe war er einzigartig.«

Allmählich wurde Taylor klar, dass die Spannungen in England so ernst waren, dass er sie nicht mehr brieflich beilegen konnte. Dabei hatte er noch nicht einmal die Hälfte dessen erreicht, was er diesmal in China hatte tun wollen. Doch immerhin! Mary Stevenson ging es besser, und die Pläne für die neuen CIM-Gebäude in der Wusong-Straße in Shanghai waren fertig, lagen sogar schon beim Maurer. Ein neues Missionshaus sollte entstehen, ein Gebäude für Gebetsversammlungen, Büroräume und ein Haus für ältere Missionare. Hunderte von Stunden hatte Taylor mit der Ausarbeitung der Pläne zugebracht; jedes Tür-, jedes Fenstermaß kannte er auswendig. Aber es half nichts. Er musste nach England.

Im Mai 1889 war er wieder dort. Zu seiner Erleichterung ließen sich die Streitigkeiten mit dem Londoner Rat rasch beilegen, zumindest hinsichtlich des neuen Missionszweigs in den Vereinigten Staaten. Im Juli konnte Taylor John Stevenson berichten: »Es ist hier seit Jahren nicht mehr so herzlich zugegangen. Wir haben allen Grund, Gott zu danken und ihn zu loben.« Dennoch – die Spannungen zwischen dem Londoner Rat und dem

China-Rat, aber auch die Unzufriedenheit mit Taylors Führungsstil hielten noch einige Jahre an.

Hudson und Jennie feierten Jennies 46. Geburtstag am 6. Oktober 1889 im Haus ihrer Eltern in Hastings. 24 Jahre war es nun her, dass Hudson Taylor sein Leben der Evangelisation des chinesischen Inlandes geweiht hatte. Jetzt dachte er über die Worte Jesu in Markus 16,15 nach: »Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.«[99] Bis zu diesem Tag in Hastings hatte er sich nie die Frage gestellt: »Was meint unser Herr eigentlich mit ›aller Kreatur‹?« Jahrelang hatte er dafür gearbeitet, das Evangelium nah und fern zu verkündigen; er hatte Strategien entwickelt, um die Provinzen im Landesinneren zu erreichen – und doch hatte er die Bedeutung dieser Worte Jesu im Grunde nie begriffen.

»Wie sollen wir auf dieses Gebot des Herrn Jesus reagieren?«, fragte er sich an jenem Sonntag. »Sollen wir endgültig den Titel ›Herr‹ fallen lassen und sagen, wir würden ihn gern als unseren Heiland anerkennen, um die Vergebung unserer Sünden zu erlangen? Wir seien aber nicht bereit, uns als ›teuer erkauft‹[100] zu betrachten und seinen Anspruch auf unseren bedingungslosen Gehorsam zu akzeptieren. Sollen wir sagen, wir seien unser eigener Herr? Zwar würden wir Jesus Christus, der uns mit seinem Blut erkauft hat, gern etwas von dem geben, was ihm zusteht – vorausgesetzt, er verlangt nicht zu viel. Unser Leben, die Menschen, die wir lieben, und unser Besitz gehören uns, nicht ihm; wir geben ihm, was wir für angemessen halten, und gehorchen den Geboten, die keine zu großen Opfer von uns verlangen? Wir sind gern bereit, uns von Jesus Christus in den Himmel mitnehmen zu lassen, aber wir wollen nicht, dass er unser Herr ist und über uns regiert.

Nun wird wohl jeder Christ einen solchen Vorschlag in seinem Herzen ablehnen. Doch haben nicht Unzählige in jeder

99 A. d. H.: Zitiert nach Luther 1984.
100 A. d. H.: 1. Korinther 6,20 (Schlachter 2000).

Generation genauso gelebt, als hätten sie das Recht dazu? Wie wenige aus dem Volk des Herrn haben wirklich erkannt, dass Jesus entweder der Herr über alles ist oder überhaupt nichts beanspruchen kann! Wenn wir über Gottes Wort urteilen, statt das Wort über uns urteilen zu lassen, wenn wir Gott so viel oder so wenig geben können, wie es uns gefällt, dann sind wir die Herren. Dann ist er es, der uns verpflichtet ist, der dankbar sein muss, wenn wir ihm unsere Almosen geben. Dann muss er sich freuen, wenn wir uns herablassen, ihm zu gehorchen. Doch wenn er der Herr ist, dann können wir ihn so nicht behandeln.«

Also traf Hudson Taylor eine Entscheidung: Es musste eine endgültige, systematische Anstrengung unternommen werden, um die Frohe Botschaft jedem Mann, jeder Frau und jedem Kind in China zu bringen. So lautete das Gebot Christi. Und ihm musste man gehorchen.

Hudson überlegte: Wenn 1000 Evangelisten jeden Tag 250 Menschen das Evangelium verkündigten, dann könnten in 1000 Tagen – also in ca. drei Jahren – 250 Millionen Menschen die Frohe Botschaft hören.

Natürlich würden viele widersprechen. Sie würden sagen, dass ein Evangelist unmöglich an einem Tag 250 Leute erreichen kann. Doch vor vielen Jahren hatten er und William Burns einen Plan entwickelt, der genau das ermöglichte. Außerdem hatte er bei seiner Berechnung nicht berücksichtigt, wie viel Arbeit bereits jetzt von mehr als 1000 Missionaren getan wurde. Dazu kam der unschätzbare Dienst vieler chinesischer Christen, der immer unersetzlicher und immer erfolgreicher wurde.

Ein weiterer Einwand könnte lauten, dass das Gebot am Ende des Matthäusevangeliums nicht nur darin bestand zu predigen, sondern auch darin, zu taufen und zu lehren (»… lehrt sie, alles zu bewahren, was ich euch geboten habe«[101]). Deswegen waren so viele Missionare damit beschäftigt, Schulen aufzubauen und chi-

101 A. d. H.: Kapitel 28,20.

nesische Gemeinden zu gründen – ein überaus wichtiges Element der Arbeit der CIM. Was er aber vorschlagen wollte, war eine neue Initiative zusätzlich zu den Diensten, die bereits getan wurden.

So schrieb Taylor für die Dezemberausgabe von *China's Millions* einen Artikel mit dem Titel »Aller Kreatur«. Als Leserkreis hatte er dabei nicht nur die CIM und deren Freunde, sondern darüber hinaus auch die gesamte christliche Gemeinde im Blick. Seiner Meinung nach musste – und zwar sofort – dringend an vier Fronten vorgegangen werden: Erstens sollte um 1000 Evangelisten für China gebetet werden; zweitens brauchte man ein »gleichzeitiges, vereintes Vorgehen aller Christen«; drittens musste man koordiniert zusammenarbeiten, damit keine Region vernachlässigt wurde oder es keine Überschneidungen gab; und viertens sollten so viele Menschen wie nur möglich ihre Missionswerke mit Opfern unterstützen.

Im November und Dezember besuchte Taylor mit seinem Sohn Howard Dänemark und Schweden. Er war eingeladen worden, um eine engere Beziehung zwischen der Schwedischen Missionsgesellschaft in China und der CIM aufzubauen. Überall sprach er in brechend vollen Sälen, und die Spendenfreudigkeit war überwältigend. Eine Frau drückte Taylor eine schöne Uhr in die Hand. »Sie ist für Jesus«, sagte sie, »für den ›Herrn Jesus‹, den geliebten Herrn Jesus.«

Königin Sophia lud Taylor zu einer Privataudienz ein. Eine ihrer Hofdamen holte Taylor im Hotel ab und brachte ihn in einer königlichen Kutsche zum Palast, der außerhalb von Stockholm lag. Die Königin unterhielt sich freundlich mit Taylor über China und bat ihn, ihr etwas aus der Bibel vorzulesen. Hudson las 1. Könige 10,1-13: »Und die Königin von Scheba hörte den Ruf Salomos wegen des Namens des HERRN; und sie kam, um ihn mit Rätseln auf die Probe zu stellen. … Gepriesen sei der HERR, dein Gott, der Gefallen an dir gehabt hat, dich auf den Thron Israels zu setzen! Weil der HERR Israel ewig liebt …«

Soweit bekannt ist, konnte Taylor alle Fragen beantworten, die ihm von der Königin gestellt wurden. Er zeigte ihr die CIM-Karte von China und berichtete ihr von der Arbeit der Mission. Dann, nach einem kleinen Imbiss, verabschiedete ihn die Königin auf das Herzlichste.

»Überall fühlten sich die Leute zu Taylor hingezogen«, erinnerte sich Josef Holmgren, der den CIM-Direktor nach Schweden eingeladen hatte. »Er brachte den Menschen Liebe und Zuneigung entgegen, und diese Liebe wurde allerorts erwidert. Es war eine Freude zu sehen, wie die Kinder sich um ihn scharten, wenn er eine Familie besuchte. Und dabei konnten sie ihn ja gar nicht verstehen.«

Taylor war gebeten worden, die Eröffnungspredigt auf der »Allgemeinen Konferenz protestantischer Missionare« in Shanghai zu halten. So reiste er im Frühling 1890 zum achten Mal nach China. Die Reise bot ihm Gelegenheit, weiter darüber nachzudenken, was Christus mit »aller Kreatur« meinte. Außerdem hatte er vor, auf der Konferenz seinen Aufruf im Blick auf 1000 weitere Evangelisten zu erneuern.

Doch die Reise nach China war natürlich wieder mit einer langen Trennung von Jennie verbunden. Und diesmal fiel sie ihm ganz besonders schwer. »Mein Liebes«, schrieb er ihr von unterwegs, »ich glaube, ich habe vergessen, was Selbstverleugnung wirklich bedeutet. Darum fällt es mir auch so unsagbar schwer, von Dir getrennt zu werden. Und das hat – so fürchte ich – eine dunkle Wolke zwischen Gott und mich geschoben. Immer haben Gott und sein Auftrag bei mir an erster Stelle gestanden, aber in mancher Hinsicht war es nicht so, wie es sein sollte. Ich habe die Arbeit nie bewusst vernachlässigt, aber ich habe Dich sehr, sehr ungern verlassen. Dabei möchte ich mich von ganzem Herzen in den Dienst Gottes stellen. Möge er das in mir bewirken.«

Auf dem Schiff entwarf Taylor die Predigt, die er auf der Konferenz halten sollte. Ihr Thema: »Das Herz Jesu und seine Allgenügsamkeit«. In seiner Auslegung von der Speisung der Vier-

tausend (Matthäus 15,29-39) wollte er sagen: »Ich bin so froh, dass es eine große Menge war, so groß, dass die Jünger es ganz einfach für unmöglich hielten, allen etwas zu essen zu geben. Und doch war die Menge wirklich in Not, brauchte sofort Hilfe. Man musste ihnen entweder gleich helfen oder konnte gar nichts tun … In diesem Augenblick genügte die bloße Anwesenheit der Jünger nicht! Sie hätten vielleicht sagen können: ›Ach, die armen Menschen!‹ Sie hätten vielleicht bedauern können, dass sie nicht mehr Brot dabeihatten. Doch sie hätten die Menschen hungrig fortschicken müssen. Aber Jesus war da, und er sorgte dafür, dass sein von Barmherzigkeit geprägter Wille ausgeführt wurde. Alle bekamen etwas zu essen, alle wurden satt, alle gingen zufrieden und gestärkt nach Hause. Und die Jünger wurden nicht nur getadelt und bekamen nicht nur eine Lektion erteilt. Nein! Auch sie erfuhren eine Bereicherung.«

Als Taylor schließlich vor der großen Zuhörerschaft, die sich aus allen protestantischen Missionsgesellschaften in China zusammensetzte, seine Ansprache hielt, wich er von seinem ursprünglichen Entwurf ab, um über die Kraft des Heiligen Geistes zu sprechen – ein Thema, das ihm in seinem letzten Lebensabschnitt besonders wichtig geworden war.

»Wenn wir hier auf dieser Konferenz beschließen, das Gebot des Herrn uneingeschränkt zu befolgen, können wir eine solche Ausgießung des Heiligen Geistes erleben, ein solches Pfingsten, wie es die Welt nicht mehr erlebt hat, seit der Heilige Geist in Jerusalem ausgegossen wurde.[102] Gott gibt seinen Geist nicht denen, die immer mit ihm gefüllt sein wollen, sondern ›denen …, die ihm gehorchen‹[103]. Wenn wir als einen Schritt des Gehorsams den Entschluss fassen, dass in diesem Land jeder Bezirk, jede Stadt und jedes noch so kleine Dorf das Evangelium hören soll, und zwar

102 A. d. H.: Gemeint ist, dass sie ein solches Wirken des Heiligen Geistes erleben würden, wie es dies seit Pfingsten nicht mehr gegeben hatte.

103 A. d. H.: Apostelgeschichte 5,32.

möglichst bald, und wenn wir tatsächlich an die Arbeit gehen, dann glaube ich, dass der Heilige Geist mit solcher Macht herabkommen wird, dass wir plötzlich Möglichkeiten haben, von denen wir nichts geahnt haben. Wir werden erleben, wie das Feuer von den Hirten auf die Herde überspringt, und so würden unsere einheimischen Mitarbeiter und die ganze Gemeinde Gottes gesegnet werden. Gott gibt seinen Heiligen Geist denen, die ihm gehorchen. Bemühen wir uns darum, sein Gebot für uns wirklich zu verstehen. Und dies geschieht jetzt, wo wir die besten Gelegenheiten haben. Denn das Land ist heute so offen wie nie zuvor, wir haben so viele Möglichkeiten, und Gott hat seinem Volk Dampflokomotiven und Telegrafen zur Verfügung gestellt, um seine Ziele schnell zu erreichen … Und dabei brauchen wir nur 25 Evangelisten in jeder Missionsgesellschaft, um 1000 neue Mitarbeiter zu bekommen!«

Die Konferenz endete mit einem Aufruf, innerhalb von fünf Jahren 1000 neue Mitarbeiter für alle Bereiche der Mission zu finden, auch Lehrer und Ärzte. Es war ein mehr als bedeutungsvoller Aufruf, kam er doch von den Leitern amerikanischer sowie englischer und anderer europäischer Missionsgesellschaften.

Im April desselben Jahres eröffnete die CIM ihre neue und große chinesische Zentrale in Shanghai. 200 Gäste kamen zur Einweihungsfeier in die Wusong-Straße, darunter drei gute Freunde Taylors aus der Anfangszeit: William Muirhead, Joseph Edkins und John Nevius. Am Eingang lasen sie die Inschrift: »Zur Ehre Gottes und zum Bau seines Reiches in China«. Die CIM wurde nicht erwähnt.

Gleichzeitig und unabhängig voneinander gelangten vier Pastoren aus Melbourne zu der Überzeugung, dass auch die australischen Christen etwas zur Evangelisierung Chinas unternehmen sollten. Also luden sie Hudson Taylor zu einem Besuch nach Australien ein. Er kam im August, und wie immer sprach er überall vor großen Menschenmengen.

In einer großen presbyterianischen Kirche in Melbourne stellte der Leiter der Veranstaltung Taylor als »unseren berühmten Freund« vor. Taylor blieb eine oder zwei Sekunden lang still, dann sagte er: »Liebe Freunde, ich bin der kleine Diener eines berühmten Herrn.«

Während seines Aufenthalts in Melbourne wohnte Taylor bei Pastor H. B. Macartney, der von sich selbst sagte, er habe eine »besonders nervöse Veranlagung«, die ihn in seinem viel beschäftigten Leben »den ganzen Tag zittern ließ«.

»Ich bin im Arbeitszimmer«, sagte er zu Hudson Taylor, »und Sie im großen Gästezimmer. Sie haben mit Millionen Menschen zu tun, ich vielleicht mit einigen Dutzend. Ihre Briefe sind äußerst dringend, auf meine könnte man unter Umständen auch verzichten. Und trotzdem bin ich belastet und voller Sorgen, während Sie immer ruhig bleiben. Warum ist das so?«

»Mein lieber Macartney«, antwortete Taylor, »der Friede, von dem Sie sprechen, ist für mich mehr als ein erfreuliches Privileg, er ist eine Notwendigkeit. Ich könnte all die Arbeit gar nicht bewältigen, wenn nicht der Friede Gottes, ›der allen Verstand übersteigt‹[104], mein Herz und meinen Sinn bewahren würde.«

»Da ist ein Mann von fast 60 Jahren«, schrieb Macartney, »der unglaubliche Lasten trägt und doch absolut ruhig und gelassen bleibt. Diese Stapel von Briefen, die er erhält! Und jeder könnte doch eine schlechte Nachricht enthalten: den Tod eines Mitarbeiters, Geldmangel, Aufstände oder andere Probleme. Aber er öffnet, liest und beantwortet sie alle mit derselben Gelassenheit – Christus ist der Grund seines Friedens, er gibt ihm die Kraft zur Ruhe.«

Zu dem Haus der Macartneys in Melbourne gehörte eine für jedermann zugängliche große Wiese – überwuchert mit Heide und wilden australischen Blumen. Macartney erinnerte sich sehr lebhaft daran, wie Hudson Taylor häufig hinauslief und die Farben, die Schönheit der Umgebung »mit der Begeisterung eines Kindes« genoss.

104 A. d. H.: Philipper 4,7.

Doch Macartney konnte nicht ahnen, mit welchem Kummer sich Taylor plagte. Die Trennung von Jennie und den Kindern war für ihn fast unerträglich geworden. Und aus England war die Nachricht gekommen, dass Hudsons Sohn Charles Edward, der jetzt 21 Jahre alt war und in Cambridge studierte, »fern von Gott« war und einen schlechten Einfluss ausübte. Dennoch hatte Hudson auf der Reise nach Australien an Jennie geschrieben: »Meinst Du nicht, Du könntest zu mir kommen, wenn ich wieder in China bin?«

In Queensland wohnte Hudson bei Pfarrer John Southey und dessen Frau in Ipswich nahe bei Brisbane. Southey war 34 Jahre alt, hatte drei Kinder und kam aus England. Er war nach einer Krankheit auf den Rat eines Arztes hin nach Australien ausgewandert. Als Southey am Bahnhof stand, um Taylor abzuholen, hielt er angestrengt nach einer auffallenden Erscheinung Ausschau. Welche Enttäuschung, als er dann Taylor sah! »Doch«, ermutigte er sich im Gespräch mit seiner Frau, »ich bin sicher, er ist ein guter Mann.«

Nach einem kurzen Gespräch mit Taylor flüsterte Mrs Southey heimlich ihrem Mann zu: »Sieh doch mal, wie sein Gesicht leuchtet!« Auch Southey hatte es beobachtet. Woher mochte das nur kommen? »Er hatte seinen Blick so beständig auf Gott gerichtet und hatte so tiefe Gemeinschaft mit ihm, dass eine Art himmlisches Licht auf seinem Gesicht zu liegen schien. Schon nach ganz kurzer Zeit in unserem Haus wich meine anfängliche Enttäuschung über Hudson einer tiefen Verehrung und Liebe. Nie zuvor hatte ich so deutlich erkannt, was die Gnade Gottes tun kann … Er war ein sehr angenehmer Gast: freundlich, herzlich, aufmerksam, großzügig. Ganz selbstverständlich passte er sich unserem Tagesablauf an, erschien pünktlich zu den Mahlzeiten, versuchte, uns so wenig wie möglich zur Last zu fallen, und bedankte sich ohne Umschweife für jeden kleinen Dienst, den man ihm erwies. Uns fiel auf, wie wenig er sich selbst in den Mittelpunkt stellte. Er war wirklich demütig.«

Auch die Southeys hatten von dem Aufruf hinsichtlich 1000 neuer Missionare gehört und sprachen mit Taylor darüber, ob sie sich auch für den Dienst in China melden sollten. Taylor schien

vorsichtig. Er schilderte ihnen ganz genau, welche Verhältnisse sie in China antreffen würden; erzählte vom schwierigen Klima, den Unbequemlichkeiten, der mangelnden medizinischen Versorgung und von der schmerzlichen Trennung von den Kindern. Er, der es so genoss, durch ihren Garten zu schlendern, sagte bei einer Gelegenheit zu Mrs Southey: »Einen solchen Garten werden Sie in China nicht haben!« All das waren Hinweise für sie, nicht nach China zu gehen. John Southey wurde später der Direktor der CIM-Heimatzentrale in Australien und Neuseeland.[105]

Ende November 1890 segelte Taylor mit der ersten Gruppe von CIM-Missionaren aus Australien und Tasmanien nach China. Es waren vier junge Männer und acht Frauen. Als sie kurz vor Weihnachten in Shanghai ankamen, wartete auf Hudson die größte erdenkliche Freude: Jennie war nach neunjähriger Abwesenheit wieder nach China zurückgekehrt. Verwandte und Mitarbeiter der Pyrland Road hatten alles so arrangiert, dass sie Jennies Aufgaben zu Hause übernehmen konnten. Nie wieder wollten Hudson und Jennie so lange voneinander getrennt sein.

Zwischen Januar und April 1891 trafen noch sechs weitere Missionsgruppen aus Europa, den Vereinigten Staaten, Kanada und Australien ein, darunter auch John Southey. Die CIM war wieder um 78 Mitarbeiter reicher. Im Februar kamen – im Abstand von einer Woche – zwei Gruppen aus Skandinavien. Es waren 50 Mitglieder des Skandinavischen Missionsbundes, der sich der CIM angliedern und nach denselben Grundsätzen arbeiten sollte. Die Skandinavier sangen und musizierten gern und brachten den Mitarbeitern in der Wusong-Straße mit Gitarrenbegleitung einen schwedischen Choral nach dem anderen bei. Es waren die ersten der 1000 neuen Missionare.

105 A. d. H.: Offiziell war er für »Australien und Asien« zuständig. Die kurz danach erwähnte Reise John Southeys nach China diente gewiss dem Kennenlernen dieses Missionsfeldes, bevor er sich in Australien wieder den Aufgaben in der Heimatzentrale widmete.

43 Die Kraft des Heiligen Geistes

Missionare sind die Vortruppen der westlichen Nationen, die China unterwerfen wollen. Sie haben magische Kräfte, um die Chinesen zu verderben. So reißen sie ungeborene Kinder aus dem Leib ihrer Mütter und stechen Toten die Augen aus, um Silber zu gewinnen. Jesus führte ein zügelloses Leben mit den Frauen von Judäa und wurde zum Tode verurteilt, weil er den Harem des Königs geschändet hatte. Die Christen beten ein Schwein (ein Wortspiel mit dem chinesischen Begriff für ›Herr‹) an und weigern sich, den Himmel, die Erde, die Sonne, den Mond, die Sterne, die Vorfahren und die Weisen zu verehren.«

So stand es in den Pamphleten, die mit Genehmigung eines Beamten aus Changsha, der Hauptstadt der ausländerfeindlichen Provinz Hunan, verteilt wurden. Und es kam, wie es kommen musste! 1891 brachen im ganzen Jangtsetal Unruhen aus. Sogar in Shanghai, wo dieser längste chinesische Fluss ins Meer mündet, hatten die Behörden mit Plünderungen und Gewaltausbrüchen zu kämpfen. Ein wesleyanischer Missionar – allerdings kein Mitglied der CIM – wurde ermordet, während er auf ein Dampfboot wartete; ebenso der europäische Zollbeamte, der ihm helfen wollte. Auch römisch-katholische Missionare fielen den Unruhen zum Opfer. Die Mitglieder der CIM blieben verschont, und auch keine ihrer Stationen wurde angegriffen. Drohungen hatte es freilich mehr als genug gegeben.

Die ausländischen Regierungen schickten Kriegsschiffe, um ihre Staatsangehörigen zu schützen. Sie bestanden darauf, dass der Kaiser den Provinzbeamten befehlen sollte, die Missionare zu schützen. Peking war von dieser Forderung zwar nicht sonderlich begeistert, doch angesichts der überlegenen Macht der westlichen Staaten gab es nach.

»Ich sehe in den Aufständen die Reaktion des Satans auf den Aufruf unserer Konferenz um 1000 neue Mitarbeiter«, schrieb Hudson Taylor. »Doch Gott wird handeln, und wenn unser Feind mächtig ist, so ist Gott allmächtig.« Taylor verfasste ein Rundschreiben an alle Missionare, in dem er darauf hinwies, wie sie sich in gefährlichen Situationen verhalten sollten. »Wir ermutigen die Neubekehrten immer wieder, in Zeiten der Verfolgung standzuhalten und um Christi willen Verluste in Kauf zu nehmen. Vielleicht denken sie, wir hätten leicht reden. Denn sie sehen, dass es uns gut geht und wir weder Gefahren noch Verluste erdulden müssen. Wenn wir aber in Gefahr geraten, dann werden sie uns sehr genau beobachten und sich selbst ein Urteil darüber bilden, ob wir wirklich glauben, dass ›der Arm des Herrn allein genügt und unsere Hilfe sicher ist‹ … Jahrelange Unterweisung würde auf sie keinen so großen Eindruck machen wie unser Verhalten in Zeiten der Verfolgung.«

Im Oktober ließen die Unruhen nach, zum Teil wegen des ständigen Regens (um den die CIM gebetet hatte), aber auch, weil Peking auf die Provinzbehörden Druck ausübte.

Nachdem John Stevenson fünf Jahre lang die schwere Arbeit des stellvertretenden Direktors getan hatte, musste er nach Großbritannien zurückkehren, um sich zu erholen. Taylor war nun allein für alles verantwortlich und konnte Shanghai nicht verlassen. »Selbst Sie, lieber Mr Howard«, schrieb Hudson dem Direktor der Heimatzentrale in London, »können kaum einschätzen, wie es hier draußen ist, was es bedeutet, unsere geschätzten Mitarbeiter zu kennen und zu lieben, von ihren Sorgen und Problemen zu hören, von ihren Enttäuschungen und Belastungen. Wenn jemand krank geworden ist und Hilfe braucht, schreibt man mir, und ich muss helfen. Ich bekomme Telegramme, in denen man mich dringend um Rat in einer drohenden Gefahr bittet oder mir den Tod eines Mitarbeiters meldet. Ich erhalte Berichte über Massaker und Brandstiftungen und über all die unzähligen, weniger aufsehenerregenden Zwischenfälle.

Dazu kommen die tägliche Verantwortung und die finanziellen Bedürfnisse einer Missionsgesellschaft, die nun fast 500 Mitarbeiter zählt. Es gibt nur eine Möglichkeit, angesichts der zahllosen Anforderungen nicht zu verzagen: Es gilt, alles, so wie es kommt, vor unseren Herrn zu bringen. Er hilft, und er versteht nichts falsch.«

Einige Mitglieder des Londoner Rates waren ungehalten darüber, dass der China-Rat bei der Abfassung der Grundsätze der CIM und beim *Book of Arrangements* eine so große Rolle gespielt hatte. Diese Spannungen waren auch in den 90er-Jahren noch zu spüren und führten dazu, dass fast 30 Missionare die CIM verließen. Hudsons Kommentar: »Der Teufel scheint sehr aktiv zu sein.«

Aber auch Hudsons Verhältnis zum Londoner Rat war nicht ungetrübt. Wenn er nicht in London war, hatte er den Eindruck, dass der Londoner Rat ihn ignorierte oder doch zumindest Informationen zurückhielt. Benjamin Broomhalls Engagement gegen den Opiummissbrauch schien ihn von seiner Verwaltungsarbeit für die CIM abzulenken; ein Vorwurf, den Broomhall für »völlig ungerechtfertigt« hielt.

Möglich, dass die Rivalitäten zwischen dem Londoner Rat und dem China-Rat sogar unvermeidlich waren. Immerhin wollte Taylor, dass der China-Rat Führungsvollmachten besaß und sich an den praktischen Erfahrungen und Problemen der regionalen Leiter orientierte. Der Londoner Rat sah sich dagegen als oberstes Organ der CIM, dem sich alle anderen Gremien unterzuordnen hatten. Für die Führungsrolle des Londoner Rates sprach sich vor allem William Sharp aus. Schließlich müsste der Rat den Freunden und Spendern der CIM für die Arbeit in China Rede und Antwort stehen, argumentierte er. Sharp machte seinem Namen alle Ehre,[106] als er an Taylor schrieb: »Sie haben einen Rat eingerichtet, der Sie offiziell berät. Doch Sie sollten auch die Führungsvollmacht des Rates anerkennen. Wenn er mit Ihnen nicht einer Meinung ist, ver-

106 A. d. H.: »Sharp« kann mit »scharf« wiedergegeben werden.

suchen Sie immer, dem Rat Ihre Ansichten aufzuzwingen. Sie sollten der Missionsgesellschaft freie Hand lassen und sich auf die Verkündigung und den Gemeindeaufbau konzentrieren.« Diese Haltung teilten die anderen Mitglieder des Rates allerdings nicht.

Dem Londoner Rat die oberste Vollmacht zu geben, hätte freilich einem wichtigen Prinzip der CIM widersprochen: der Leitung von China aus. Das aber hatte auch Konsequenzen. Als der Londoner Rat sich für einige Missionare einsetzte, die Teilen des *Book of Arrangements* nicht zustimmen wollten, erwiderte Taylor, das sei eine Angelegenheit des Missionsfeldes, nicht der Heimatzentrale.

Dabei begründete er zusammen mit dem China-Rat, weshalb Angelegenheiten, die China betrafen, auch in China geregelt werden sollten. Im Blick auf den internationalen Status der CIM schrieben sie: »Alle Mitarbeiter zu einer einzigen Gemeinschaft zu verschmelzen, ist das Gebot der Stunde. Alles, was in uns ein Gefühl des Andersseins und der Trennung aufrechterhält, muss unbedingt vermieden werden. ›Niemand kann zwei Herren dienen.‹[107] Der vorgeschlagene Grundsatz [dem zufolge London das letzte Wort haben sollte] würde in der Praxis nur dazu führen, dass manche sich weniger mit der CIM verbunden fühlen und dass manche sagen: ›Wir kommen von diesem und jenem Gremium; ihm sind wir verpflichtet und nicht euch.‹ … Eine ohnehin schwierige Aufgabe würde dadurch um ein Vielfaches erschwert.«

Als Antwort verwies der Londoner Rat darauf, dass es die christliche Öffentlichkeit nicht gern sehe, wenn Taylor dem China-Rat Führungsvollmachten übertrage. Er allein sollte über alle Personalfragen entscheiden, doch der Londoner Rat müsste an der endgültigen Fassung der CIM-Grundsätze und des *Book of Arrangements* maßgeblich mitarbeiten. Außerdem wollte London das Recht bekommen, dem China-Rat Verbesserungsvorschläge zu unterbreiten.

107 A. d. H.: Matthäus 6,24.

Im November 1891 traf der Brief mit diesen Forderungen des Rates in Shanghai ein. Für Taylor ein wahrhaft vernichtendes Schreiben. Seiner Meinung nach befand sich die Mission in der schlimmsten Krise seit ihrer Gründung. »Sie haben keine Mittel, um 500 Missionare zu unterstützen«, schrieb er zurück. »Sie können die Missionare nicht vor Aufständischen und Unruhestiftern schützen, und Sie können nicht hierherkommen, um die Angelegenheiten der Missionsgesellschaft zu regeln. Wir müssen in der Verantwortung vor Gott leben.«

In dieser Zeit fürchtete Jennie oft, die Belastung wäre zu groß, und Hudson könnte daran sterben.

Glücklicherweise gab es für Hudson noch etwas anderes als die Krise der CIM. Aus den Rocky Mountains hatte er sich Pflanzen mitgebracht, die er nun liebevoll pflegte – in der eigens dafür verglasten Veranda seines Zimmers in der Wusong-Straße.

Die organisatorische Krise der CIM konnte ihn auch nicht davon abhalten, für die geistlichen Nöte der Mitarbeiter offenzubleiben. Im März 1892 schickte er an sie einen wichtigen Rundbrief. Er berichtete, dass sich vor kurzer Zeit einige Seeleute, chinesische Dienstboten sowie Einwohner und Besucher Shanghais bekehrt hatten – mehr als in den vergangenen Jahren. »Was alle Missionsgesellschaften heute am meisten brauchen«, meinte er dann, »ist die deutliche Gegenwart des Heiligen Geistes. Hunderttausende von Traktaten und Bibelteilen sind im Land verteilt worden. In Tausenden von Predigten wurde das Evangelium verkündigt. Missionare sind Zehntausende von Kilometern gereist – und doch! Wie wenig ist dabei im Blick auf eindeutige Bekehrungen herausgekommen! Wir als Missionsgesellschaft müssen uns demütig vor Gott beugen. Wir haben zwar viel Segen erlebt, und manche Seele ist gerettet worden. Doch wo ist der eine, der ›tausend jagen‹ kann, oder wo die zwei, die ›zehntausend in die Flucht treiben‹[108]? Wo

108 A. d. H.: Vgl. jeweils 5. Mose 32,30.

sind die Durstigen, deren Durst jetzt gestillt ist, aus deren Leib nun Ströme lebendigen Wassers fließen?

Vielleicht sind es nur wenige von uns, die mit den Ergebnissen unserer Arbeit zufrieden sind. Und so mancher mag denken, dass wir weiter voranschreiten würden, wenn wir eine bessere, vielleicht auch aufwendigere Organisation hätten. Doch meiner Meinung nach brauchen wir keine bessere Organisation. Was wir brauchen, ist göttliche Kraft. Werden nämlich die Dutzende oder Hunderte, die wir nun täglich erreichen, nicht für Christus gewonnen, was nützte uns dann eine bessere Organisation, durch die wir die doppelte Anzahl von Menschen erreichen? Sollten wir nicht besser alles ruhen lassen, uns vor Gott demütigen und darum beten, dass er uns mit dem Heiligen Geist füllen und uns zu Arbeitern machen möge, durch die er mit unüberwindlicher Kraft wirken kann?

Jetzt, genau in diesem Moment, gehen Seelen verloren, weil wir diese Vollmacht nicht besitzen, und in diesem Moment segnet Gott alle, die diesen Segen im Glauben von ihm erbitten. Alles ist bereit, wenn wir bereit sind. Deswegen bitten wir Gott, uns zu prüfen und all das zu entfernen, was sein Wirken durch uns so sehr behindert. Wenn wir versucht sind zu klagen, über andere Mitarbeiter schlecht zu denken oder zu reden; wenn wir uns zu losem Gerede und Witzeleien haben verführen lassen, ›die sich nicht gehören‹[109]; wenn wir es zugelassen haben, dass weniger wichtige Dinge unsere Zeit und Aufmerksamkeit beanspruchen, die Gott zustehen; wenn wir unser Bibellesen und das persönliche Gebet vernachlässigt haben – dann lasst uns das alles vor Gott bekennen und ihn um die Vergebung bitten, die uns verheißen ist. Und in Zukunft wollen wir solche Schwächen meiden. Und wenn wir uns darum bemüht haben, diese Hindernisse zu beseitigen und uns Gott neu zur Verfügung zu stellen, dann lasst uns den Heiligen Geist tatsächlich empfangen, damit er in den gereinigten Tempel einziehen und dort regieren kann.«

109 A. d. H.: Epheser 5,4 (Schlachter 2000).

Am 16. April 1892 stellte der China-Rat seine Tagesordnung zurück. Im Protokoll der Sitzung war zu lesen: »Statt sich zu einer Konferenz zu versammeln, vereinte sich der China-Rat mit den Mitgliedern der Mission in Shanghai zum Gebet. Sie beteten für sich selbst, für die gesamte Mission in China und für die Heimatzentrale um das Erfülltwerden mit dem Heiligen Geist.«

Die Gebete des Rates wurden erhört. »Gott wirkt in unserer Mitte«, schrieb Jennie noch im gleichen Monat. »Er demütigt einen nach dem anderen und erfüllt ihn mit dem Heiligen Geist. Wir treffen uns häufig und erleben eine große Freiheit und Kraft.«

Im Mai 1892 fuhren Hudson und Jennie nach Kanada, um mit Henry Frost anstehende Fragen zu besprechen und die Mitglieder des Nordamerikanischen Rates zu treffen. Frost überredete die beiden, länger zu bleiben und sich gründlich zu erholen. Als Nächstes reisten sie nach Großbritannien. Dort traf sich Taylor erst mit einzelnen Mitgliedern des Londoner Rates und dann mit dem gesamten Gremium. Nach langen zermürbenden Verhandlungen mit dem Rat nahm dieser seine Forderungen etwas zurück. Unstimmigkeiten und eine gewisse Bitterkeit blieben bestehen.

Doch die organisatorischen Probleme waren nicht die einzigen, mit denen die CIM zu kämpfen hatte. 1892 waren nur wenige Spenden eingegangen. 1887 – in dem Jahr, als die Einhundert ausgesandt wurden – waren 30 000 Pfund zusammengekommen, 1888 knapp 33 000, 1889 fast 49 000, 1890 weniger als 30 000 und 1891 etwas mehr als 36 000. Doch 1892 wurden monatlich nur noch gut 2000 Pfund gespendet. Dies war wohl darauf zurückzuführen, dass Gerüchte über die Streitigkeiten in der Führung der CIM nach außen gedrungen waren.

Am 3. Oktober 1892 kehrte Taylor von einer Schottlandreise zurück und erfuhr, dass die Spenden im September besonders gering gewesen waren. Das monatliche Telegramm, in dem die Höhe der Einnahmen nach Shanghai übermittelt wurde, war noch

nicht abgeschickt worden. Charles Fishe, der inzwischen CIM-Finanzsekretär war, wollte die Situation erst mit Hudson Taylor besprechen.

»Ich denke, wir sollten noch einen Tag warten, bevor wir nach Shanghai telegrafieren«, schlug Taylor vor. »Bis dahin legen wir unsere normale Arbeit beiseite und bitten Gott um Hilfe.«

»Aber wir können das, was jetzt noch auf unser Gebet hin kommen mag, nicht zu den Septembereinnahmen hinzuzählen«, wandte Fishe ein. Normalerweise wurden die Mitteilungen nur einmal im Monat versandt.

Also einigten die beiden Männer sich darauf, das Telegramm mit den geringen Septembereinnahmen abzuschicken. Am Mittag trafen sich alle Mitarbeiter in der Pyrland Road, um speziell wegen der seit einigen Monaten anhaltenden Finanzkrise zu beten.

Am späten Nachmittag kam ein Brief mit einem Scheck über 500 Pfund und dem Vermerk, das Geld sei »zur sofortigen Übermittlung nach China« bestimmt. Der China-Rat hatte sich gerade zu seiner Herbstsitzung versammelt, als das erste Telegramm mit der Nachricht über die geringen September-Spenden eintraf. Die Mitglieder des Rates dankten Gott für die Hilfe in vergangenen Krisenzeiten und beteten um größere Summen. 24 Stunden später kam die Nachricht über die 500 Pfund, und John Stevenson verkündete die frohe Nachricht, er habe zusätzlich nochmals 500 Pfund erhalten. Im Protokoll des Rates stand: »Die Mitglieder erhoben sich von ihren Plätzen, um Gott Lob darzubringen.«

Im Januar 1893 kam Henry Frost aus Kanada nach London. Ihm vor allem war es zu verdanken, dass sich bei den organisatorischen Streitigkeiten die Wellen geglättet hatten und Lösungen gefunden worden waren. Der Geschäftsmann Walter Sloan wurde zum Missionssekretär ernannt. Er sollte die Routinearbeiten im Londoner Büro übernehmen und einen Sitz im Rat haben. So blieb dem Generalsekretär Broomhall mehr Zeit für die Anti-Opium-Kampagne und die Öffentlichkeitsarbeit.

Im März waren die Streitigkeiten, an der die CIM fast zerbrochen wäre, beigelegt. Man einigte sich darauf, dass sich der Londoner Rat, der China-Rat und der Nordamerikanische Rat in regelmäßigen Abständen treffen sollten, um ihre Leiter zu bestimmen; dass aber keiner von ihnen die Führungsvollmachten bekommen sollte. Das umstrittene *Book of Arrangements* wurde in verschiedene Abschnitte unterteilt, die für Missionare in den unterschiedlichen Rängen galten. Henry Frost wurde zum Direktor der Heimatzentrale von Nordamerika ernannt und John Stevenson in seinem Amt als stellvertretender Direktor bestätigt.

44 Mit der Familie unterwegs

Im Februar 1894 verließen Hudson und Jennie England und reisten nach China; für Hudson war es die neunte Reise. Sie kamen im April in Shanghai an, wo Geraldine Guinness, die sie begleitet hatte, Hudsons zweiten Sohn Howard heiratete. Beide waren übrigens die Autoren der später so viel gelesenen Biografie Hudson Taylors.

Nur einige Wochen später planten Jennie und Hudson bereits ihre Rückkehr nach England, wo sie den »Vorstoß« voranzubringen hofften. Der »Vorstoß« – so nannten sie das Projekt, das durch den Aufruf hinsichtlich 1000 neuer Missionare entstanden war. Dann aber gab es Probleme in den nördlichen Provinzen, und Hudson beschloss zu bleiben, weil er in China gebraucht wurde. Gerade in der heißesten Zeit des Jahres brachen Hudson und Jennie zu einer Reise ins Inland auf – in Gebiete Chinas, in denen es noch keinen Eisenbahnverkehr gab. Und diese Reise sollte immerhin drei bis vier Monate dauern.

Als Howard und Geraldine aus ihren Flitterwochen nach Shanghai zurückkehrten, waren Howards Eltern nicht mehr da. Howard, der Arzt war, bangte um die Gesundheit seines Vaters, und so reisten die Jungvermählten Hudson und Jennie kurz entschlossen hinterher. In Hankou holten sie die Eltern ein.

»Diese Reise könnte dich das Leben kosten«, warnte Howard seinen Vater. »Ja, ich weiß«, erwiderte Taylor. »Aber wir dürfen nicht vergessen: ›… auch wir sind schuldig, für die Brüder das Leben hinzugeben‹« (1. Johannes 3,16)

Zu fünft verließ die Familie im Mai Hankou: Hudson und Jennie, Howard und Geraldine sowie Joe Coulthard[110], der 1879

110 A. d. H.: Offiziell hieß er John Joseph Coulthard (1859 – 1956).

nach China gekommen war und vor zwei Jahren Hudsons Tochter Maria geheiratet hatte. Jeden Tag – vom Sonntag einmal abgesehen – waren sie 14 Stunden unterwegs. Howard und Geraldine waren zutiefst beeindruckt, wie freundlich und zugänglich sich die Menschen zeigten. Die Chinesen wiederum, denen die Familie so viel bedeutete, waren begeistert von dieser Familie.

»Seht mal, wie sie uns alle anlächeln!«, sagte Geraldine. »Vielleicht weil wir ihnen so zulächeln!«, entgegnete Howard.

Weniger beeindruckt war das jung verheiratete Paar von den Wirtshäusern, in denen sie übernachteten. Englische Kuhställe waren – aus ihrer Sicht – dagegen komfortabler und luxuriöser. Doch die »Schubkarren« – in jener Zeit das klassische Transportmittel in der Provinz Henan – waren aus ihrer Sicht annehmbar. Die Karren besaßen ein stabiles hölzernes Fahrgestell mit einem großen Rad in der Mitte, Griffen an beiden Enden und einem Dach aus Bambusmatten. Die Fahrgäste durften vorn Essenskörbe und leichtes Gepäck aufladen. Ihr Bettzeug benutzten sie als Sitzkissen. Immerhin war es ein Trost, dass die Schubkarren »zwei Opfer transportieren konnten«. Die Fahrgäste saßen zu beiden Seiten des Rades und hatten den Blick nach hinten gerichtet. »Sobald wir aufgestiegen waren«, berichtete Geraldine, »warf sich ein kräftiger junger Karrenschieber den Gurt aus Segeltuch um die Schulter, hob die Karre hoch und balancierte sie aus, während wir in unseren Sitzen zurückgeschleudert wurden. Dann rief er dem anderen Mann zu, vorn an der Karre zu ziehen. Mit einiger Mühe setzte sich schließlich das schwerfällige Gefährt knarrend und ruckelnd in Bewegung. Uns umwehte der Staub von der sandigen Straße, aufgewirbelt durch die Füße der Männer und das Rad. Angsterfüllt klammerten wir uns am Gestell fest, als ginge es um unser Leben, während die Karre mühselig über Furchen und Steine holperte. Das trockene, ungeölte Rad drehte sich nur langsam, mit unharmonischem Quietschen. Große Schweißtropfen standen dem Mann auf der Stirn, der sich kaum einen Meter entfernt von uns so entschlossen unter seine Arbeit beugte. Die

freundlichen Menschenmengen verschwanden in der Ferne, und unsere Reise hatte begonnen.«

Nach zehn Tagen erreichten sie die belebte Marktstadt Zhoujiakou im Norden von Henan. Dort lebte und arbeitete Coulthard. Von den 70 Mitgliedern einer blühenden chinesischen Gemeinde wurden die erschöpften Reisenden herzlich aufgenommen. Zur Gemeinde gehörte auch der ehemalige Mandarin Chen, der mit einem hellen Seidenmantel bekleidet erschien, sich vor Taylor verneigte und sagte: »Wenn Sie nicht gewesen wären, verehrter Herr, hätten wir nie von der Liebe Jesu erfahren.«

Chen überreichte Taylor ein großes rotes Blatt Papier, auf dem er folgende köstliche Wortschöpfungen für ihn verfasst hatte:

> »Ich bade meine Hände und begrüße ehrfürchtig den ehrwürdigen Mr Taylor, der die CIM mit ihren würdigen Leitern, Ältesten und Pastoren gegründet hat.
>
> Sie, mein Herr, sind immer wieder zwischen China und dem Ausland hin und her gereist und haben viel Elend und Mühsal erduldet … In unserer Mitte haben Sie Ihr Amt eines Apostels besiegelt – 2. Korinther 12,11 … und 12,12 … Die wunderbare, erlösende Gnade unseres Heilands ist uns zum Segen geworden. Das aber konnte nur dadurch geschehen, dass Sie, mein Herr, zu uns gekommen sind und uns auf den rechten Weg geführt haben. Sonst hätten wir nie das Tor finden können, durch das wir auf den richtigen Weg gelangen …
>
> Gott möge es Ihnen, unserem alten Lehrer, schenken, dass Sie das Kommen unseres Herrn erleben, wenn Jesus Christus König der Könige und Herr aller Herren werden wird (Offenbarung 19,16). Wir sind gewiss, mein Herr, dass Sie im Tausendjährigen Reich ein hohes Amt innehaben, mit Christus eintausend Jahre regieren und dicht hinter ihm folgen werden, wenn er in den Himmel auffährt.
>
> In unserer kleinen Familie und in der kleinen Gemeinde in

und um Zhoujiakou gibt es niemanden, der Sie nicht zutiefst verehrt.
Mit ehrfürchtigen Friedenswünschen
das ganz und gar unwürdige Gemeindeglied Chen, genannt Pearly Wave.
Ich neige mein Haupt und grüße Sie ehrfürchtig.«

»Ich bin es nicht wert, dass der ehrwürdige oberste Pastor in mein kleines Haus einkehrt«, beteuerte Chen. Also ließ er ein chinesisches Festmahl kochen, das er der ganzen Taylor-Familie in Coulthards Haus schickte. Es waren sechs riesige Schüsseln mit verschieden zubereiteten Fleischstücken, wie sie sonst für die Ahnenverehrung verwendet wurden. Als Chen erfuhr, dass Taylor keinen Pfeffer essen durfte, gab er der Gruppe für die Weiterreise eine gesonderte Wegzehrung mit. Er verpackte die Vorräte schön und legte einen weiteren seiner herrlichen Briefe bei:

»Sehr geehrter und höchst ehrwürdiger Mr Taylor!
Chen Pearly Wave neigt sein Haupt vor Ihnen.
Ich schreibe diese Zeilen in großem Respekt vor Ihnen und überreiche Ihnen hiermit den Reiseproviant: in Öl gebratenes Hackfleisch, gewürzte Aprikosenkerne und eingelegte Wassermelonen. Bitte empfangen Sie dies gnädig aus meiner Hand. Von dem gewürzten Fleisch ist eine Sorte ohne Cayennepfeffer für unseren alten Lehrer gedacht, die anderen mit Pfefferschoten für Mr Coulthard und Ihren zweiten fürstlichen Sohn. Ich schreibe diesen Brief, um Ihnen Frieden zu wünschen.
Erster Tag des Mittsommermondes.«

Mit Chens großzügigen Vorräten ausgerüstet, wagte sich die Familie auf die nächste Etappe ihrer langen Reise. Einige Wochen fuhren sie mit Wagen, die von Mauleseln gezogen wurden. Eine lange Regenperiode hatte die Wege in einen einzigen Morast verwandelt. Von den Furten der Flüsse, die von Gebirgsbächen gespeist wur-

den, war an manchen Stellen nichts mehr zu sehen, weil die Flüsse zu reißenden Strömen geworden waren. Einmal näherten sich die Taylors einer tiefen Furt. Sie wollten gerade überqueren, als ein anderer Wagen sie überholte. Die Fahrer ärgerten sich, denn es galt in China als unschicklich, jemanden unaufgefordert zu überholen.

»Nun ja, dann können wir wenigstens sehen, wie gut sie über den Fluss kommen«, beruhigte jemand den Fuhrmann – ein geradezu prophetisches Wort! Die Missionare und ihre Fahrer konnten beobachten, wie die Maulesel des anderen Wagens tiefer und tiefer im Wasser versanken. Anfangs konnten sie noch gut stehen, bis sie zu einer Sandbank in der Flussmitte kamen und eine kurze Pause einlegen wollten. Entsetzt mussten die Leute am Ufer zusehen, wie die Maulesel und der Wagen mit den Passagieren in die Strömung hineingerieten. Das Wasser wurde tiefer und drang in den Wagen ein. Die Fahrer der Taylors schrien: »Bu-cheng, bu-cheng!« (»Das ist das Ende!«)

Der Wagen wurde von der Strömung erfasst und überschlug sich. Jedes Eingreifen der Zuschauer am Ufer war unmöglich. Das Gefährt – mit Tieren und Menschen – versank. Zuerst tauchten die Räder an der Oberfläche auf, dann die zerfetzte Abdeckung des Wagens. Die Maulesel blieben verschwunden, und auch für die Menschen auf dem Wagen schien es keine Hoffnung mehr zu geben. Doch dann wurde der Wagen an einer Flussbiegung am anderen Ufer angespült. Wie durch ein Wunder konnten die chinesischen Fahrer und die Reisenden lebend aus dem Wrack gezogen werden. Nach diesem Erlebnis verzichteten die Taylors darauf, den Fluss zu überqueren. Sie fuhren einen langen Umweg bis zu einem Fährboot, das sie, den Wagen und die Maulesel sicher hinüberbrachte.

Wochen später, an einem Abend, näherten sich die Reisenden der Stadt Xian. Bereits aus einer Entfernung von 16 Kilometern konnten sie vor dem roten Abendhimmel die romantische Silhouette der Stadtmauer mit ihren Türmen und Toren sehen. Xian

war die bedeutendste Stadt unter den in einer großen Ebene gelegenen 22 wichtigen Städten, 60 Marktstädten und zahllosen Dörfern, die sich auf einer Fläche von 19 000 Quadratkilometern in Zentral-Shaanxi ausbreiteten. Innerhalb von acht Jahren hatte ein Team von CIM-Pioniermissionaren unter Leitung von Thomas Botham die heftigen Widerstände überwunden und viele Missionsstationen in dem Gebiet eingerichtet. 50 skandinavische Missionare waren angekommen, nachdem die Pionierarbeit schon erste Früchte trug, und mit ihren Gitarren war es ihnen sogar gelungen, in der traditionell ausländerfeindlichen Hauptstadt Xian eine gute Arbeit aufzubauen.

Nicht zuletzt aus diesem Grund hatte Taylor seine lange Reise unternommen – um den Dienst der skandinavischen Hilfsmissionare so zu organisieren, dass sie harmonisch mit Botham und den Pioniermissionaren zusammenarbeiten konnten.

George Easton und der Skandinavier Hendriksen begrüßten Taylor und seine Begleiter in chinesischer Kleidung, mit großen Strohhüten auf dem Kopf. Dann führten sie ihre Gäste in die Stadt. In jedem Haus, in dem die Taylor-Familie aufgenommen wurde, gab es glücklicherweise einen Brunnen mit reinem, kühlem Wasser.

»Nach unserer langen und Durst hervorrufenden Reise«, sagte denn auch Taylor zu den Skandinaviern, als sie das Abendmahl zusammen feierten, »war es einfach wunderbar, wenn wir uns mit dem kühlen, köstlichen Wasser erfrischen konnten. Seit wir in Xian angekommen sind, haben wir nie Durst gelitten. Auch Jesus gibt mir einen Brunnen, eine Quelle mit lebendigem Wasser tief in meinem Herzen – denn dort ist er immer gegenwärtig. Was tun wir mit unseren Brunnen? Wir gehen hin und holen Wasser. Wenn wir getrunken haben, sind wir nicht mehr durstig. Und wenn wir Jesus haben und aus dieser Quelle trinken, dann brauchen wir nie wieder Durst zu haben.«

Die skandinavischen Mitarbeiter waren kritisiert worden, weil sich – wie eine deutsche Zeitung in Shanghai berichtet hatte –

»20 unverheiratete Frauen ohne Schutz« in ständiger Gefahr befanden, ohne dass männliche Missionare da waren, die ihnen helfen konnten. »Können die Chinesen die guten Absichten dieser Frauen erkennen – oder wird nicht ihr Misstrauen in eine andere Richtung gelenkt?«

Taylor arbeitete daraufhin Richtlinien für das Verhalten der Missionarinnen aus und lockerte im Hinblick auf die alleinstehenden Frauen die CIM-Regel, wonach man erst heiraten sollte, wenn man zwei Jahre in China gearbeitet hatte. Den Skandinaviern teilte er in der Xian-Ebene ein großes Gebiet zu, das auch die Hauptstadt umfasste. Dort sollten sie evangelisieren und Gemeinden gründen. Hendriksen arbeitete künftig als leitender Missionar mit Thomas Botham zusammen.

Ende Juli reisten Hudson und Jennie nach Nordosten weiter, in den südlichen Teil der Provinz Shanxi. Dort wohnten sie ein paar Tage bei Pastor Hsi und seiner Frau. Die beiden führten die Taylor-Familie durch eine Reihe von Höfen zu einem offenen Platz, wo bereits eine Mahlzeit vorbereitet war. Dann saßen alle unter einer braunen Markise, die von einem Dutzend oder mehr Stangen gestützt war. Auf der anderen Seite des Hofes waren die Gästezimmer vorbereitet, Lampen brannten auf den Tischen, frische Strohmatten bedeckten den Boden, neue Bambusvorhänge und farbige Tücher schmückten die Türen und Fenster, und auf den Betten lagen neue weiße Filzmatten. Über die Tische hatten die Hsis rote Tischtücher gebreitet und in die Mitte viereckige Tücher aus kostbarer grüner Seide gelegt. Glänzende Kupferschüsseln standen auf kleinen Gestellen, und daneben lagen saubere weiße Handtücher mit der besten Seife, die man hier bekommen konnte.

Hsi und seine Frau strahlten. »Es ist nichts! Alles ist ganz unwürdig. Gern hätten wir unserem verehrten obersten Pastor und seiner Familie viel Besseres geboten.« Während des Essens bediente der Pastor sie zusammen mit einigen Helfern. Jedes Mal, wenn Taylor ihm danken wollte, wehrte Hsi ab: »Was haben Sie alles

erduldet und gelitten, damit wir das Evangelium hören konnten. Es ist mir eine Freude und ein Geschenk, Ihnen dienen zu dürfen. Es ist das Mindeste, was ich für Sie tun kann.«

Im Juni 1894 waren chinesische und japanische Truppen in Korea gelandet. Genau in dieser Zeit, als die Taylors die liebevolle Gastfreundschaft von Pastor Hsi genossen, brach zwischen China und Japan der Krieg aus. Die Taylors machten sich sofort auf die Rückreise. Als sie in Shanghai ankamen, stand es schlecht für die chinesische Armee. Taylor fürchtete, dass die Chinesen in ihrem Zorn über die Japaner Hass gegen alle Ausländer entwickeln könnten. Deswegen beschloss er, nicht nach England zu fahren, sondern in China zu bleiben. Hier würde er wahrscheinlich gebraucht werden.

45 Vorurteile überwinden

Der Krieg zwischen Japan und China war ausgebrochen, nachdem sich die beiden Länder schon viele Jahre mehr oder weniger offen befehdet hatten. Um Korea ging es vor allem, das seit dem 17. Jahrhundert von den Chinesen beherrscht wurde.

Als die Japaner den Hafen von Weihai angriffen, konnten etwa 200 schwer verletzte chinesische Soldaten entkommen. Mühselig schleppten sie sich 60 Kilometer durch den tiefen Schnee die Küste entlang bis nach Chefoo. Dort kamen sie entkräftet mit blutdurchtränkten Kleidern an. Einer war mit zerschmetterten Kniescheiben den langen Weg marschiert, ein anderer mit einer Kugel in der Lunge. Einige waren auf Händen und Füßen gekrochen und kamen mit halb erfrorenen Gliedmaßen an. Andere wieder hatten die Strapazen des langen Fußmarsches schon unterwegs nicht überlebt.

In Chefoo hatte Arthur Douthwaite, ein Arzt, der seit 20 Jahren in China lebte, eine CIM-Klinik auf gebaut. Mehr als 20 000 Patienten wurden hier im Jahr ambulant behandelt, Hunderte von Operationen wurden durchgeführt. So schnell er konnte, rief Douthwaite ein Team von Missionaren zusammen, die ihm bei Notoperationen assistieren sollten. Bei einem Soldaten entfernten sie sieben Kugeln. Insgesamt nahm die CIM 163 Männer auf und sorgte für sie. Dieses Zeichen der Liebe Christi in einer Zeit, wo die Chinesen bittere Not litten – das überwand im ganzen umliegenden Gebiet die Vorurteile den Missionaren gegenüber.

Nach Kriegsende kam ein chinesischer General mit einem Trupp Soldaten und einer kleinen Blaskapelle in die Klinik von Chefoo. Er ließ eine vergoldete Inschrift anbringen, die den Dank der chinesischen Armee ausdrücken sollte. Als er bei dieser Gelegenheit hörte, dass man Bausteine für ein neues Schulgebäude in Chefoo

brauchte, sorgte er dafür, dass diese Bausteine herangeschafft wurden. Angesichts der tiefen Verachtung, die seit Jahrhunderten von den Chinesen den Japanern entgegengebracht wurde, war es ein schlimmer Schlag für sie, als die Japaner ihnen eine vernichtende Niederlage zufügten. Der Vertrag von Shimonoseki, der den Krieg im April 1895 beendete, zwang die Chinesen, die Unabhängigkeit Koreas anzuerkennen und Japan hohe Reparationen zu zahlen. Außerdem mussten sie einige Gebiete an Japan abtreten, darunter Taiwan.

Mit dem Ende des Krieges waren auch die fünf Jahre vorüber, die von der Shanghai-Konferenz festgesetzt worden waren, um 1000 neue Missionare zu gewinnen. Als Vorsitzender des Ausschusses, der alle Ergebnisse festhalten sollte, konnte Taylor berichten, dass inzwischen 1153 neue Mitarbeiter zu den Missionsgesellschaften in China gestoßen waren. Obwohl Taylor für diese Gebetserhörung mehr als dankbar war, erschien ihm bemerkenswert, dass nur 480 Männer unter den neuen Missionaren waren. Und da viele der Neuankömmlinge in den Küstenprovinzen arbeiten würden, ließ sich die Aufgabe, das Evangelium »aller Kreatur« in China zu verkündigen, noch nicht erfüllen.

»China hat nun in seiner Geschichte einen wichtigen Wendepunkt erreicht«, berichtete Taylor im Auftrag des Ausschusses. »Dieser Krieg hat das Land von Grund auf verändert. Unvermeidlich wird es zu einer weiteren Öffnung kommen, und es werden sich viele neue Entwicklungen anbahnen. Wenn nicht die Gemeinde Christi durch diese offenen Türen geht, werden es andere tun! Und dann könnten sich die Türen für uns schnell wieder schließen … Die Zeit drängt. Haben wir schon vor fünf Jahren 1000 neue Mitarbeiter gebraucht, dann jetzt erst recht.«

Die CIM besaß zu diesem Zeitpunkt 621 Mitglieder, die in 122 Hauptstationen arbeiteten, von denen sich wiederum 90 in zuvor unerreichten Provinzen des Inlandes befanden. An seinem 63. Geburtstag, am 21. Mai 1895, verfasste Taylor einen Rundbrief

an alle CIM-Mitglieder und bat sie, mit ihm um viele neue, geisterfüllte Missionare für China zu beten.

Taylor spürte, dass seine Kräfte nachließen. Deswegen plante er organisatorische Veränderungen, die es ihm ermöglichen sollten, in den Hintergrund zu treten und immer mehr fähigen Leuten die Zügel in die Hand zu geben. So wurde William Cooper zum Assistenten des stellvertretenden Direktors in China ernannt. Er war damals 34 Jahre alt und arbeitete seit ca. 12 Jahren in China. Cooper sollte die gesamte Verwaltungskorrespondenz übernehmen, mit Ausnahme der Briefe, die an Stevenson oder Taylor adressiert waren und den Vermerk »Persönlich« trugen. Cooper war ein kräftiger Mann, der fest zu seinen Überzeugungen stand, sich unabhängig von den Ansichten anderer seine Meinung bildete und dabei immer höflich, fast zurückhaltend war.

»Ich widerspreche Ihnen nur ungern so oft«, hatte er einmal in der Anfangszeit des China-Rates zu Taylor gesagt. »Vielleicht sollte ich besser zurücktreten.«

»Nein, auf keinen Fall!«, hatte Taylor widersprochen. »Einen solchen Widerstand brauchen wir! Er bewahrt mich vor manchen Fehlern.«

Seit Mai 1886 war James Broumton Schatzmeister der Missionsgesellschaft, zugleich zuständig für alle Statistiken usw.

»Alles muss auf den Pfennig stimmen«, beteuerte er immer wieder. »Mr Taylor hat es in kleinen Dingen auch sehr genau genommen.«

Als die CIM in die neuen Gebäude in der Wusong-Straße zog, kam auch Broumton mit und arbeitete dort weitere 11 Jahre als Buchhalter. Taylor konnte Broumtons Arbeit nicht genug loben. Auch Charles Fishe kam nach Shanghai, nachdem er 17 Jahre lang Erfahrungen im Missions- und Verwaltungsbereich gesammelt hatte. Stevenson, Cooper, Fishe und Broumton bildeten seitdem ein Beratungsgremium, wenn die anderen Mitglieder des China-Rates nicht anwesend waren.

Seit 1886 hatte William Cassels, einer der »Sieben von Cambridge«, die Arbeit der CIM in der Provinz Sichuan aufgebaut. Während der Missionarsversammlung der Keswick-Konferenz von 1895 beantragte der Vorsitzende, Cassels zum Bischof von Westchina einzusetzen. Die CMS würde für seinen Unterhalt aufkommen und ihn auf ihren Missionarslisten führen, während er »seine Position in der CIM voll beibehalten« sollte. Am 18. Oktober 1895 wurde Cassels dann in London zum Bischof ernannt. »Das kann für China nur von Vorteil sein«, freute sich Taylor. »Keine andere Missionsstation hat eine so gute geistliche Haltung und so viele Erfolge wie die von Cassels.«

Im Mai 1896 reisten Hudson und Jennie nach England. Auch Stevenson war einige Zeit dort. Aber Taylor war fest davon überzeugt, dass sie William Cooper die Leitung in China anvertrauen konnten.

Das Haus in der Pyrland Road war inzwischen für die Aufgaben der Missionsleitung zu klein geworden. Bereits im Mai 1893 hatte der Londoner Rat deswegen die genauen Pläne für eine neue Zentrale in Newington Green entworfen – nur einen Steinwurf von der Pyrland Road entfernt. Büroräume, ein Versammlungssaal, 30 Zimmer und öffentliche Räume waren gebaut worden; außerdem ein Haus für Missionskandidaten.

Als Hudson und Jennie im Sommer 1896 nach gut zwei Jahren Abwesenheit wieder nach London kamen, hatte man das neue Gebäude schon bezogen. Die beiden hatten absichtlich ihre Ankunftszeit verschwiegen. Und obwohl man in Newington Green sehr wohl wusste, dass Hudson und Jennie unterwegs waren, erwartete sie jetzt niemand.

Am Samstagabend hatten sich viele Menschen im Saal zum Gebetstreffen versammelt, als Hudson und Jennie aus der Droschke stiegen. Begeistert betrachteten sie das schmale dreistöckige Gebäude mit den zusätzlichen Räumen unter dem Giebeldach. Die Pläne, die Hudson 1893 so genau studiert hatte – hier und jetzt waren sie Wirklichkeit geworden. Über der Tür entdeckten

sie die in Stein gemeißelten Worte: »Glaubt an Gott«. Sie setzten sich still hinten in den Saal, und erst nachdem das letzte »Amen« gesprochen war, scharten sich die Freunde der CIM voller Freude um das Paar, begrüßten sie herzlich und liebevoll. Hudson und Jennie wohnten von nun an in Newington Green.

Noch während sie in China waren, hatte Benjamin Broomhall seine aktive Arbeit aufgegeben und war in den Ruhestand getreten. Er und Amelia wohnten allerdings weiter in der Pyrland Road 2. Walter Sloan wurde Benjamins Nachfolger als Generalsekretär. Damals schrieb Taylor: »Mein Ziel ist es, die Arbeit in allen Bereichen so zu regeln, dass sie auch ohne mich weitergeführt werden kann. Mit diesem Bestreben werde ich die einzelnen Zweige nacheinander besuchen.«

Im Frühling 1897 fuhr Hudson Taylor nach Deutschland und hatte sich dort mit viel Skepsis der CIM gegenüber auseinanderzusetzen. Den führenden Geistlichen der lutherischen Staatskirche gefiel die konfessionsübergreifende Struktur der CIM nicht, andere misstrauten ihren finanziellen Grundsätzen, Spenden allein durch das Gebet zu gewinnen. Führende Persönlichkeiten der Kirchen sowie Sekretäre der Missionsgesellschaften versammelten sich damals voller Neugier im Salon der Baronin von Dungern in Berlin, um den 65-jährigen Taylor kennenzulernen. Wohlgesonnen war ihm kaum jemand.

»Der Fremde, der da mitten unter uns stand«, erinnerte sich die Baronin, »war keine sonderlich beeindruckende Erscheinung. Lediglich sein helles, gelocktes Haar ließ ihn jünger aussehen, als er tatsächlich war.«

»Sie sind der Sohn eines methodistischen Predigers«, fragte man ihn gleich am Anfang, »und Sie haben Verbindungen mit Baptisten gehabt. Nun haben Sie in letzter Zeit einige hochgebildete junge Männer, die zur Staatskirche gehören, als Mitglieder aufgenommen. Wie können diese Männer mit Methodisten, Baptisten und anderen zusammenarbeiten?«

»In unseren grundsätzlichen Zielen«, erwiderte Taylor, »sind wir alle eins in Christus. Außerdem ist China groß genug, um die Missionare so über die einzelnen Provinzen zu verteilen, dass jede Denomination ihre jeweilige Kirchenordnung aufrechterhalten kann. Vor Kurzem konnten wir einen englischen Bischof, ein Mitglied der CIM, in Westchina begrüßen. Das heißt, unsere anglikanischen Mitarbeiter müssen nicht auf die Leitung eines geistlichen Oberhauptes aus ihren Reihen verzichten. Die große Aufgabe auf dem Missionsfeld lässt die theologischen Unterschiede in den Hintergrund treten. Unser Motto lautet nicht ohne Grund: ›Alle eins in Christus Jesus‹.«

»Eine solche Vermischung von Kirchen und Freikirchen wäre bei uns unmöglich«, flüsterte der Direktor der Goßnerschen Missionsgesellschaft[111].

»Es ist erstaunlich«, ließ sich Hudson Taylor nicht beirren, »wie der Herr selbst seine Werkzeuge erwählt, sodass sogar die unbedeutendsten in seiner Hand etwas ›zum Lob seiner Herrlichkeit‹[112] werden. Denn so ist es ja auch in der Schöpfung. Es gibt starke und schöne Eichen, aber es gibt auch kleine Blumen auf der Wiese; und er hat sowohl die Eiche als auch die Blume eigenhändig dorthin gesetzt. Ich zum Beispiel bin nicht besonders begabt und von Natur aus eher zurückhaltend. Doch mein gnädiger und barmherziger Gott und Vater neigte sich zu mir herab und stärkte mich, der ich in meiner Jugend schwach im Glauben war. Er lehrte mich, in meiner Hilflosigkeit auf ihn zu vertrauen und für Dinge zu beten, bei denen ein anderer sich vielleicht selbst geholfen hätte.

Er kannte das Verlangen meines Herzens, und ich vertraute ihm einfach wie ein Kind und brachte alles im Gebet vor ihn. So erfuhr ich schon in jungen Jahren, dass er denen, die ihn fürchten, gern hilft, sie stärkt und auf ihre Anliegen eingeht. Und als ich in späteren Jahren betete, kam das Geld, das ich brauchte.«

111 A. d. H.: Heute unter der Bezeichnung »Gossner Mission« bekannt.
112 A. d. H.: Epheser 1,12.14 (Schlachter 2000).

»Ich habe eine Frage«, unterbrach ihn jemand. »Ist es wahr, dass Sie einmal vor einer großen Zuhörerschaft sprachen, die Leute durch Ihre Schilderung der Not auf dem Missionsfeld sehr bewegten und dann die Kollekte verhinderten, die jemand einsammeln wollte?«

»Ja, das habe ich sogar mehr als einmal getan«, antwortete Taylor. »Es ist nicht unsere Art, Kollekten einzusammeln, weil wir nicht wollen, dass man uns Spenden gibt, die für eine andere Missionsgesellschaft gedacht waren. Wir nehmen freiwillige Gaben entgegen, aber wir wollen niemanden unter Druck setzen. Wenn uns jemand etwas geben will, so hat er auch nach der Veranstaltung Gelegenheit dazu – und viele haben uns schon ganz aus freien Stücken etwas geschickt.«

»Wir haben gehört«, bemerkte ein lutherischer Kirchenmann, »dass auf diese Weise recht große Summen eingegangen sind. Wir freilich gehen einen anderen Weg. Wir versuchen unseren Gemeinden zu vermitteln, dass sie kontinuierlich spenden sollen.«

»Das ist eine sehr wichtige Sache«, erwiderte Taylor. »Aber der eine wird eben so geführt und der andere so. Jeder muss so handeln, wie es seiner Meinung nach richtig ist. Wie ich schon sagte: Um meiner Schwachheit willen hat der Herr meine Art des Arbeitens und Betens anerkannt, doch ich bin weit davon entfernt, das anderen zur Nachahmung zu empfehlen. Sie tun gut daran, Einzelnen und der ganzen Kirche zu vermitteln, dass sie beständig geben sollen.«

Nach mehr als einer Stunde heftigen Diskutierens schritt die Baronin ein. »Mr Taylor hat uns zugesagt, heute Abend noch einmal zu sprechen. Ich denke, wir sollten seine Kräfte schonen. Außerdem hat er auf eigenen Wunsch die ganze Zeit gestanden, während wir gemütlich um ihn herum saßen.«

»Gerade in diesem Augenblick«, erinnerte sich die Baronin später, »fiel ein Sonnenstrahl auf sein Gesicht, das voller Freude und Frieden war. Und ich konnte nur an Stephanus denken, der den Himmel offen und Jesus zur Rechten Gottes stehen sah.«

»Wir alle müssen uns vor diesem Mann schämen«, flüsterte jemand.

»Ja«, stimmte ihm der Direktor der Goßnerschen Missionsgesellschaft zu, »da haben Sie ganz recht. Wir werden unserem Freund nicht noch weiter zusetzen.« Er stand auf, ging zu Taylor, legte seinen Arm um dessen Nacken und küsste ihn.

Und was bemerkte die Baronin nach diesem Gespräch? »Wie wunderbar hatte dieser Mann in der Demut seines Herzens all die geheimen Vorurteile ihm und seiner Arbeit gegenüber überwunden.«

Als Taylor in jenem Sommer nach England zurückkam, waren wenig, zu wenig Spenden für die Mission eingegangen.

Taylor betete und arbeitete und hielt so viele Ansprachen, dass er krank wurde. Starke Nervenschmerzen und Kopfschmerzen zwangen ihn, dem Rat seines Arztes zu folgen: »Sie müssen sich ausruhen. Überlassen Sie die Missionsleitung mehrere Monate lang anderen Mitarbeitern.«

So fuhren Hudson und Jennie nach Davos in die Schweiz. Die Bergluft tat ihnen gut. Hinzu kam noch eine gute Nachricht aus England: Ihre Gebete waren erhört worden. J. T. Morton, ein Großhändler und Kaufmann aus London, hatte der CIM 10 000 Pfund für allgemeine Missionszwecke gespendet.

Einige Tage später starb Morton. Als Hudson und Jennie nach Hause kamen, erfuhren sie, was Morton in seinem Testament bestimmt hatte: Er überließ der CIM ein Viertel seines Besitzes, mindestens 100 000 Pfund![113] Das Geld sollte für evangelistische Aufgaben und für die Schularbeit der CIM verwendet werden.

Diese Summe, die heute etwa das Fünfzigfache wert wäre, veränderte die finanzielle Situation der CIM grundlegend.

113 A. d. H.: Internet-Angaben zufolge belief sich sein hinterlassener Besitz nicht nur auf ca. 400 000, sondern sogar auf etwa 714 000 Pfund.

Und doch war Taylor klar, dass eine so große Spende durchaus ein zweischneidiges Schwert war. Sie könnte zum Beispiel das Bewusstsein der Abhängigkeit von Gott schwächen und Probleme bereiten, wenn die zehn Jahre vergangen waren und man die Projekte weiterfinanzieren musste, die man mit ihr begonnen hatte. Natürlich war er fest davon überzeugt, dass diese Gabe von Gott kam. Und doch wäre sie nutzlos, wenn sie nicht mit einem Wachstum an geistlicher Kraft und mit verstärktem Glauben und Gebet verbunden war.

Im November 1897 fuhren Hudson und Jennie über Amerika nach China. Sie wollten alles tun, was in ihrer Macht stand, um die Evangelisationsarbeit in allen Provinzen des Reiches voranzutreiben.

46 »Was wenig kostet, ist wenig wert«

Nach dem Krieg zwischen China und Japan sahen die europäischen Großmächte eine Chance, gegen das geschwächte und entmutigte China vorzugehen. Was war ihr Ziel? Sie wollten das Land in größere Abhängigkeit vom Westen bringen. So forderten sie China auf, einige Häfen ihrer Oberhoheit zu überlassen. Ebenso wollten sie in großen Teilen des Landes wirtschaftlich aktiv werden und ausländischen Firmen die Genehmigung wie den Auftrag zum Ausbau des Eisenbahnnetzes geben.

Diese Forderungen hatten – wie nicht anders zu erwarten – die ausländerfeindliche Stimmung im Land wieder angefacht. Ein Teil der chinesischen Bevölkerung wollte die Ausländer angreifen – überall, wo es nur ging, und sie aus dem Land vertreiben. Andere wieder meinten, es sei besser, sich mehr der westlichen Lebensweise anzupassen. So konnten Reformbewegungen, die von offizieller Seite und von gebildeten Kreisen unterstützt wurden, einige für chinesische Verhältnisse revolutionäre Veränderungen erzielen. Aber das Vertrauen in die kaiserliche Regierung schwand in dem Maße, in dem die Chinesen erkannten, welche Folgen die Kriegsniederlage hatte und wie China von den westlichen Mächten gedemütigt wurde. Geheimbünde schossen wie Pilze aus dem Boden. 1895 brachen in Sichuan Aufstände aus. CIM-Gebäude wurden beschädigt, doch glücklicherweise wurde kein CIM-Missionar ermordet, weil die Mandarine ihnen Schutz gewährten.

Leider blieb es nicht so. Am 1. August 1895 wurden in der Küstenprovinz Fujian Pastor Robert Stewart, seine Frau, sein Kind und acht weitere CMS-Missionare von Mitgliedern eines Geheimbundes umgebracht. Hudson Taylor musste einsehen, dass eine andere Zeit angebrochen war. Aus irgendeinem Grund hatte Gott

seine Hand zurückgezogen, mit der er bisher die Missionare und ihre Familien vor dem gewaltsamen Tod bewahrt hatte.

Im Sommer 1898 fanden die Reformkräfte in China Unterstützung durch den jungen Kaiser. Guāngxù hatte sich mit liberalem Gedankengut vertraut gemacht, hatte entsprechende Literatur gelesen, und zwar nicht nur von chinesischen Autoren, sondern u. a. auch von Timothy Richard. Und – er versuchte, diese Gedanken zu realisieren. In den »Hundert Tagen« vom Juni bis zum September gab er einen Erlass nach dem anderen heraus, veränderte die Struktur des Staatsdienstes, die Militärprüfungen, baute Schulen und eröffnete eine Universität, an der neue westliche Lehren studiert werden konnten; außerdem förderte er den Bau der chinesischen Eisenbahn.

Diese Reformen stießen jedoch auf erbitterten Widerstand. Die konservativen Kräfte setzten voll auf die mächtige Kaiserinwitwe. Daher war sie es, die im September die Regierung übernahm. Guāngxù blieb in einem Flügel seines eigenen Palastes gefangen, doch es wurde ihm gestattet, seinen Kaisertitel beizubehalten. Fast alle Reformer ließ die Kaiserinmutter verhaften und hinrichten. Alle zarten Reformansätze waren damit zerstört.

Doch die alte Ruhe war nicht wieder eingekehrt. Immer wieder kam es zu einzelnen Unruhen und Aufständen. Hudson Taylor schrieb damals im Blick auf die politische Situation: »Es gibt wenig Hoffnung, dass der vollständige Zusammenbruch vermieden werden kann.« Das Verhalten der Kaiserin ließ die ausländerfeindlichen Emotionen im ganzen Land wieder aufflammen. Und weil die meisten Ausländer im Inland Missionare waren, richteten sich die Feindseligkeiten vor allem gegen sie.

Taylor war Gott dankbar, dass seit 32 Jahren – seit der Ankunft der »Lammermuir« 1866 – kein einziger CIM-Missionar durch Aufstände, durch Unfälle oder auf Reisen umgekommen war.[114]

114 A. d. H.: Herbert Norris war an den Folgen einer Hunde-Attacke gestorben (vgl. Kapitel 42), was sich diesen drei Kategorien nicht zuordnen lässt.

Zwar war CIM-Besitz beschädigt worden, und manchmal hatte sich auch jemand verletzt, so auch Taylor selbst – doch immer waren sie mit dem Leben davongekommen. Sein Sohn und seine Schwiegertochter waren davon überzeugt: »In Taylor war das ruhige Vertrauen gewachsen, dass Gott seine Diener in der Mission auch weiterhin bewahren würde, vor allem die alleinstehenden Frauen, die weit von den nächsten Missionaren entfernt auf ihren Stationen arbeiteten.«

Doch alle diese Unruhen, Sorgen, Aufregungen hatten ihre Spur hinterlassen. Nachdem Hudson zum zehnten Mal nach China gekommen war, wurde er so krank, dass er in Shanghai einige Monate lang in seinem Zimmer bleiben musste. Auf seiner Reise hatte er Dr. A. T. Pierson besucht, den amerikanischen Bibellehrer, Autor und Liederdichter. Kurz darauf war Pierson selbst schwer erkrankt. »Ach, wie viel unternimmt der Herr, um uns zu zeigen, wie leer wir sind und dass er auch ohne uns wirken kann!«, schrieb Taylor im April aus Shanghai an Pierson. Aber Taylor wurde in seiner geistlichen Haltung nicht schwankend. Mehr als 200 Gespräche führte er in seinem Krankenzimmer mit Mitgliedern der CIM.

Im November 1898 ging es Hudson wieder so gut, dass er mit Jennie nach Chongqing (Tschungking) fahren konnte, wo 1877 die erste Missionsstation der Provinz Sichuan eröffnet worden war. Dort sollte nun eine Konferenz für die Missionare in Westchina stattfinden. Hunderte von Kilometern reisten die Taylors den Jangtse hinauf; zuerst mit einem Dampfboot, dann mit Booten, die auch den Stromschnellen gewachsen waren. Auf halbem Weg – in Hankou – erfuhren sie vom Tod des Australiers William Fleming, des ersten Märtyrers der CIM. In der südwestlichen Provinz Guizhou war Fleming zusammen mit seinem Freund und Mitarbeiter Pan Shoushan, einem Christen aus dem Stamm der Schwarzen Meo, ermordet worden. »Was für eine schreckliche Nachricht!«, klagte Taylor in einem Schreiben an John Stevenson. »Für uns, für China und für ihre Freunde ist es unendlich traurig.

Und nicht nur traurig, sondern verhängnisvoll! Es sieht so aus, als wolle Gott uns auf eine neue Weise prüfen. Ich bin mir sicher: Wir müssen von Neuem ›die Waffenrüstung Gottes‹ anlegen. Sicherlich bedeutet es größeren Segen, wenn auch durch tieferes Leid. Mögen wir uns alle auf den Starken stützen, um Kraft zu empfangen, und möge durch diese Prüfungen die Arbeit nicht behindert, sondern – auf welche Weise auch immer – vertieft und ausgeweitet werden.« Prophetische Worte, die sich auf traurige Weise erfüllen sollten.

Auf der Konferenz sprach Taylor mit Bischof Cassels und anderen führenden Mitarbeitern der CIM in Sichuan. Doch seine Pläne, andere Missionsstationen im Westen zu besuchen, musste er aufgeben. Der Grund dafür waren neue heftige Aufstände in dieser Gegend, aber auch eine schwere Erkrankung des 66-jährigen Taylor. Er kämpfte mit dem Tod. Jennie war Tag und Nacht bei ihm. Sie flehte Gott inständig an, Hudson möge gesund werden. In einem stillen Nebenzimmer kniete sie nieder und betete: »Herr, wir sind hilflos! Tue du, was du für richtig hältst. Hilf uns.«

Hudson wusste nichts von Jennies Gebet, doch als sie in sein Zimmer zurückkam, flüsterte er: »Ich fühle mich besser, meine Liebe!« Von diesem Augenblick an kehrten seine Kräfte zurück.

Auf der Heimreise nach Shanghai ging es ihm immer besser. Dennoch beschlossen die beiden, den Frühsommer 1899 im Erholungsheim der CIM an der Küste von Chefoo zu verbringen. So konnten sie auch das Personal und die Schüler der drei Schulen kennenlernen. Wie sehr genossen sie es, den Spielen der Kinder zuzusehen! Am Jubiläumstag der Gründung wurde ein Bootsrennen veranstaltet, danach gab es ein Kricket- und ein Tennismatch. Es war ein herrlich lauer Sommerabend, an dem im Innenhof der Anlage ein bunter Abend gefeiert wurde. Jennie erinnerte sich noch lange daran, wie die Lichter aus dem Musikzimmer auf romantische Weise in den Hof schienen und mit dem Mondlicht verschmolzen, während einer der Lehrer, »ein hervorragender Musiker«, eine Serenade spielte.

In jenem Sommer betete Hudson viel für den »Vorstoß«. Doch er und Jennie nahmen sich auch Zeit, um das Haus zu planen, in das sie sich nun zurückziehen wollten. Hudson hatte – zwei Schiffstagereisen von Shanghai entfernt – ein Stück Land auf einem Hügel gekauft. Hier wollten sie ein Haus bauen, um den nie endenden Anforderungen der Zentrale in Shanghai entfliehen zu können. Eine Besonderheit sollte das Haus im oberen Stockwerk haben: eine Veranda, die drei Seiten umschloss und den herrlichen Ausblick auf die bewaldeten Hügel und auf die 600 Meter tiefer liegende Ebene ermöglichte.

Trotz seiner Krankheiten nahm es Taylor noch immer sehr ernst mit seinen Pflichten. So verpasste er zwischen Januar 1898 und September 1899 nur eine von acht Sitzungen des China-Rates. Dann verließ er zusammen mit Jennie, Howard und Geraldine Shanghai und fuhr nach Amerika – mit einem kleinen »Umweg« über Australien und Neuseeland, wo sie auf verschiedenen Veranstaltungen sprachen.

Im April 1900 fand in New York die Ökumenische Missionskonferenz[115] statt. 3500 Menschen füllten die riesige Carnegie Hall bis zum letzten Platz. Gewaltige Parallelversammlungen ermöglichten es der Öffentlichkeit, sich den fast 2000 offiziellen Delegierten aus über 100 Missionsgesellschaften anzuschließen. Der Präsident der Vereinigten Staaten und der Gouverneur des Bundesstaates New York waren angereist, um die Teilnehmer zu begrüßen.

Hudson Taylor sprach zu dem Thema: »Die Quelle der Kraft für den Missionsdienst im Ausland«. Einen Monat vor seinem 68. Geburtstag saß er nun zusammen mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Missionswelt auf der Rednertribüne. Bevor er an der Reihe war, warf er einen Blick auf den großen Zuhörersaal mit seinen zwei Rängen und den drei Galerien. Er trat einen kurzen

115 A. d. H.: Man beachte, dass die Kirchen, die sich damals zur Ökumene rechneten, noch wesentlich evangelikaler geprägt waren, als dies heute (125 Jahre später) der Fall ist.

Schritt nach vorn, und blieb – wie immer – einen Moment in stillem Gebet stehen. »Die Kraft gehört dem Herrn«, begann er.

Henry Frost erinnerte sich bis zum Ende seines Lebens an jene Stunden. »Wenn er zu sprechen begann«, so schreibt er darüber, »wurde seine Stimme freundlich und leidenschaftlich. Man konnte förmlich spüren, wie gespannt die Leute zuhörten. Alte, erfahrene Leiter im Missionsdienst, die auf der Tribüne saßen, beugten sich nach vorn, um keines seiner Worte zu versäumen.«

Was sagte Taylor damals? »Viele von uns haben alles getan, was wir leicht oder ohne allzu große Opfer tun konnten. Doch es liegt eine besondere Kraft darin, dass die Liebe Gottes in unserem Herzen uns zum Leiden bereit macht. Dann verlangen wir wie Paulus danach, den Herrn in der Kraft seiner Auferstehung zu erkennen (was bedeutet, dass wir zuerst sterben müssen). Dann wollen wir auch die Gemeinschaft seiner Leiden erkennen und so seinem Tod gleichgestaltet werden. Es stimmt: Was wenig kostet, ist wenig wert …«

Frost erinnerte sich: »Die Menschen im Saal waren tief bewegt. Die gesamte Zuhörerschaft öffnete ihre Herzen für den Herrn, wurde bereit, das zu sein und das zu tun, was Gott wünscht. Überall wuchs der Wunsch zu geben und zu gehen.« Noch 30 Jahre später traf Frost Männer und Frauen, die ihm sagten, dass Hudson Taylors Ansprache an jenem Morgen ihr ganzes Leben verändert hatte.

Von New York aus fuhr Taylor im Mai nach Boston, wo er mit A. T. Pierson – der sich von seiner Krankheit erholt hatte – auf einigen Versammlungen sprach. Bei einer dieser Veranstaltungen schien Taylor plötzlich verwirrt. Immer und immer wiederholte er zwei Sätze:

»Du kannst dem Herrn zwar zu wenig vertrauen, aber du kannst ihm nie zu viel vertrauen. ›… wenn wir untreu sind – er bleibt treu, denn er kann sich selbst nicht verleugnen.‹[116]«

116 A. d. H.: 2. Timotheus 2,13.

Pierson kam Taylor zu Hilfe und übernahm die Leitung der Veranstaltung. Später schrieb er seine Gedanken über diesen Zwischenfall nieder. »Es lag etwas sehr Rührendes und Poetisches darin, dass gerade die Wiederholung dieser Sätze das erste sichtbare Anzeichen seines Zusammenbruchs war. Denn hatte er sich und seinen Mitarbeitern nicht genau diese Gedanken und diesen Bibelvers die ganzen Jahre hindurch immer wieder vorgesagt? Was kann einem Besseres geschehen, als gerade bei einem solchen Satz zusammenzubrechen, der einen das ganze Leben hindurch begleitet hat?«

Taylors Sohn Howard, der Arzt, bezeichnete die Krankheit seines Vaters als »sehr ernsten Zusammenbruch«, und A. J. Broomhall[117] schrieb in der späteren Biografie über Taylor: »Der Zusammenbruch war auf die körperliche Erschöpfung zurückzuführen, die sein Gedächtnis und seine geistigen Fähigkeiten ausgezehrt hatte.« Der USA-Besuch musste abgebrochen werden, und so kamen Hudson und Jennie im Juni 1900 nach London zurück.

Taylor war so krank, dass er weder auf Veranstaltungen gehen noch Briefe schreiben konnte. Und doch – voller Hoffnung organisierte Jennie eine Reise nach Davos, wo ihr Mann langsam wieder genesen sollte.

Seit Hudson und Jennie im September 1899 aus China abgereist waren, hatte sich dort die politische Situation zugespitzt. Die Niederlage gegen Japan, die Ansprüche auf chinesische Häfen durch die europäischen Mächte, der Bau der Eisenbahn durch ausländische Gesellschaften, die Angst vor einer Aufteilung Chinas unter die Großmächte, hasserfüllte Gefühle gegen einzelne Missionare und zu allem noch der Ausbruch einer Hungersnot – all dies trug dazu bei, dass immer mehr Unruhen im Land auf-

117 A. d. H.: Alfred James Broomhall (1911 – 1994), ein Enkel von Benjamin Broomhall, dem Schwager Hudson Taylors, war Missionsarzt in China bzw. nach der dortigen kommunistischen Machtübernahme in Thailand und auf den Philippinen.

loderten. Die Feindseligkeiten den Missionaren gegenüber wurden häufig durch böswillige Gerüchte ausgelöst und geschürt. Es hieß, die Missionare würden grausame und unmoralische Praktiken betreiben und chinesischen Bräuchen den Todesstoß versetzen.

Die Kaiserinwitwe befahl die Bildung einer örtlichen Miliz, die zur Verteidigung des Landes bereitstehen sollte. Und wegen ihrer gymnastischen Übungen wurden die Milizen als »Boxer« bezeichnet. Ihr Motto »mie yang!« – »Tod den Ausländern!«, war bald überall zu hören. Sie bekamen Zulauf von zerstörungslustigem Pöbel, schlossen sich mit Geheimbünden zusammen und verschrieben sich Zauberern und okkulten Praktiken – alles in der Absicht, so bestens gegen die Waffen des Feindes geschützt zu sein.

Ende 1899 begannen die Boxer mit der Verfolgung von Christen, von den Provinzbehörden kaum noch daran gehindert. Am letzten Tag des Jahres wurde ein Missionar der »Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Ausland« ermordet. Die britischen Behörden protestierten heftig und erreichten tatsächlich, dass einige Männer verhaftet wurden. Im Juni 1900 gab die Kaiserinwitwe entgegen der Empfehlung ihrer gemäßigteren Berater und gegen den heftigen Widerspruch ihres Sohnes, des Kaisers, einen Erlass heraus, wonach alle Ausländer im ganzen Reich umgebracht werden sollten. China nahm wieder einmal den Kampf mit dem Rest der Welt auf.

47 Eine unvergängliche Krone

Obwohl sich der Boxeraufstand im Jahr 1900 nicht gezielt gegen Christen, sondern gegen Ausländer im Allgemeinen richtete, waren doch Missionare und chinesische Christen von ihm am stärksten betroffen. Es waren nämlich vor allem Missionare, die weiter von den Häfen entfernt lebten als die übrigen Ausländer. Die einheimischen Christen wurden von den Boxern als »Teufel zweiten Ranges« eingestuft, Verräter gegenüber ihrem Land und seiner Kultur. Im Nordosten tobte die Gewalt schlimmer als in anderen Gebieten, in denen sich die chinesischen Beamten mehr für den Schutz der Ausländer einsetzten. Hatten sie doch erkannt, wie töricht es war, wenn China sich gegen den Rest der Welt stellte. Manche Beamten änderten einfach den Wortlaut des kaiserlichen Erlasses. Statt »Wer einem Ausländer begegnet, muss ihn töten«, stand nun da: »Wer einem Ausländer begegnet, muss ihn schützen.« Telegramme mit diesem Wortlaut wurden in viele Provinzen des Reiches gesandt.

Die Katholiken hatten unter den Aufständen am meisten zu leiden. Im Gebiet von Peking wurden 15 000 bis 20 000 Katholiken ermordet und die Gräber von Ricci wie auch der anderen Missionare aus dem 17. und 18. Jahrhundert geschändet. In Shanxi tötete die aufgehetzte Menge über 2000 katholische Christen, darunter zwei Bischöfe und viele Priester.

Dagegen blieb es in der Provinz Gansu vergleichsweise ruhig. Obwohl die Behörden den Missionaren befahlen, nach Europa zurückzukehren, blieben alle auf ihren Posten. In Yunnan traf ein Reisender im September 1900 sogar auf einen europäischen Priester, der von den Boxeraufständen noch nie etwas gehört hatte. Als er erfuhr, dass der Konsul allen französischen Staatsbürgern die Ausreise befohlen hatte, weigerte er sich zu gehen. Er könne doch

seine Herde nicht verlassen, wenn es von seinem Bischof nicht angeordnet werde.

In Nordchina, der Gegend mit den gewalttätigsten Aufständen, arbeiteten die Protestanten erst seit 40 Jahren. Folglich gab es dort auch weniger chinesische Christen, die unter den Verfolgungen zu leiden hatten. Während jedoch unter den einheimischen Christen weniger Protestanten als Katholiken getötet wurden, verloren mehr protestantische als katholische Missionare ihr Leben.

Als die Situation im Gebiet um Peking am bedrohlichsten war, flüchteten die protestantischen Missionare mit einigen einheimischen Christen und vielen anderen Ausländern in die Residenz des britischen Ministers. Etwa 700 Protestanten wurden dort fast acht Wochen lang von einigen hundert ausländischen Soldaten geschützt, die nach Peking gekommen waren, bevor der Kontakt mit der Küstenregion abgebrochen war. Schließlich gelang es einem starken Heer aus westlichen und japanischen Truppen, von Tientsin aus nach Peking vorzudringen und die Stadt einzunehmen.

In der Provinz Zhili, wie die Gegend um Peking damals noch hieß, wurden freilich viele chinesische Christen getötet. Das schrecklichste Massaker fand in Baoding statt, wo am letzten Juni- und am ersten Julitag 15 Missionare der CIM und zwei Angehörige anderer Missionsgesellschaften ermordet wurden. Die Ruhe und Heilsgewissheit, mit der diese Missionare ihren Märtyrertod erlitten, hinterließen in der chinesischen Bevölkerung einen tiefen Eindruck.

In Shanxi ging es im »yamen« des Gouverneurs von Taiyuan am schlimmsten zu. Dort wurden 34 protestantische Missionare und 12 Katholiken geköpft. Der Gouverneur stand daneben und sah zu. In Xiaoyi brachte man die CIM-Missionarinnen Emily Whitchurch und Edith Searell um, während sie im Gebet knieten. In Fenzhou wurden im August sieben Mitglieder der »American Board Mission« und drei Mitarbeiter der CIM getötet.

Außerhalb des Nordens und Nordostens gab es die schwersten Verfolgungen in der Provinz Zhejiang südlich von Shanghai.

Hier scheint das Telegramm mit der Anweisung, alle Ausländer umzubringen, unverändert angekommen zu sein. Nach einigem Zögern veröffentlichte der Gouverneur den Befehl, nahm ihn aber bald wieder zurück. Und doch tötete in Qu Xian die aufgehetzte Volksmenge den für die Stadt zuständigen Mandarin, weil er versucht hatte, die Ausländer zu schützen. Mit ihm wurden 11 Mitglieder der CIM regelrecht massakriert.

In anderen Provinzen starb kein protestantischer Missionar. Hier waren anscheinend viele Missionare dem Rat der Konsuln gefolgt und in die Vertragshäfen geflüchtet. Viele Kirchen und Versammlungsräume wurden zerstört, zahllose chinesische Christen misshandelt. Doch die Opfer waren nicht so schwer.

Insgesamt waren bei diesen Aufständen über 130 protestantische Missionare und mehr als 50 ihrer Kinder ums Leben gekommen. Allein die CIM verlor 58 Missionare und 21 Kinder. Etwa 30 000 chinesische Christen wurden umgebracht.[118]

Zunächst hatte man versucht, die Nachrichten über das Ausmaß der Boxermassaker vor Hudson Taylor geheim zu halten. Doch schließlich ließen sich die tragischen Botschaften aus China nicht länger verheimlichen. Doch der anhaltende Zustand geistiger und körperlicher Erschöpfung ließ alles nicht mehr in sein Bewusstsein dringen. »Ich kann nicht lesen, ich kann nicht denken, ich kann noch nicht einmal beten, aber ich kann vertrauen«, sagte er.

Im Juli schickte Jennie einen Brief nach China, in dem sie schrieb: »Tag und Nacht sind wir in Gedanken bei Euch. Mein lieber Mann sagt: ›Ich würde alles tun, um ihnen zu helfen. Und unser himmlischer Vater, der die Macht hat, wird nach seiner Weisheit und Liebe jedem so helfen, wie er es braucht.‹« Als Mitte August

118 A. d. H.: Im Original wird eine wesentlich niedrigere Zahl angegeben, die aber – falls sie sich auf alle getöteten Christen bezieht – mit der oben angegebenen Zahl der ermordeten Katholiken unvereinbar ist. Internet-Angaben zufolge kamen zu den 130 getöteten protestantischen Missionaren ca. 400 katholische Missionare hinzu.

einige der schlimmsten Nachrichten eintrafen, war Taylor so schwach, dass er kaum allein durch das Zimmer gehen konnte.

Im Oktober dann war er wieder so weit bei Kräften, dass er Einzelheiten über die Ereignisse in China aufnehmen konnte. Geraldine setzte sich eines Morgens zu ihm. Draußen auf den Bergen war Schnee gefallen. Taylor hatte etwas über die Geschehnisse in Südshanxi gelesen, wo Pastor Hsi bis zu seinem Tod im Jahr 1896 gearbeitet hatte. Mit Tränen in den Augen berichtete er Geraldine, er habe gerade einen Brief von Edith Searell gelesen, den sie noch kurz vor ihrem Tod geschrieben hatte. Sie war zusammen mit Emily Whitchurch ermordet worden.

»Denk nur, wie wunderbar es für sie gewesen sein muss, diesen mörderischen Mob nicht mehr sehen zu müssen und dafür seine herrliche Gegenwart zu erleben, in seinem Schoß zu ruhen und sein Angesicht zu erblicken, das ihnen freundlich zugewandt ist!« Taylor musste innehalten, bis er sich wieder gefangen hatte. »Sie bereuen es jetzt nicht!«, meinte er dann. »Eine unvergängliche Krone. ›… sie werden mit mir einhergehen in weißen Kleidern, denn sie sind es wert.‹« Seine Gedanken waren zum Buch der Offenbarung (3,4) gewandert.

Dann sprach er über eine Gruppe von CIM-Missionaren, denen es gelungen war, aus den gefährlichsten Gebieten nach Shanghai zu fliehen. Taylor wollte zu ihnen fahren.

»Ich kann vielleicht nicht viel für sie tun, aber ich glaube, sie lieben mich. Wenn sie mir ihre Nöte erzählen könnten und ich nur mit ihnen weinen würde, wäre es vielleicht ein kleiner Trost für sie.«

»Niemand auf der Welt kann Menschen so gut trösten wie du, Vater«, bestätigte Geraldine. »Aber du kannst jetzt unmöglich reisen.«

Auch William Cooper, der Assistent des stellvertretenden Direktors in China, gehörte zu den Opfern der Boxer. Taylor war dankbar, dass mit Dixon Hoste, einem der »Sieben von Cam-

bridge«, schon bald jemand gefunden worden war, der dem stellvertretenden Direktor John Stevenson zur Seite stehen konnte. Denn den beiden fiel nun die schwere Aufgabe zu, die CIM vor Ort weiterhin zu leiten und die Mitarbeiter zu stärken und zu trösten, die in den Aufständen jemanden verloren hatten. Dixon Hoste war für den Sommer aus der Provinz Henan nach Shanghai gekommen, um Stevenson in dieser schwierigen Zeit beizustehen, in der es mehr zu tun gab, als einer allein verkraften konnte. Taylor war schon seit einiger Zeit davon überzeugt, dass Hoste der Mann war, den Gott als seinen Nachfolger in der Leitung der CIM haben wollte. So schickte Taylor im August 1900, als er davon überzeugt war, nicht mehr lange zu leben, ein Telegramm nach Shanghai, in dem er Hoste zum geschäftsführenden Generaldirektor der Mission ernannte.

Nach dem Abflauen der Unruhen forderten die westlichen Länder, die chinesische Regierung solle den Missionsgesellschaften und den chinesischen Christen Schadensersatz in Höhe von 450 Millionen Silberdollar leisten. Eine Forderung, von der anfangs auch Hudson Taylor zumindest teilweise überzeugt war. Schadensersatz für Todesfälle sollten abgelehnt, aber für die Gebäude und das Eigentum der Mission angenommen werden. Doch nachdem der Londoner Rat und der China-Rat darüber gesprochen hatten, entschied sich die CIM, überhaupt nichts zu fordern und nichts anzunehmen, auch wenn es angeboten wurde. Sie wollten den Chinesen »die Sanftmut und Freundlichkeit Christi« zeigen. Immerhin kam diese Entscheidung von einer Gesellschaft, die mehr gelitten hatte als jede andere. Einzelpersonen wurde freilich erlaubt, Schadensersatz für persönliche Verluste anzunehmen, wenn sie es denn so wollten. Manche kritisierten diese Entscheidung. Doch dem britischen Außenministerium gefiel sie, und der britische Minister in Peking sandte der CIM eine private Spende von 100 Pfund, mit der er seine Bewunderung und sein Mitgefühl zum Ausdruck bringen wollte.

Nur wenige protestantische Missionsgesellschaften folgten dem Beispiel der CIM. Die meisten einigten sich darauf, Schadensersatzleistungen für zerstörtes Eigentum anzunehmen. Bischof Stephen Neill[119] schrieb dazu: »Die spätere Geschichte hat gezeigt, dass Hudson Taylor damals größere Weisheit besaß.« Neill berichtete auch, dass die erste Schadensersatzzahlung, die an die Vereinigten Staaten ging, zurückgegeben wurde, um einen Ausbildungsfonds für Chinesen zu unterstützen. Alle weiteren Zahlungen wurden China erlassen.

Der Mut und die Standhaftigkeit der römisch-katholischen und protestantischen Missionare während der Boxeraufstände kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Kein einziger Missionar hatte versucht, seinem Glauben abzuschwören; keiner war angesichts des Todes ins Schwanken geraten. In den Briefen, die CIM-Mitglieder in jener Zeit schrieben, findet sich kein Zeichen der Bitterkeit oder gar von Rachegedanken gegenüber den Aufrührern.

Auch die meisten chinesischen Christen blieben ihrem Glauben treu, obwohl schon ein kleiner Kompromiss ihnen das Leben gerettet hätte. Bemerkenswerterweise riskierten auch nichtchristliche chinesische Beamte das Missfallen des kaiserlichen Hofes und manchmal sogar ihr Leben, um die Ausländer in ihren Gebieten zu schützen oder ihnen zur Flucht zu verhelfen.

»Ich habe in letzter Zeit oft an die Angehörigen der Mitarbeiter geschrieben, die wir verloren haben«, berichtete Taylor Ende des Jahres 1900. »Ich wollte sie trösten. Doch zu meinem großen Erstaunen vergaßen sie ihr eigenes Leid und bekundeten mir ihr Mitgefühl.« 300 Mitglieder der CIM schrieben ihm aus Shanghai, als sie von seiner Krankheit erfuhren, und wünschten ihm gute Besserung. Im Dezember 1900 antwortete er ihnen:

119 A. d. H.: Stephen Charles Neill (1900 – 1984), schottischer Bischof anglikanischer Prägung, Indienmissionar, Hochschullehrer und Autor.

»Als Jennie und ich Eure Unterschriften eine nach der anderen lasen, dankten wir Gott dafür, dass er Euch uns und China erhalten hat. All das Entsetzliche, das so viel Leid gebracht hat, wurde von Gott zu seiner Ehre und uns zum Besten zugelassen. Und wenn er uns und unsere einheimischen Geschwister auf eine so harte Probe gestellt hat, wird er für unsere Arbeit, die im Augenblick daniederliegt, die Türen wieder öffnen – unter besseren Bedingungen als bisher.

Wir danken Gott für die Gnade, die denen geschenkt wurde, die gelitten haben. Er hat uns als Mission die Ehre einer so schweren Prüfung geschenkt. Er hat so viele von uns würdig geachtet, die Krone des Märtyrers zu tragen. Einige, die mit dem Leben davongekommen sind, haben vielleicht mehr gelitten als diese Märtyrer. Der Herr wird dies nicht vergessen. Wir können Euch nicht sagen, wie schwer es mir geworden ist, in der Stunde der Versuchung so weit von euch entfernt gewesen zu sein.

Sollte ich die Arbeit im Landesinneren je wiederaufnehmen können, werde ich vielleicht so manche Veränderung vorfinden. Doch die Grundsätze, die wir erprobt haben und die auf sein unveränderliches Wort gegründet sind, sollten noch genauso angewandt werden können wie zuvor. Möge jeder Einzelne von uns die Lektion lernen, die Gott uns lehren wollte, und mögen wir durch seinen Geist bereit sein zu jedem weiteren Dienst, zu dem er uns beruft – solange wir auf die Wiederkunft unseres Herrn warten.«

48 Auf dem Weg in den Himmel

Im Sommer 1901 war Hudson Taylor wieder so weit bei Kräften, dass er einen Ausflug nach Westen ins Chamonix-Tal am Fuße des Mont Blanc wagen konnte. Doch dann rutschte er bei einer Wanderung durch den Wald auf Tannennadeln aus und – stürzte. Monatelang konnte er sein Zimmer nicht verlassen. Er erholte sich wieder so gut, dass er einige Monate nach England reisen und am Leben in der Heimatzentrale von Newington Green teilnehmen konnte.

Kurz vor seinem 70. Geburtstag im Mai 1902 kehrte er mit Jennie in die Schweiz zurück. Und seitdem lebten sie am Genfer See. In dem kleinen Dorf Chevalleyres, das inmitten von Wiesen und prächtigen Obstgärten nahe bei Vevey lag, mieteten sie eine Zweizimmerwohnung mit Balkon und Veranda, von der aus sie die herrlichen Sonnenuntergänge genießen konnten. Ihre Mahlzeiten bekamen sie aufs Zimmer serviert. Schnell lernten sie andere Menschen kennen – vom Grafen und der Gräfin des mittelalterlichen Schlosses von Blonay bis zu den Kleinbauern am Ort und den Chalet-Bewohnern. Es dauerte nicht lange, und schon war Chevalleyres »ein CIM-Zentrum hoch oben in den Bergen«, wie Hudsons Sohn und Schwiegertochter es bezeichneten.

Robert Wilder, der Leiter der US-amerikanischen Studentenbewegung, verbrachte sechs Monate bei den Taylors. »Es war nicht so sehr das, was euer Vater sagte, sondern das, was er war – was einen so großen Segen für mich bedeutete«, berichtete er Howard und Geraldine. »Euer Vater trug tatsächlich den ›Wohlgeruch Christi‹ an sich. Sein starker Glaube, seine Ruhe und sein beständiger Fleiß auch angesichts seiner Schwachheit haben mich zutiefst berührt … Es hat mich ungemein beeindruckt, einen früher so aktiven Mann zu sehen, der nun zu einem zurückgezogenen

Leben gezwungen war, kaum die Kraft hatte, länger als eine Viertelstunde zu beten, und dabei doch so freundlich – ja, fröhlich – blieb. Ich erinnere mich, wie er sagte: ›Wenn Gott es sich leisten kann, mich aus dem aktiven Dienst zurückzuziehen, dann werde ich mich ihm bestimmt nicht widersetzen.‹ Kein Murren, keine Klage kamen über seine Lippen. Er war immer fröhlich. Am Tag freute er sich an den Blumen, und in der Nacht beobachtete er den Sternenhimmel.«

Hudson und Jennie, die so viele Jahre ihrer Ehe unfreiwillig getrennt gewesen waren, genossen jetzt die gemeinsame Zeit. »Sie waren immer noch ineinander verliebt«, beschrieben Howard und Geraldine jene Tage, in denen das gebrechlich gewordene Paar Ausflüge mit dem Zug, dem Dampfer[120] unternahm oder langsam Arm in Arm hoch hinauf in die Berge wanderte; zu ihrem Lieblingsplatz, von dem aus sie einen wunderbaren Blick auf den See und die Alpen genossen. Jetzt endlich fand Hudson auch Zeit, um sein altes Hobby, das Fotografieren, zu betreiben. Viele Stunden brachte er damit zu, seine Fotos zu entwickeln und die Blumen zu erforschen, die er gesammelt hatte. Den Pflanzen widmete er sich immer noch mit der gleichen Begeisterung, die sein Vater 65 Jahre zuvor bei ihm entfacht hatte.

Seit seinem Zusammenbruch in Amerika konnte er sich nur noch auf leichte Lektüre konzentrieren. Hinzu kamen noch Briefe und natürlich das Buch, das ihn sein ganzes Leben begleitet hatte. Zum 40. Mal in 40 Jahren las er die Bibel durch und gewann immer noch neue Einsichten.

Obwohl er Dixon Hoste zum geschäftsführenden Generaldirektor der CIM ernannt hatte, behielt er den Titel des Generaldirektors und bekam deswegen auch regelmäßig die Berichte von Stevenson und Hoste zugesandt. Erst im November 1902 – als Hoste ihn in der Schweiz besuchte – übertrug ihm Taylor die uneingeschränkte Leitung der Missionsgesellschaft. Er wusste, dass

120 A. d. H.: Zweifellos bezieht sich dies auf Ausfahrten auf dem Genfer See.

er darin von den anderen Direktoren und den beiden Räten unterstützt wurde. »Ich bin dankbar, dass Gott Sie dazu geführt hat, den Mann auszuwählen, der von uns allen am meisten betet«, kommentierte Archibald Orr Ewing diese Entscheidung Taylors.

Im Juli 1903 bemerkte Hudson, dass Jennie, die sich inzwischen im 60. Lebensjahr befand, einen Tumor hatte. Ihre Mutter war an Krebs gestorben, und so fürchtete Hudson das Schlimmste. Er schickte ein Telegramm an seinen Sohn. Howard und Geraldine reisten unverzüglich nach Chevalleyres und konsultierten einen international anerkannten Krebsspezialisten, der Jennie unter Narkose untersuchte. Er kam zu dem Ergebnis: »Es ist Krebs! Und ich fürchte, dass eine Operation nicht mehr hilft.«

Weder Hudson noch Jennie fragten jemals nach dem Ergebnis der Untersuchung.

Den Winter über blieben sie in Lausanne, wo sie einen guten Arzt in der Nähe hatten. Im Frühling 1904 wurde Jennie zusehends schwächer, und deswegen kehrten sie nach Chevalleyres zurück. Dort erfuhren sie zu ihrer großen Freude, dass es in China viele Bekehrungen gegeben hatte. Jennie, inzwischen entsetzlich abgemagert, und der noch immer schwache Hudson waren glücklich, still auf ihrer Veranda sitzen und den Vögeln zusehen zu können, die sich im blühenden Kirschbaum tummelten. Auf den Wiesen, auf die sie blickten, breitete sich ein bunter Teppich voller Narzissen und Vergissmeinnicht aus.

Im Juni kam Howard nach Chevalleyres und ein paar Tage nach ihm Amy, Jennies Tochter. Ende Juni war Jennie bereits zu schwach, um noch aufstehen zu können. Doch wenn sie die Fenster weit öffneten, genoss sie den herrlichen Ausblick und die kühle, frische Luft.

»Ich könnte nicht besser umsorgt, auch nicht glücklicher sein«, bekannte sie einer Freundin. »Ich bin fast daheim – und wie wunderbar wird es dort erst sein! Der Herr nimmt mich langsam und unendlich sanft nach Hause.«

In einem Brief an Geraldine schrieb sie: »Du weißt ja selbst, welch ein Trost der liebe Howard ist, und Amy und Vater – alle sind so liebevoll und verwöhnen mich den ganzen Tag. Der Herr geht wahrhaft behutsam mit uns um! Kein Wunsch bleibt mehr übrig. Wir können nur noch Gott loben!«

Am Abend des 29. Juli fiel Jennie das Atmen schwer. Hudson saß an ihrem Bett.

»Keine Schmerzen, keine Schmerzen!«, erklärte sie immer wieder.

Bevor der nächste Morgen dämmerte, flüsterte sie Hudson zu: »Bitte Gott, dass er mich schnell holt.« Hudson zögerte einen Moment, dann betete er: »Lieber Vater, befreie ihren Geist, der auf dich wartet.«

Fünf Minuten später wurde sein Gebet erhört.

Sie begruben Jennie im Schatten der Kirche von La Chiesaz, deren alter grauer Turm unter dem üppigen Geranke roter Kletterpflanzen verschwand. Und dann sah man immer wieder einen alten Mann mit Blumen im Arm an Jennies Grab gehen – den Weg hinunter am Schloss Blonay vorbei zur Kirche. Er setzte sich unter einen Zedernbaum und blickte, manchmal mit Tränen in den Augen, auf den See und die Berge.

In den Wochen nach Jennies Tod fand er Trost in einem französischen Bibelvers, der im Wohnzimmer an der Wand hing: »Celui qui a fait les promesses est fidele.« – »Treu ist er, der die Verheißung gegeben hat.«[121]

Als der Frühling des Jahres 1905 nahte, fühlte sich Hudson kräftig genug für einen Besuch in China – seinen elften. Howard und Geraldine reisten mit ihm über die USA. Am 17. April legten sie in Shanghai an und verbrachten die Ostertage in Yangzhou. Dort hatten Hudson und Maria fast 40 Jahre zuvor den großen Aufstand

121 A. d. H.: Vgl. Hebräer 10,23.

überlebt. In Zhenjiang ging Taylor zum Friedhof am Fluss, wo Maria und drei[122] seiner Kinder begraben lagen.

Er sprach mit einer Gruppe junger Missionare, die bald zu ihren Stationen im Inland aufbrechen wollten. »Es ist ein großes Vorrecht für mich, Sie hier treffen zu dürfen«, sagte er zu ihnen – tief bewegt. »Vor langer Zeit habe ich an diesem Ort so manchen Missionar getroffen. Meine liebe Frau ist hier gestorben. Dabei – das habe ich inzwischen erfahren: Im Geist sind uns die Menschen, die wir liebten, näher, als wir denken. Und er ist nahe! Näher, als wir denken. Der Herr wird uns niemals verlassen noch versäumen. Rechnen Sie mit ihm, freuen Sie sich an ihm, bleiben Sie bei ihm. Liebe Freunde, seien Sie ihm immer treu und halten Sie sich an sein Wort. Er wird Sie nie enttäuschen!«

In Hankou trafen sich am 29. April 1905 im Haus von Dr. Griffith John, dem LMS-Missionar, drei alte »Chinaveteranen« – und jemand war klug genug, sie gemeinsam zu fotografieren. Alle drei hatten prächtige Bärte und waren in dicke Mäntel eingepackt: Dr. William Martin, 78 Jahre alt, der amerikanische Presbyterianer, saß neben einer Topfpalme. Er war vor 55 Jahren nach China gekommen. Dr. Griffith John, der ebenfalls ein halbes Jahrhundert in China verbracht hatte, stand in der Mitte, und Taylor, mit »nur« 72 Jahren der jüngste in der Runde, saß in einem Korbsessel auf der rechten Seite. Griffith John, der temperamentvolle Waliser, sang mit Hudson lautstark Choräle.

Nach diesem Besuch fuhr Taylor mit seinem Sohn und seiner Schwiegertochter nach Norden in die Provinz Henan. Mit dem

122 A. d. H.: »Vier« im Original. Internet-Angaben zufolge hatte Hudson Taylor mit Maria insgesamt neun Kinder. Fünf davon (das unmittelbar nach der Geburt verstorbene Kind, Grace, Samuel, Jane und Noel) erreichten nicht das Erwachsenenalter. Das erstgeborene Kind starb im Oktober 1858 (wobei es unwahrscheinlich ist, dass es in Yangzhou beigesetzt wurde). Jane starb in England am 7. 12. 1865, dem Tag ihrer Geburt (also noch vor der Wiederausreise nach China). Die Angabe »vier« geht offensichtlich darauf zurück, dass die entsprechende Grabinschrift den Namen von Maria und diejenigen der vier Kinder erwähnt (wobei Jane mit einbezogen wird).

Zug brauchten sie nur ein paar Stunden für diese Reise, die sie vor 11 Jahren mit der »Schubkarre« noch zwei Wochen gekostet hatte. Die drei besuchten mehrere CIM-Stationen in Henan. In einer von ihnen feierte Taylor seinen 73. Geburtstag. Die chinesischen Christen schenkten ihm ein Spruchband aus scharlachrotem Satin mit der Aufschrift: »Dem Mann, den wir so sehr lieben!«.

Hudson und seine Begleiter kehrten am 26. Mai nach Hankou zurück; genau vor 39 Jahren hatte die »Lammermuir« ihre Reise nach China begonnen.

Am Montag, dem 29. Mai, fuhr Taylor auf einem Dampfboot mit Howard, Geraldine, Dr. Whitfield Guinness[123] und Miss af Sandeberg[124] (bei deren Familie Taylor in Schweden gewohnt hatte) nach Changsha, der Hauptstadt der Provinz Hunan, die er noch nie zuvor besucht hatte. Hunan war immer die ausländerfeindlichste Provinz Chinas gewesen. Und so hatte bis vor acht oder neun Jahren kein einziger protestantischer Missionar dort gelebt. Inzwischen arbeiteten in der Provinz über 100 Missionare aus 13 verschiedenen Missionsgesellschaften mit chinesischen Christen zusammen.

Die fünf Reisenden waren die einzigen Ausländer an Bord des brandneuen Bootes, das über den Donting-See den Xiang hinaufdampfte. Es war sehr heiß, und alle genossen die frische Brise an Deck; vor allem Whitfield Guinness und Miss af Sandeberg, die sich im Übrigen auf dieser Reise verlobten.

In Changsha ging Taylor in den zweiten Stock eines Pavillons hinauf – der so hoch lag wie der höchste Punkt der Stadtmauer. Von dort konnte man einen herrlichen Blick auf die Hügel von Hunan, auf den Xiang und die Stadt genießen. Sie sahen sich auch das Grundstück an, das der Gouverneur von Changsha der CIM zum Bau eines Krankenhauses angeboten hatte.

123 A. d. H.: Gershom Whitfield Guinness (1869 – 1927), CIM-Missionar, Bruder von Geraldine, der Schwiegertochter Hudson Taylors.

124 A. d. H.: Sie hieß ursprünglich Jane Maria af Sandeberg. Der Vorsatz »af« (»von«) lässt die adlige Herkunft erkennen.

Am Samstag, dem 3. Juni, kamen Missionare aus sechs verschiedenen Missionsgesellschaften, die in Changsha arbeiteten, zu einem Empfang ins Missionshaus der CIM. Sie wollten den Mann kennenlernen, dessen Missionsgesellschaft jetzt mehr als 800 Mitglieder hatte. Der Empfangsraum führte auf einen gepflegten Rasen, der von Bäumen und farbenprächtigen Blumenbeeten umgeben war. Man servierte Tee. Hudson Taylor erschien ungewohnt elegant in einem Anzug aus Shandong-Seide und unterhielt sich freudig angeregt mehr als eine Stunde mit seinen Gästen.

Als der letzte Gast gegangen war, überredete Howard seinen Vater, nach oben zu gehen und sich auszuruhen. Dr. Barrie, ein CIM-Missionar, der im Haus lebte, begleitete ihn. Sie sprachen noch eine Weile miteinander, dann stand Taylor auf, holte zwei Fächer. Einen davon gab er Barrie.

»Warum haben Sie denn nicht mich aufstehen lassen?«, protestierte Barrie.

»Weil ich Ihnen einen holen wollte«, erwiderte Taylor.

Dann kamen sie auf das Gebet zu sprechen.

»Ich empfinde es als ein großes Vorrecht, alles im Gebet vor Gott bringen zu dürfen«, sagte Barrie. »Aber manchmal zögere ich, weil ich denke, manche Dinge seien zu unbedeutend, um dafür zu beten.«

»Solche Bedenken kenne ich überhaupt nicht«, bemerkte Taylor – fast überrascht. »Gibt es das eigentlich – groß oder klein? Nur Gott ist groß, und ihm dürfen wir voll und ganz vertrauen.«

Später, als Taylor in seinem Zimmer zu Abend aß, stand Geraldine allein draußen und betrachtete die schimmernden Lichter der Stadt. Es war jetzt dunkel geworden. Sie ging wieder in das Zimmer ihres Schwiegervaters.

Hudson Taylor saß im Bett, neben ihm stand ein Stuhl mit einer Lampe. Anscheinend war er gerade dabei; Briefe zu lesen. Geraldine rückte sein Kissen zurecht und setzte sich auf einen Stuhl neben ihn. Als er nichts sagte, begann Geraldine über die Bilder in der Zeitschrift *Missionary Review* zu sprechen, die er vor sich

auf dem Bett liegen hatte. Plötzlich drehte Taylor den Kopf. Er war bewusstlos geworden. Erschreckt lief Geraldine zur Tür: »Howard! Dr. Keller! Schnell!«

Dr. Keller war als Erster da – gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Taylor in sein Kissen zurückfiel. Er hörte auf zu atmen, sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Und dann sah der große Freund Chinas aus wie ein Kind, das friedlich schlief.

Ein junger chinesischer Evangelist und seine achtzehnjährige Braut hatten Taylors Buch *A Retrospect*[125] gelesen, das gerade ins Chinesische übersetzt worden war. Daraufhin hatten sie beschlossen, den Autor persönlich kennenzulernen. Im CIM-Haus in Changsha teilte man ihnen die Nachricht vom Tod Taylors mit. Man erlaubte ihnen aber, sich der kleinen Gruppe anzuschließen, die sich um Taylors Bett versammelt hatte.

»Meinen Sie, ich darf seine Hand berühren?«, fragte der junge Chinese ein wenig zögernd.

Zustimmendes Kopfnicken. Da ergriff er Hudsons Hand und sagte: »Unser geliebter und verehrter Pastor! Wir lieben Sie von ganzem Herzen und sind heute hierhergekommen, weil wir Sie kennenlernen wollten. Wir wollten Ihr Gesicht sehen. Schließlich sind wir Ihre Kinder. Sie haben uns den Weg in den Himmel geöffnet. Viele Jahre haben Sie uns geliebt und für uns gebetet. Und deswegen sind wir gekommen, um Ihr Gesicht zu sehen. Sie sehen so glücklich und friedvoll aus! Sie lächeln. Ihr Gesicht ist ruhig und zufrieden. Sie können heute Abend nicht mehr mit uns sprechen, und wir können Sie nicht mehr zurückholen. Aber wir werden Ihnen folgen. Wir werden zu Ihnen kommen, und dann werden Sie uns alle willkommen heißen.«

Die chinesischen Christen bestanden darauf, den Sarg für Hudson Taylor zu kaufen. Es war der beste, der weit und breit auf-

125 Svw. *Ein Rückblick*. A. d. H.: Deutsche Ausgabe: *Rückblick*, übersetzt und herausgegeben von Simone Jaumann-Wang, Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft, 1999.

zutreiben war. Und dann trugen sie ihn hinunter an den Fluss, wo wieder einmal ein Schiff auf Hudson wartete. Der Kapitän setzte seine Flaggen auf halbmast, und dann segelten sie nordwärts, bis sie den mächtigen Jangtse erreichten. An jeder Station kamen Menschen an Bord, brachten Blumen und Kränze. Als John Stevenson in Zhenjiang auf das Schiff kam, war der Sarg bereits unter einem Meer von Blumen begraben. Dixon Hoste hielt die Beerdigungsansprache, dann wurde Hudson neben Maria und den Kindern beigesetzt.

1988 entdeckte Dr. Jim Taylor, Hudsons Urenkel, in Zhenjiang den Gedenkstein, der im ehemaligen britischen Konsulat aufbewahrt wurde, aus dem inzwischen ein Museum geworden war. Die Inschrift konnte man immer noch lesen: »Zum Gedenken an Pastor J. Hudson Taylor, den hochgeschätzten Gründer der China-Inland-Mission, geboren am 21. Mai 1832, gestorben am 3. Juni 1905. Ein Mann in Christus.«

Nachwort

von James Hudson Taylor III[126]
Generaldirektor von OMF[127]

Heute, im Jahr 1990, sind 85 Jahre vergangen, seit Hudson Taylor dort in Changsha tief im Herzen Chinas gestorben ist. Und heute feiert die China-Inland-Mission ihr 125-jähriges Jubiläum. Diese Biografie Taylors erscheint also gerade rechtzeitig zur Geburtstagsfeier. Mein Urgroßvater hat der von ihm gegründeten Missionsgesellschaft seine Leidenschaft vererbt, die Frohe Botschaft von Jesus Christus allen Menschen in China zu bringen. Auch heute noch gelten seine Grundsätze für uns unverändert weiter: von Gottes Treue abhängig sein; sich mit den Menschen identifizieren, zu denen man geht und die niemand sonst mit dem Evangelium erreicht; die Gläubigen unterweisen und ihre Leiter schulen.

Nach seinem Tod stellte sein Buch *China's Spiritual Need and Claims*[128] allen jungen Christen aus dem Westen die brennende Frage nach ihrer Bereitschaft, sich Jesus Christus ganz zur Verfügung zu stellen. Borden of Yale[129] wollte dem Aufruf folgen, eine Arbeit unter Muslimen im Nordwesten Chinas zu beginnen; doch er starb auf dem Weg dorthin in Ägypten. Etwa zur gleichen Zeit gründete der Musiker und Ingenieur J. O. Fraser eine Gemeinde

126 A. d. H.: Er ist mit dem vorgenannten Dr. Jim Taylor identisch. James Hudson Taylor III war der siebte Generaldirektor dieses Missionswerks (von 1980 bis 1990).

127 A. d. H.: Inzwischen ist für den deutschsprachigen Zweig die Bezeichnung »OMF International Deutschland« eingeführt worden.

128 Svw. *China – Seine geistliche Not und seine Herausforderungen*.

129 A. d. H.: D. h. der US-amerikanische Missionar William Whiting Borden (1887 – 1913), der 1909 seinen Abschluss an der Yale University machte.

in der Volksgruppe der Lisu an der Südwestgrenze Chinas. Die Gemeinde wuchs geradezu explosionsartig.

Die jungen Eheleute John und Betty Stam starben 1934 den Märtyrertod, als der Lange Marsch von Mao begann. Doch all dies sollte nur ein grausames Vorspiel sein zu der Feuerprüfung, von der die gesamte Kirche Chinas während der Bodenreform, dem »Großen Sprung nach vorn« und der Kulturrevolution (1956 – 1976) erfasst wurde.

Trotz allem erlebte die chinesische Kirche ein erstaunliches Wachstum. Ihre Mitgliederzahl stieg von 100 000 im Jahr 1900 um das Siebenfache auf über 700 000 im Jahr 1950. Starke einheimische Leiter gingen aus ihren Reihen hervor, wie z. B. John Sung, Wang Ming-tao, David Yang, Watchman Nee und Andrew Gih. Man begann eine Arbeit unter Studenten und gründete eigene Missionsbewegungen. Wegen der japanischen Invasion und des Zweiten Weltkrieges mussten viele Missionare das Land verlassen. Die CIM-Zentrale wurde vorübergehend von Shanghai nach Chongqing – weit landeinwärts am Mittellauf des Jangtse – verlegt. Die ganze Schule von Chefoo wurde in einem Internierungslager untergebracht. Unsere Lehrer gingen uns voran[130] und sangen mit uns folgende vertonte Bibelverse:

> »Gott ist uns Zuflucht und Stärke, eine Hilfe, reichlich gefunden in Drangsalen. Darum werden wir uns nicht fürchten … Der HERR der Heerscharen ist mit uns, eine hohe Festung ist uns der Gott Jakobs« (Psalm 46,2-3.8).

Mehr als fünf Jahre blieben wir von unseren Eltern getrennt und lernten dabei am eigenen Leib, dass man Gott vertrauen kann.

Doch die schwerste Prüfung stand China noch bevor. In den späten 1940er-Jahren starteten die kommunistischen Armeen

130 A. d. H.: Laut Internet-Angaben war der Autor dieses Nachworts in der Anfangszeit des Internierungslagers 15 Jahre alt (geb. am 12. 8. 1929). Das Lager wurde von März 1943 bis 1945 genutzt.

einen triumphalen Feldzug in den Süden des Landes. Wie Phyllis Thompson es so eindrücklich in ihrem Buch *China: The Reluctant Exodus*[131] beschreibt, mussten zwischen 1949 und 1952 alle Mitglieder der Missionsgesellschaft das Land verlassen. Als die Leiter der China-Inland-Mission sich anschließend zu einer Krisensitzung in Bournemouth (England) trafen, waren sie von Gottes Führung ebenso abhängig wie Hudson Taylor vor 86 Jahren am Strand von Brighton. Abermals wurde im Gehorsam und Glauben eine rasche Entscheidung getroffen.

Alle verfügbaren Missionare sollten ein anderes Einsatzgebiet bekommen, und man war auf der Suche nach neuen Mitarbeitern für ein neues Ziel: Länder in Ost- und Südostasien. Vom Zentrum in Singapur aus ging es nun nach Japan, Taiwan, und Hongkong, auf die Philippinen, nach Thailand, Malaysia, Singapur und Indonesien. Später kamen noch Vietnam, Laos, Kambodscha und Korea hinzu. In einigen Ländern blieb wenig Zeit.[132] Die Ernte musste so schnell wie möglich eingebracht werden.

Weil die Tür nach China fest verschlossen war und viele der neuen Länder alles mit Misstrauen betrachteten, was mit China zusammenhing, wurde der altehrwürdige Name der China-Inland-Mission in »OMF International« geändert.

Das neue Ziel lautete: Die Millionen Menschen Ost- und Südostasiens sollten so rasch wie möglich mit dem Evangelium bekannt gemacht werden. In jeder Stadt sollte eine Gemeinde entstehen. Wo es schon Gemeinden gab, arbeitete OMF eng mit ihnen zusammen. In anderen Ländern musste mehr Pionierarbeit und Gemeindeaufbau betrieben werden.

Eine doppelte Strategie wurde entwickelt: Einerseits musste man sich in den wachsenden Großstädten Asiens mit ihren vielen Beamten, Studenten und Angestellten niederlassen, andererseits aber auch in den vernachlässigten Gebieten und unter den weit ent-

131 Svw. China: *Der unfreiwillige Exodus*.

132 A. d. H.: Dies galt besonders für die vorgenannten Länder Vietnam, Laos und Kambodscha, in denen sich christenfeindliche Regimes etablierten.

fernt lebenden Volksgruppen, also im unerreichten »Inland« Ost- und Südostasiens. Die Missionare entwickelten Schriftsprachen und übersetzten die Bibel. Überall hatten eine solide theologische Ausbildung sowie die Veröffentlichung und Verbreitung christlicher Literatur den absoluten Vorrang. Von größter Bedeutung war die medizinische Arbeit im ländlichen Thailand. Dort entstanden drei Krankenhäuser, und es wurde ein Programm zur Bekämpfung der Lepra entwickelt. Hier engagierte sich OMF später auch stark für die Flüchtlinge. Auf den Philippinen startete sie dörfliche Entwicklungsprogramme, in Japan kümmerte sie sich um die Behandlung Alkoholkranker und in Taipeh (Taiwan) sowie in Bangkok um Prostituierte.

1965 feierte OMF ihr 100-jähriges Jubiläum. Jetzt bereitet sie sich auf das nächste Jahrhundert vor. Mit Freude konnte die Gemeinschaft feststellen, dass sich in vielen Ländern Ostasiens eine starke Kirche gebildet hat. Die Mitarbeiter wünschten sich, OMF zu einem neuen Werkzeug der Mission werden zu lassen, in echter Partnerschaft mit den einheimischen Kirchen. Man bildete Räte in mehreren ost- und südostasiatischen Ländern, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, eigene Missionare in andere Staaten zu entsenden. Heute bestehen acht solcher nationalen Heimaträte. Eine weitere Verbindung wurde zur »Indian Evangelical Mission« aufgebaut, die mehrere Missionare mit OMF nach Thailand entsandt hat.

OMF International entwickelt sich immer mehr zu einer Gemeinschaft von Christen aus Ost und West, die Schulter an Schulter dem Ruf Gottes nachkommen wollen. Gewiss, diese biblische Partnerschaft befindet sich noch im Anfangsstadium, aber Gott hat unerschöpfliche Möglichkeiten.

Hudson Taylors große Lebensaufgabe war es, China mit Jesus Christus bekannt zu machen, und 85 Jahre lang verfolgte auch die CIM dies als alleiniges Ziel. Doch als der Herr der Ernte Anfang der 1950er-Jahre die Zeit für gekommen hielt, die Türen für die Mission zu verschließen, erweiterte die CIM ihren Aufgabenbereich auf viele Länder in Ost- und Südostasien. Und nun, wo das

Jahr 2000 naht, ruft er OMF dazu auf, ihren Horizont ein zweites Mal zu erweitern, um die Frohe Botschaft allen Menschen dieser Regionen zu bringen – ganz gleich, an welchem Ort sie sich aufhalten. Viele Tausende leben jetzt weit entfernt von ihrer Heimat und sind doch leichter zugänglich geworden. Vielleicht können sie als Christen in ihr Land zurückkehren. Obwohl immer mehr Länder Missionaren Einreisebeschränkungen auferlegen, sind »professionelle« Fähigkeiten nach wie vor willkommen. Auch hierauf müssen wir mit Fantasie reagieren.

OMF fühlt sich unverändert mit dem chinesischen Volk zutiefst verbunden. Wir können nicht vergessen, dass wir als China-Inland-Mission ins Leben gerufen wurden. Seit unserem »unfreiwilligen Exodus« haben wir die Gemeinde weltweit unablässig dazu aufgerufen, für unsere Geschwister in China zu beten und dazu beizutragen, dass Millionen neu hinzugekommener Christen durch Radiosendungen und durch Bibeln sowie durch christliche Literatur gestärkt werden. Gott wirkt heute in China auf wunderbare Weise. OMF hat zwar nicht vor, sich in China wieder so wie früher niederzulassen, aber wir möchten gern von unseren Geschwistern in China lernen, der chinesischen Kirche zu dienen und mit ihnen in Christi unvergleichlichem Dienst zu stehen – so wie sie es wollen. Hunderte von Millionen Menschen in China leben noch immer ohne Christus, darunter viele kleine Volksgruppen.

Seit dem Abschluss des großartigen Zeugnisses von Hudson Taylor sind 85 Jahre vergangen, in denen auch wir die Treue Gottes erfahren konnten. Während der Revolution[133] und des Zweiten Weltkrieges sowie in Zeiten, die ähnlich turbulent waren wie diejenige, die er erlebte, wurde die Mission aufgrund der Gegenwart Gottes bewahrt, und sie erfährt noch immer seine Kraft, seine Fürsorge und seinen Schutz. Was uns dieses Buch über die Nach-

133 A. d. H.: Damit sind in diesem Kontext die Revolution von 1911 – 1912 (Sturz der Qing-Dynastie und Ausrufung der Republik) sowie die unmittelbar nachfolgenden Ereignisse gemeint. Die Kulturrevolution fand erst Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg statt.

folge lehrt, bleibt nicht auf einen Mann, auch nicht auf das von ihm gegründete Missionswerk beschränkt. Es sind bleibende Grundsätze, die jeder Christ erlernen und nach denen er auch leben kann – ganz gleich, ob er nun Student oder Hausfrau, Arbeitgeber oder Angestellter ist. Man muss nur danach handeln.

September 1989
Singapur

Dank

Mein Dank gilt Dr. Jim Broomhall, der sich viel Zeit genommen hat, um mit mir über Hudson Taylor zu sprechen und all meine Fragen zu beantworten. Er stellte mir freundlicherweise auch die Bücher VI und VII seines Werkes *Hudson Taylor and China's Open Century*[134] noch vor deren Veröffentlichung zur Verfügung. Außerdem las Dr. Broomhall das Manuskript dieses Buches, korrigierte Fehler und half mit Verbesserungsvorschlägen. Wer einige Aspekte der Biografie Hudson Taylors weiterverfolgen möchte, wird das mit Dr. Broomhalls Werk in jeder Beziehung tun können.

Dankbar bin ich auch Sheila Groves, die das Manuskript in wesentlichen Dingen verbessert hat.

Das Personal von OMF in Sevenoaks (Großbritannien) hat meine Anfragen nach Quellenmaterial immer rasch und effizient beantwortet. Bei der Herausgabe waren mir Edyth Banks und das OMF-Beraterteam in Singapur eine große Hilfe. Edward England half mir auf die für ihn charakteristische Weise mit vielen Worten der Ermutigung. Und meine eigene Familie – Sheila, Timothy und Joseph – haben mir geholfen, bei Verstand zu bleiben. Euch allen herzlichen Dank!

Ich wünsche mir so sehr, dass dieses Buch zum besseren Verständnis eines Mannes beiträgt, der sich selbst immer als den kleinen Diener eines großen Herrn bezeichnete.

Roger Steer

134 A. d. H.: Svw. *Hudson Taylor und Chinas ›offenes Jahrhundert‹*. Damit ist der Zeitraum zwischen den Opiumkriegen und dem erzwungenen Abzug der Missionare nach der kommunistischen Machtübernahme gemeint.

Die Häuser in der Pyrland Road stehen auch heute noch – mit den Hausnummern von damals. Am Haus Nummer 6 ist eine Inschrift zu lesen, die auf Hudson Taylor und die Arbeit der CIM in diesem Gebäude hinweist.

Anschriften von OMF International im deutschsprachigen Bereich:

OMF International Deutschland
Am Flensunger Hof 12
D-35325 Mücke

OMF Suisse (Schweiz)
Neuwiesenstrasse 8
CH-8610 Uster

Abkürzungen

A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
Luther 1984	*Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers*, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart (Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984).
Schlachter 2000	*Die Bibel*, übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000), Genf.
svw.	so viel wie